Crus 18.7.32

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
COUNT PAUL RIANT

MEMBER OF THE
INSTITUTE OF FRANCE
HISTORIAN OF THE
LATIN EAST

MDCCCC

GIFT OF J. RANDOLPH COOLIDGE
AND ARCHIBALD CARY COOLIDGE

Bibliot.
de M.r le ... Riant

Crus 18.7.32

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
COUNT PAUL RIANT

MEMBER OF THE
INSTITUTE OF FRANCE
HISTORIAN OF THE
LATIN EAST

MDCCCC

GIFT OF J. RANDOLPH COOLIDGE
AND ARCHIBALD CARY COOLIDGE

Digitized by Google

Albert von Aachen

von

Bernhard Kugler.

STUTTGART.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1885.

Cruc 18.7.32

Harvard College Library
Blant Collection
Gift of J. Randolph Coolidge
and Archibald Cary Coolidge
Feb. 26, 1900.

Dem Andenken

Carls von Noorden

gewidmet.

Digitized by Google

Ich schmücke dieses Buch mit Noordens Namen, teils und vor allem weil es mich drängt, bei der ersten mir sich darbietenden Gelegenheit, der Verehrung für Geist und Gemüt des so frühe Entschlafenen Ausdruck zu geben, teils aber auch weil er mich veranlasst hat, meine Forschungen über Albert von Aachen zu vollenden. Denn wiederholt und noch in seiner letzten Lebenszeit richtete Noorden die freundschaftliche Mahnung an mich, ich solle doch endlich durchführen, was ich in jenen Forschungen seit Jahren begonnen. Sein Verlangen nach einer besseren Würdigung des ganzen Werkes Alberts von Aachen ruhte, wie die folgenden Blätter ausser Zweifel stellen dürften, auf gutem Grunde. In die Freude, die ich hierüber empfinde, mischt sich nun freilich tiefe Wehmut, da ich das fertige Buch, anstatt es dem Freunde zu übergeben, nur noch seinem, allen Fachgenossen teuren Andenken zu widmen vermag.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1
Peter von Amiens 6
Herzog Gottfried im Griechenreiche 12
Belagerung von Nicäa 22
Marsch durch Kleinasien 33
Besetzung Armeniens 42
Belagerung von Antiochien 67
Einnahme von Antiochien 100
Kampf mit Kerbogha von Mosul 121
Von Antiochien nach Jerusalem 172
Eroberung des heiligen Landes 199
Herzog Gottfrieds Ende 243
Anfang König Balduins I. 266
Kreuzzug von 1101 309
König Balduin I. von 1102—1109 324
König Balduin I. von 1109—1118 360
Schlussbetrachtungen 414

Druckfehler.

S. 45, Z. 7 v. oben statt missi ac Imperatore lies missi ab Imperatore.
S. 103, Z. 7 v. unten statt wie die letztere lies wie der letztere.
S. 119, Z. 1 v. oben statt Den letzten lies Den letzteren.
S. 144, Z. 5 v. oben statt sei's vor Albert lies sei's von Albert.
S. 304, Z. 3 v. unten statt unmittelbar lies unmittelbar vor.

Einleitung.

Das Geschichtswerk, in welchem Albert von Aachen den ersten Kreuzzug und das Werden und Wachsen des Reiches Jerusalem unter König Balduin I. schildert, ist eine der umfangreichsten Aufzeichnungen, die während des ganzen Mittelalters einer beschränkten Gruppe von Ereignissen gewidmet worden sind. In 12 Büchern und 612 Kapiteln erstreckt es sich in der neuesten Ausgabe, im Recueil des historiens des croisades, über nicht weniger als 443 Folioseiten. Vom Zeitalter der Hohenstaufen bis zu den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts galt es als die reichste und anziehendste Quelle zur Erkenntnis der Heldenthaten, welche die Franken zwischen 1096 und 1120 zu Ehren Jesu Christi im fernen Orient verrichtet haben. Dann trat Heinrich von Sybel im Jahre 1841 (in der ersten Auflage seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges) mit der Behauptung auf, Albert von Aachen habe wohl eine erstaunliche Fülle von Notizen zur Geschichte der Kreuzfahrer bis 1120 gesammelt, aber völlig kritiklos habe er hierbei die Schöpfungen der Sage in ausgedehntester Weise aufgenommen, so dass sein Werk, abgesehen von einigen Einzelnheiten, die man allenfalls benutzen dürfe, im Ganzen als historische Quelle unbedingt zu verwerfen sei. Dieses schroffe Urteil schien dauernde Geltung gewinnen zu müssen, als bald darauf eine stattliche Reihe von Dichtungen veröffentlicht wurde (La chanson d'An-

tioche, publiée par Paulin Paris, Paris 1848. La conquête de Jérusalem, publ. par C. Hippeau, Paris 1868. Le chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon, publ. par le Baron de Reiffenberg et M. A. Borgnet, Bruxelles 18[illegible] —1859), deren ursprüngliche Fassung ohne Zweifel der Sangeslust und der erregten Phantasie der Kreuzfahrer selbst ihre Entstehung verdankt und die an nicht wenigen Stellen nahe Verwandtschaft, hier und da sogar wörtliche Uebereinstimmung mit der Erzählung Alberts von Aachen beh[illegible]den. Trotzdem aber erhob sich gegen Sybels Anschauung bald leisere, bald lautere Opposition, immer dahin gehend, dass Albert viel zu viel treffliches Material beibringe, um als Fabulierer kurzer Hand beiseite gelegt werden zu können; und da meine Studien auch mich wiederholt auf die Streitfrage führten, so wagte ich es, der Unumstösslichkeit der Sybel'schen Resultate zuerst einen bescheidenen, nach einiger Zeit jedoch auch einen schärfer betonten Zweifel entgegen zu setzen (in zwei Aufsätzen, in Sybels historischer Zeitschrift, XLIV 22 ff., über „Peter der Eremite und Albert von Aachen" und in den Forschungen zur deutschen Geschichte, XXIII 481 ff., über „Kaiser Alexius und Albert von Aachen"). Sybel wies jenen bescheidenen Zweifel, sowohl in einem Nachwort zu meinem in seiner Zeitschrift abgedruckten Aufsatz, als auch dadurch zurück, dass er in seiner vor vier Jahren erschienenen zweiten Auflage seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges an seinen erstmaligen Aufstellungen in vollem Umfange festhielt. Mein späteres und entschiedener formuliertes Beharren auf dem von mir eingenommenen Standpunkte erklärte er, wie ich wohl mitteilen muss, in einem an mich gerichteten Briefe für ein gänzlich verfehltes Unternehmen, und so sehe ich mich wieder genötigt, der Lösung der Albertfrage, so gern ich sie auch anderen Händen überlassen hätte, selber ernstlich näher zu treten.

Von Alberts Lebensumständen wissen wir sehr wenig

Das Wort Aquensis, welches seinem Namen hinzugefügt ist, bezeichnet höchst wahrscheinlich, dass er ein Aachener war, oder während der Abfassung seines Werkes in dieser Stadt verweilte; doch wird noch immer darüber gestritten, ob der Zusatz nicht auch auf Aix in der Provence gedeutet werden könne. Geschrieben hat er ein paar Jahrzehnte nach dem ersten Kreuzzuge; genaueres lässt sich nicht sagen.

Für die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit seiner Erzählung ist von hervorragender Bedeutung das Eingeständnis, welches er gleich im Anfang des Werkes macht, dass er selber niemals eine Kreuzfahrt unternommen hat. Er ist also nicht im heiligen Lande gewesen, hat an den Thaten, von denen er spricht, keinen Teil genommen und ist überdies für 1096 und noch manches folgende Jahr wohl nicht einmal als ein Gleichzeitiger zu bezeichnen. Sein Werk erscheint uns hiernach und im Vergleich mit den Berichten der Augenzeugen, von denen eine stattliche Anzahl über den ersten Kreuzzug und das Reich Jerusalem geschrieben hat, nur als eine Quelle zweiten Ranges. Dieselbe kann ihr dann höheren Wert erhalten, wenn sich etwa nachweisen lässt, dass das Material, welches er benutzte, ebenfalls aus Berichten von Augenzeugen oder gar, der Hauptsache nach, aus dem Bericht *eines* Augenzeugen, *eines* „Gleichzeitigen und Teilnehmenden" besteht und von ihm einfach abgeschrieben ist.

An vielen Stellen versichert er nun auch, sein Werk sei aus Schilderungen entstanden, die ihm die Kreuzfahrer selber gemacht haben, woran Sybel freilich die Erörterung knüpft, dass diese Schilderungen nur mündliche gewesen seien, Alberts Darstellung mithin ausschliesslich auf Hörensagen zurückführe und schon deshalb wenigen Glauben verdiene. Diese Erörterung ruht jedoch leider auf reiner Willkür. Denn obgleich erweislich sein mag, dass diese oder jene Stelle Alberts nach Hörensagen niedergeschrieben ist,

so lässt sich dies doch für das ganze, ebenso inhalt- wie umfangreiche Werk niemals erhärten. Auch widerspricht der Charakter der Erzählung in weitaus den meisten Kapiteln, wie wir sehen werden, entschieden der von Sybel angenommenen Entstehungsweise des Werkes, und ausserdem sagt Albert, dass er die Mitteilungen der Augenzeugen, auditu et relatione, d. h. doch wohl durch Wort und Schrift, erhalten habe.

Für gewisse Teile seiuer Darstelluug kennen wir die Mitteilungen — müudliche oder schriftliche ist hier zuuächst gleichgültig —, auf die er sich stützt. Es sind jeue Dichtungen, Kreuzfahrerlieder, die er mit Begeisteruug aufgenommen, ins Lateinische übersetzt, dabei auch in Prosa verwandelt und seinem Werke einverleibt hat. Die Kritik Alberts hätte hiernach, wie man meineu könnte, davon zu beginnen, diejenigen Teile seines Berichtes, deren Quelle bekannt ist, also die auf den Liedern ruhenden, der genauesten Prüfung zu unterwerfen. Heute scheint mir jedoch allein das umgekehrte Verfahren angezeigt. Denn wenn auch in Zukunft die Lieder und die von ihneu abgeleiteten Erzählungen Alberts und, wie sogleich hinzugefügt werden muss, noch mehrerer anderer Chronisten jener Zeit sorgfältig darauf untersucht werden müssen, wie viel vou ihren Mitteilungen für die Geschichtschreibung brauchbar seiu möge — die Liederdichter meinten nämlich nicht zu fabulieren, sondern Geschehenes zu berichten —, so haben wir doch einstweilen weit Wichtigeres und Dringenderes zu thun. In den Liedern macht sich der Schwall der Sage unendlich breit. Zwischen Bergen des Irrtums lassen sich bestenfalls Körnchen von Wahrheit finden. Es ist deshalb ratsam, vou den Liedern für jetzt abzusehen, diejenigen Erzählungen Alberts, die nachweisbar oder wahrscheinlich aus den Liedern geschöpft sind — mit wenigen Ausnahmen, für welche besondere Gründe sprechen —, als Berichte schlechtester Glaubwürdigkeit von der Untersuchuug aus-

zuschliessen und in solcher Begrenzung das Verdammungsurteil, welches Sybel über unsern Chronisten fällt, für diesmal immerhin anzuerkennen.

Ausser den Erzählungen, auf welche die Phantastik der Lieder verderblichen Einfluss geübt hat, werde ich mich aber auch mit noch andern Stücken des Albert'schen Werkes nicht eingehend beschäftigen. Ich meine eine Anzahl von Episoden — vereinzelte Heldenthaten, wundersame Schicksale einer kleinen Pilgerschar und Ähnliches schildernd —, die an sich wahr oder falsch sein können, auch von Anfang an in der, wie ich vorgreifend sagen will, unserm Albert zu Grunde liegenden Chronik gestanden haben, oder von einem späteren Abschreiber, etwa Albert selber, hinzugefügt sein mögen, die aber, weil sich keine weiter wirkenden Schlussfolgerungen an sie knüpfen, ohne Schaden unberücksichtigt bleiben dürfen. Die Ausfüllung dieser Lücke überlasse ich späterer Zeit, vielleicht auch der Arbeit anderer Forscher, die das Material zur Würdigung der einen oder der andern Episode in Händen haben.

Diese Ausschliessung der meisten auf den Liedern ruhenden Abschnitte und der Episoden aus der vorliegenden, ohnedies schon recht verwickelten Untersuchung empfiehlt sich nicht bloss aus inneren Gründen, wie die Folge noch genauer ergeben wird, sondern verringert auch die Masse des zu prüfenden Materials nicht einmal sehr erheblich. Die Zahl der Kapitel, welche der Kritik unterworfen bleiben, ist noch eine überaus grosse, und es ist in ihnen alles enthalten, worüber wir nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse vornehmlich Aufschluss bedürfen.

Für den Gang der Kritik empfiehlt sich ferner, nicht von Kapitel zu Kapitel und von Buch zu Buch Alberts fortzuschreiten, sondern die Berichte des Chronisten für abgerundete Ereignisgruppen zusammenzufassen und dabei sowohl die Natur dieser Berichte, wie sie nach und nach klar werden wird, festzustellen, als auch in Kürze mitzu-

teilen, in welchen Punkten sich unser Wissen von der Geschichte des ersten Kreuzzuges und des Königreichs Jerusalem neu gestaltet.

Die auf den folgenden Blättern enthaltenen Kapitel- und Seitenangaben beziehen sich bei Citaten aus Quellenschriften zur Geschichte der Kreuzzüge, soweit nicht anderes angegeben, auf den Recueil des historiens des croisades.

Peter von Amiens.

Im Anfang seines Werkes entwickelt Albert in schwungvollen Worten, dass er, nachdem ihm nicht vergönnt gewesen, die Thaten und Leiden der Kreuzfahrer zu teilen, dieselben wenigstens beschreiben wolle, und zwar bezeichnet er ausdrücklich als sein Thema die „Geschichte des Kreuzzuges, der Dank den Heldenthaten des ruhmreichen Herzogs Gottfried zur Befreiung Jerusalems von der Herrschaft der Ungläubigen geführt hat." Diese Einleitung, die ohne Zweifel nicht bloss aus der Feder, sondern auch aus dem Kopfe Alberts stammt, erregt Befremden, sobald man beachtet, dass Gottfried in dem ganzen ersten Buche fernerhin nicht genannt und mit dem Beginn des zweiten Buches in der schlichtesten Weise in die eigentliche Erzählung eingeführt wird. Allerdings kann dieses Verfahren damit entschuldigt werden, dass das erste Buch die Geschichte der sogenannten Bauernkreuzzüge umfasst, die recht wohl vor dem Zuge Gottfrieds abgehandelt werden durften; ein Autor jedoch, der, wie Albert, den Herzog als den massgebenden Helden des heiligen Krieges ansah, würde gewiss solcher Meinung in Disposition und Stil kräftigeren Ausdruck gegeben haben, wenn er sein Werk ganz aus eigenem Geiste geschaffen und nicht nach dem Rahmen einer fest

durchgebildeten Vorlage gearbeitet hätte. Alberts einleitende Worte zeigen uns daher einerseits die Stimmung, in der alle Christen und vornehmlich die Lothringer, mithin auch Albert von Aachen, bald nach dem Kreuzzuge Herzog Gottfrieds gedachten, andrerseits aber legen sie schon die Vermutung nahe, dass die Chronik in ihrem Kern und in ihrer ursprünglichen Gestalt von einem anderen Verfasser geschrieben ist.

Das erste Buch enthält also die Geschichte der Bauernkreuzzüge und dabei in zwei Dritteln seines Umfangs die Geschichte Peters von Amiens. Der Klausner erfreute sich nach dem Kreuzzuge einer ähnlichen Berühmtheit wie Gottfried von Bouillon. Die Lieder erzählten von einer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe, die er schon vor dem grossen Kreuzzug vollendet, und von einer wundersamen Vision, die er in Jerusalem gehabt habe. In dem Teil des Quellenmaterials, welcher unserer Chronik als eigentliche Vorlage gedient hat, fand Albert nichts von diesen Sagen, die seinen schwärmerisch erregten Sinn lebhaft ansprachen, und so erzählte er, den Liedern grossenteils wörtlich folgend und in unmittelbarem Anschluss an jene einleitenden Worte, zunächst die Geschichte Peters vor dem Kreuzzuge (cap. 2—5). Dann endlich wendete er sich zu seiner Vorlage und schrieb dieselbe von ihrem Anfang an wahrscheinlich schlechthin ab. Denn für den Aufbruch der ersten Pilgerschar, den eigentlichen Beginn der ganzen Heeresfahrt, auf den er im 6. Kapitel kommt, giebt er ein sehr feierlich und umständlich umschriebenes Datum, während er sich in den voraufgehenden Kapiteln, obwohl er bei mancher Wendung, z. B. bei der Erwähnung des Konzils von Clermont, Anlass genug gehabt hätte, jeder Datierung enthält. Jenes feierliche Datum macht den Eindruck, als ob mit ihm bei Albert ein neuer und getreu wiedergegebener Bericht, eben unsere Vorlage, beginne.

Welchen Wert diese Vorlage für die Geschichte der

Bauernkreuzzüge hat, will ich hier nicht nach allen Seiten entwickeln, da ich mich in den oben erwähnten Aufsätzen schon zweimal darüber verbreitet habe. Ich erinnere nur an Folgendes. Die Geschichte Walters Habenichts, Peters, Gottschalks, Emichos und ihrer Schicksalsgefährten wird uns in nüchterner, verständiger und sehr eingehender Weise erzählt. Der Stil ist wohl hier und da etwas erregt, wenn die Ereignisse (schreckliche Niederlagen der Pilger) dazu Anlass bieten, in der Hauptsache jedoch von erfreulicher, Vertrauen erweckender Ruhe. Die chronologischen und geographischen Angaben sammt dem Kausalnexus aller Thaten und Leiden lassen wenig zu wünschen übrig. Die nicht zahlreichen Widersprüche mit anderen Quellen sind teils scheinbar, teils zeigen sie bei sorgfältiger Prüfung, dass unsere Vorlage die bessere Ueberlieferung bewahrt hat. An Mängeln sind ausser einigen kleinen Ungenauigkeiten nur zu erwähnen die nicht völlig zureichende Kunde über die, so zu sagen, diplomatischen Angelegenheiten, d. h. den Verkehr der Pilgerführer mit Kaiser Alexius und Ähnliches, und der Charakter der Zahlenangaben, welcher den typischen Zug, der mittelalterlichen Zahlenangaben oftmals eigen ist, auffallend steigert. Im Ganzen kann kein Zweifel darüber sein, dass wir in der Vorlage die beste und reichste Quelle zur Geschichte der Bauernkreuzzüge besitzen.

Von wem dieselbe geschrieben sein mag, war mir damals, als ich jene Aufsätze veröffentlichte, noch unklar. Ich hatte nur erkannt, dass Albert nicht der eigentliche Autor sein könne, weil er, verhältnismässig spät und vom Schauplatz der Ereignisse entfernt lebend, einen so inhaltvollen und wohlgeordneten Bericht selbständig zu verfassen ohne Zweifel nicht im Stande war. Doch hielt ich für möglich, dass Albert eine Reihe schriftlicher Aufzeichnungen, also mehrere Vorlagen benutzt habe, und zwar etwa je eine für den Kreuzzug Peters, Gottschalks und Emichos. Die fortgesetzte Durchforschung des Albert'schen Werks

hat mich aber schliesslich zu einer andern und, wie ich hoffe, ansprechenden Vermutung geführt, dass nämlich die Geschichte all dieser Bauernkreuzzüge von einem und zwar von demselben Autor geschrieben ist, dessen Aufzeichnungen auch den späteren Büchern des Albert'schen Werkes allem Anschein nach als Vorlage gedient haben. Wir dürfen uns darunter einen Lothringer denken, der im Heere Gottfrieds von Bouillon am Kreuzzuge Teil genommen hat und nach der Eroberung Jerusalems im heiligen Lande geblieben ist.

Diese Vermutung, die den Vorzug hat, die Sachlage ausserordentlich einfach zu gestalten, stützt sich zunächst darauf, dass der Stil in allen zwölf Büchern des Albert'schen Werks (stets nur die wichtigsten auf den Liedern ruhenden Stücke ausgenommen) wesentlich ein und derselbe ist. Vollendete Sachlichkeit, die nichts von Reflexion weiss, verständige Nüchternheit, an deren Stelle nur in Folge starker Antriebe ein leidenschaftlicher Ton tritt, eine plumpe, aber lebendig malende Latinität, kurz, eine gesunde Naivität zeichnen ihn charakteristisch aus. Die Stilverwandtschaft der einzelnen Bücher erstreckt sich bis auf die formelartige Wiederholung einmal gebrauchter und als treffend empfundener Bezeichnungen, so dass z. B. Peter von Amiens I, 15 genannt wird „statura pusillus, sed sermone et corde magnus" und IV, 44 „statura pusillus, sed meritis magnus".

Ferner spricht für die Vermutung, dass ein und derselbe lothringische Chronist die „Vorlage" nicht blos des ersten Buches, sondern auch der Fortsetzung geschrieben hat, die eigentümliche Art, in der das zweite Buch unseres Werkes und damit die Geschichte Herzog Gottfrieds beginnt. Hier findet sich, wie schon berührt, kein Wort, welches den Leser aufmerksam machen könnte, dass nun endlich der eigentliche, sieg- und ruhmgekrönte Heros in den Mittelpunkt der Ereignisse tritt; es findet sich aber auch ebenso wenig eine Wendung, die nachdrücklich auf den

Anfang einer neuen Vorlage hinwiese. Im Gegenteil, die Worte klingen nur so, als ob ein und derselbe Berichterstatter, nachdem er das erste Stück seiner Aufgabe erledigt, kurz und schlicht zur Weiterführung der Arbeit geschritten sei.

Ausserdem kommt noch in Betracht, dass ein Begleiter Herzog Gottfrieds recht wohl alles das, aber auch nur das, was das Albert'sche Werk über die Bauernkreuzzüge enthält, in Erfahrung bringen konnte. Denn wenn auch Albert, wie wir wissen, diese Fülle der Kenntnisse nicht durch blosses Umherfragen erwerben konnte, so muss das doch für einen lothringischen Pilger, der kurze Zeit nach Walter Habenichts, Peter, Gottschalk und Emicho die gleiche Strasse zog und gewiss oftmals Gelegenheit fand, mit den Gefährten dieser Männer zu verkehren, ein Leichtes gewesen sein. Er gewann aber hierbei eingehende Kunde natürlich nur von den Schicksalen derjenigen Kreuzfahrerhaufen, die auf seiner Strasse vor ihm hergezogen waren, nicht jedoch von den Erlebnissen anderer Scharen, z. B. der Volkmars, und von diesen schweigt denn auch unser Berichterstatter. — Ja sogar eine, wie es scheint, irrige Meinung, die der lothringische Chronist vertritt, dass nämlich das Gottschalk'sche Heer, nachdem es sich allerdings arge Ungebühr erlaubt, im Wesentlichen nur durch die Tücke der Ungarn zu Grunde gerichtet worden sei, spricht für die sehr frühzeitige, also den Tagen Alberts weit vorangehende Abfassung des Berichts. Denn auch Ekkehard, der Einzige, der ausser Albert näheres über Gottschalk mitteilt, hat anfangs die Ungarn für die Katastrophe verantwortlich gemacht und erst später alle Schuld auf Gottschalk und dessen zuchtlose Genossen gewälzt.

Der Gewinn, den wir durch die Rettung dieses Teiles des Albert'schen Werkes machen, ist ein recht erheblicher. Wir erkennen weit deutlicher, als bisher möglich war, wie sich die Bauernkreuzzüge abgespielt haben. Peter marschierte

auf dem Wege, den man wohl als die rechte Kreuzfahrerstrasse bezeichnen darf (Gottfried folgte ihm auf derselben), westlich vom Neusiedlersee durch die porta Cyperon (Ödenburg) nach Ungarn hinein. Gottschalk und Emicho wendeten sich nördlich vom Neusiedlersee auf die porta Meseburg (Wieselburg), und vielleicht war schon diese Marschrichtung, die ohne Not tiefer ins Innere Ungarns führte, von Einfluss auf die zwischen diesen Pilgern und den Ungarn sich entwickelnden Händel. Peter kam glücklich durch Ungarn, erlitt aber in der terra Bulgarorum eine Niederlage, die sein Heer für einen Augenblick ganz auseinander sprengte. Wieder gesammelt, erreichte dasselbe, noch immer eine stattliche und thatendurstige Masse bildend, Konstantinopel, setzte sich nach kurzer Frist auf der kleinasiatischen Küste fest und verwickelte sich hier durch eigene Schuld mit den Seldjuken in sehr unheilvolle Kämpfe, deren Hergang wir jetzt mit Hülfe unseres lothringischen Chronisten, wie ich dies schon früher ausgeführt habe, in allem Wesentlichen feststellen können. Ebenso eigentümlich wie lebendig tritt dabei die Persönlichkeit Peters von Amiens, dieses seltsamsten aller Bauernführer, hervor. Obwohl ein Schwärmer, ist er doch besonnen überlegend und gutem Rate zugänglich. Im Glücke aufbrausend und verwegen, verzagt er leicht, wenn überwältigende Gefahr ihm zu drohen scheint.

Der Lothringer, der uns dies alles mitteilt, verdient im ganzen dasselbe Vertrauen, welches wir schon seit langem dem gleichfalls anonymen normannischen Chronisten, dem Verfasser der Gesta Francorum, und dem Provenzalen Raimund von Agiles entgegen zu bringen gewöhnt sind. Wissbegierig und umsichtig sammelt er eine beträchtliche Menge guter Nachrichten und ordnet dieselben in übersichtlichen Gruppen. Massvollen Sinnes bestrebt er sich offenbar, gerecht zu sein, so dass er namentlich die Unthaten der Pilger, die ihm zu Ohren gekommen, nicht verschweigt,

vielmehr dieselben mehrfach mit harten Worten geisselt. Vereinzelte Ungenauigkeiten fehlen zwar nicht, doch sind sie nicht zahlreicher und nicht schwerer wiegend, als bei jedem guten Chronisten des Zeitalters. Auch ist zu beachten, dass er für die Geschichte der Bauernkreuzzüge nicht „Teilnehmender", nur „Gleichzeitiger" war: gewisse kleine Mängel, namentlich der ungewöhnlich scharf ausgeprägte typische Charakter der Zahlenangaben und die übertrieben hohe Zahl des Emicho'schen Heeres mögen damit zu entschuldigen sein.

Herzog Gottfried im Griechenreiche.

Alberts zweites Buch beginnt mit der Bemerkung, dass nach dem Abmarsche Walters, Peters, Gottschalks und Emichos Herzog Gottfried im August (1096) aufgebrochen ist. Diese einfache Bemerkung ist aber in eigentümlich fehlerhafter Weise ausgedrückt. Die Worte lauten nämlich: Igitur post discessum Petri Heremitae ejusque exercitus gravissimum casum, dehinc, modico intervallo, post crudelem stragem exercitus Godescalci presbyteri .... Godefridus, dux regni Lotharingiae, vir nobilissimus, fraterque ejus uterinus Baldewinus .... eodem anno, medio mensis Augusti, viam recto itinere Jerusalem facientes etc.

In diesen Worten ist zunächst die Anknüpfung der Katastrophe Gottschalks an das Vorhergehende mit „dehinc" unrichtig. Denn Gottschalk hat seinen Zug zwar begonnen n a c h dem Abmarsch Peters und Walters, aber lange v o r der im Oktober geschehenen Vernichtung des Peter'schen Heeres. Dasselbe gilt natürlich von Gottfried, welcher die Kreuzfahrt auch n a c h Peter (und n a c h Gottschalk und Emicho), jedoch v o r der Vernichtung des Peter'schen Heeres angetreten hat. Dieser in Wahrheit sehr unbedeu-

tende und nur im Stil liegende Fehler ist von hohem Interesse für die Kritik unserer Chronik. Denn der Verfasser der Vorlage, jener „Lothringer", hat die geistige Eigentümlichkeit, zwei Ereignisreihen, die im ganzen zeitlich neben einander hergehen, nur insoweit richtig zu erzählen und verständig zu gruppieren, als er zuerst die eine, ein wenig früher endende Ereignisreihe vollständig behandelt und darnach die andere, ein wenig später endende Reihe. Beim Übergang auf die zweite Reihe liegt ihm aber regelmässig im Sinn, dass dieselbe später abschliesst als die erste, mithin dieser, so zu sagen, nachfolgt; und in zahlreichen Fällen fährt er deshalb bei solchen Übergängen mit einem „dehinc", „postea", oder einer ähnlichen, völlig schablonenhaften Wendung in der Erzählung fort. Dieses Verfahren führt manchmal zu äusserst wunderlich klingenden Behauptungen — z. B., dass das Heer A im September geschlagen und darnach das Heer B im Mai aufgebrochen, im August an den Feind gekommen und im Oktober vernichtet worden sei —; berücksichtigt man aber jene geistige Eigentümlichkeit oder Unart des Verfassers, so lässt sich seine wahre Meinung stets mit Sicherheit erkennen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich eine ganze Anzahl wertvoller Schlüsse. Einerseits nämlich muss man zugestehen, dass ein Historiker, der so ungeschickt schablonenhaft denkt und schreibt, kein feines Gefühl für Chronologie hat, und in dieser Beziehung zeigt sich, wie wir sehen werden, unser Lothringer überhaupt nicht besonders lobenswert. Andererseits aber löst sich die Mehrzahl der unerhörten chronologischen Widerprüche, die Sybel in Albert von Aachen fand, bei richtiger Interpretation jener schablonenhaften Wendungen so leicht und vollständig auf, dass in den hierher gehörigen Fällen tadelfreie Berichte zum Vorschein kommen. Und drittens liegt in diesen Wendungen, da sie auf einer bestimmten geistigen Eigentüm-

lichkeit und somit auf der Thätigkeit e i n e s Kopfes ruhen, ein fast mathematisch zwingender Beweis, dass Albert die betreffenden Berichte nicht, wie Sybel will, den Erzählungen zahlloser Einzelnen, sondern den Aufzeichnungen eines einzigen Mannes entnommen hat. An Belegen für jeden dieser Sätze wird es im Verlauf der vorliegenden Untersuchung nicht fehlen.

Der lothringische Chronist, dem wir hiermit um einen Schritt näher treten, giebt uns in der ersten Hälfte des zweiten Buches Alberts eine im ganzen vortreffliche, detailreiche und gut zusammenhängende Schilderung vom Zuge Gottfrieds durch Ungarn und Griechenland bis zur Sammlung des grossen Kreuzheers. Sybel verwirft dieselbe freilich, weil in ihr schon die sagenhafte Verherrlichung des Herzogs von Lothringen zum Ausdruck komme, was durch den entgegenstehenden Bericht der Anna Komnena zweifellos festgestellt werde. Gleichwohl dürfen wir als ausgemacht betrachten, dass Anna irrte und der lothringische Chronist Vertrauen verdient, vornehmlich weil Annas Behauptungen auf sachliche Unmöglichkeiten hinauslaufen. Da ich mich auch darüber schon früher verbreitet habe, so verweise ich hier der Kürze halber auf jene Aufsätze und füge nur, weil die Streitfrage von grundlegender Bedeutung ist, eine Verstärkung meiner bisherigen Beweisführung aus einer von mir noch nicht benutzten Quellenstelle hinzu.

Radulf von Caen erzählt nämlich (cap. 9 seq.), dass Boemund, während er im Frühjahr 1097 von Epirus her auf Konstantinopel im Anmarsch war, durch griechische Gesandte dringend eingeladen worden sei, seinem Heere voraus an den kaiserlichen Hof zu eilen, und dass er der freundlichen Aufforderung gern Folge geleistet habe, obgleich sein Genosse Tankred in feindseliger Stimmung gegen den Kaiser bei den Truppen zurückgeblieben sei. Radulf ist nun zwar, wie wir mehrfach zu bemerken Gelegenheit haben werden, durchaus kein irrtumsfreier Autor,

indessen bei Ereignissen, die seinen Helden, Tankred, dessen Leben er beschreibt, vorzüglich angehen, darf ihm Glauben nicht leichthin versagt werden, und in diesem Falle um so weniger, als auch die Gesta Francorum melden, dass Boemund, kurz bevor er sein Heer verliess, mit zwei hohen griechischen Palastbeamten freundschaftlich verkehrt habe. Aus allem sonst Bekannten dürfen wir überdies zuverlässig schliessen, dass der Fürst von Tarent durch sehr entgegenkommende Schritte der Griechen von der für ihn günstigen Stimmung des kaiserlichen Hofes damals in Kenntnis gesetzt worden ist, weil er ohne die Gewissheit, in Alexius einen Freund zu finden, nimmermehr hätte wagen dürfen, seinem Heere voraus nach Konstantinopel zu dem ihm einst so bitter verfeindeten Kaiser zu eilen. Sybel sagt denn auch rundweg (Gesch. des ersten Kreuzzugs, S. 272): „Gesandte des Kaisers, zwei Palastbeamte von hohem Rang, trafen im (normannischen) Lager ein, ordneten die Verpflegung und forderten Boemund auf, mit ihnen allein nach Konstantinopel vorauszugehen."

Der Fürst trennte sich am 1. April 1097 von seinem Heere. Die ihn einladenden griechischen Gesandten müssen deshalb schon im März aus Konstantinopel aufgebrochen sein. Alexius konnte aber den Normannen nicht eher zu sich einladen, als bis er sich mit den Lothringern, die ihn eine Zeitlang schwer bedrängten, friedlich verständigt hatte. Diese Verständigung, die mithin unbedingt vor der Abfertigung jener Gesandten stattgefunden hat, fiel trotzdem nach Anna Komnena in den April, eine Behauptung, durch welche der Kausalnexus der Ereignisse gänzlich verkehrt, ja eine geradezu unsinnige Gruppierung derselben herbeigeführt wird.

Wie Anna Komnena, deren Werk ja fast zahllose chronologische Irrtümer enthält, dazu gekommen sein mag, die Verständigung mit den Lothringern und besonders den der Verständigung voraufgehenden Hauptkampftag so spät

(den Kampftag auf Gründonnerstag, 2. April 1097) anzusetzen, dafür habe ich schon früher auf die Gleichartigkeit der Gefahren, welche der griechischen Hauptstadt sowohl beim Kampf mit den Lothringern als auch an einem früheren schrecklichen Tage, dem ominösen Gründonnerstag 1081, drohten, aufmerksam gemacht und ich sehe hierin noch jetzt die beste Erklärung für Anna's unrichtige Darstellung.

Besitzen hiernach Anna's Worte, denen man, als einer entfernt nicht gleichzeitigen und dabei sehr fehlerreichen Quelle entstammend, niemals hätte so vielen Glauben schenken sollen, für uns keinen Wert mehr, so sind wir auch fortan in der Lage, dem Bericht des lothringischen Chronisten mit ruhigem Vertrauen entgegen zu treten. Bei unbefangener Prüfung macht derselbe den Eindruck voller Glaubwürdigkeit. Gottfried, sein Bruder Balduin und die übrigen lothringischen Grossen lagerten sich, nachdem sie Deutschland durchmessen, bei Tollenburch, einem Orte, über den man viel gerätselt hat, der aber doch wohl identisch ist mit der Tulner Burg (Tulinum castrum), dem heutigen Tuln, d. h. dem letzten Orte, der, geschützt durch den vorliegenden Bergwall des Wiener Waldes, eine sichere Stellung bot, ehe man sich der weiten ungarischen Ebene näherte. Man bedurfte einer solchen Stellung, weil man über das Verhältnis zu den Ungarn, nachdem dieselben kurz vorher mit den Bauernheeren in blutige Händel geraten waren, durchaus im Ungewissen war. Der lothringische Chronist macht hierbei freilich das Versehen, Tuln an die Leitah zu setzen, aber es ist erklärlich genug, wodurch ihm der Fehler in die Feder gekommen ist. Denn man lagerte sich bei Tuln, um die Leitah grenze nicht eher zu berühren, als bis die Beziehungen zu den Ungarn geregelt seien, und man verhandelte von dort aus geraume Zeit über die Bedingungen, unter denen die Leitah überschritten werden könne. Die Hauptbedingung, die hierbei von dem König der Ungarn

gestellt und von Gottfried bewilligt wurde, bestand darin, dass Balduin, der Bruder des Herzogs, während des Durchzuges der Kreuzfahrer durch Ungarn bei dem Könige als Geissel verweilen müsse. Gottfried machte hiermit, wie das anfängliche Sträuben Balduins beweist, ein grosses Zugeständnis, erreichte aber zugleich seinen Zweck, ein Zerwürfnis mit dem Könige zu vermeiden. Der Marsch ging dann durch die porta Cyperon und weiter südostwärts unangefochten durch ganz Ungarn und in ähnlicher Weise durch die terra Bulgarorum. Nachdem man den Balkan überschritten, hörte man aber in Philippopel, welches kurz vorher Hugo von Vermandois passiert hatte, dass dieser von den Griechen gefangen sei. Auf der Stelle regte sich das leidenschaftliche Misstrauen gegen die Griechen, welches fast alle Kreuzfahrer beseelte und sie oft genug den feinen Politikern von Konstantinopel wie Halbwilde erscheinen liess. Es kam zu Gewaltthaten, denen der Kaiser nur mit Mühe durch freundliche Worte ein Ende machte; und in noch sehr wenig versöhnlicher Stimmung trafen die Lothringer kurz vor Weihnachten 1096 vor der griechischen Hauptstadt ein. Alexius forderte den Herzog zu einem Besuch im kaiserlichen Palast auf, und gern wäre wohl der Letztere der Einladung gefolgt, da er nach reichen Gaben, die er als Gastgeschenk oder als eine Art des Soldes von Alexius erwarten durfte, ohne Zweifel recht lüstern war, wie das Verfahren all seiner Genossen und sein eigenes, späterhin derb genug hervortretendes Verlangen nach Geld und Gut vermuten lässt. Aber das alte Misstrauen, die stete Sorge vor der Hinterlist der Griechen überwog. Er verweigerte von Tag zu Tag den Besuch und damit zugleich die Klarstellung der gegenseitigen Lage. Alexius versuchte endlich, nachdem freundliche Vorstellungen nichts gefruchtet hatten, durch einschüchternde Feindseligkeiten sein Ziel zu erreichen, kam aber damit sehr übel an. Denn sofort waren die Lothringer unter den Waffen, nahmen nach kurzem sieg-

reichen Kampfe eine drohende Stellung vor den Thoren Konstantinopels ein — um die Mitte des Januar 1097 — und zwangen dadurch den Kaiser, der seiner eigenen Sicherheit halber den Hader mit diesen grimmen nordischen Recken so schnell als möglich beenden musste, zu nachgiebigstem Entgegenkommen. Prinz Johannes, der spätere Kaiser Kalojohannes, wurde als Geissel für die griechische Treue ins Kreuzfahrerlager geschickt, und Herzog Gottfried, von der Furcht vor tückischen Nachstellungen befreit und froh, einem unnatürlichen Kriege, nach dem er in Wahrheit niemals Verlangen getragen, glücklich vorgebeugt zu sehen, zögerte nicht mehr, den Herrscherpalast von Konstantinopel zu betreten. Hier gewann ihn Alexius mit leichter Mühe, sowohl durch freigebigste Spendung von Geld und Geldeswert wie durch gütige Worte, die er meisterhaft zu gebrauchen wusste. Ohne irgend welche Einwendungen zu machen, verstand Gottfried sich sogar dazu, für den Fall künftiger Eroberungen in Asien dem Kaiser einen Lehnseid zu leisten. Denn wenn er auch etwa und sehr begreiflicher Weise diesen Schritt so lange nicht hatte thun wollen, als sein Misstrauen gegen die Griechen sich noch regte, so sah er in demselben doch nichts, was ihn erniedrigen oder einengen konnte, weil er an das Vasallitätsverhältnis zwischen Fürsten und Kaisern von jeher gewöhnt war. Und nicht lange nachdem er in solcher Weise mit Alexius sich vertragen hatte, führte er sein Heer über den Bosporus nach Asien hinüber.

In dieser Erzählung, die bei ihrem Detailreichtum und bei der Festigkeit des Kausalzusammenhanges wohl nur auf der Augenzeugenschaft des lothringischen Chronisten ruhen kann, findet sich kein einziger Zug, der den Vorwurf tendentiöser Verdrehung der Ereignisse fernerhin berechtigt erscheinen lässt. Dass die tiefste Ursache des Zwistes zwischen Griechen und Lothringern in dem unüberwindlichen Widerwillen Gottfrieds, sich unter das Joch des Lehnseides zu

beugen, gesucht werden müsse, ist ebenso wenig erweislich, wie es zuverlässig falsch ist, dass im Kampf vor den Thoren Konstantinopels nicht die Lothringer sondern die Griechen gesiegt hätten. An der Sendung des Prinzen Johannes ins Kreuzfahrerlager zu zweifeln, haben wir nicht bloss keinen Grund, sondern dieselbe empfängt dadurch noch eine indirekte Bestätigung, dass Kaiser Alexius wenige Monate später — im Mai 1097 — sämmtlichen Kreuzesfürsten hochvornehme Geisseln, scilicet nepotem atque generum suum, zu geben sich bequemte. (Vergl. den Brief der Fürsten an alle Gläubigen vom Sommer 1098, Migne, Patrolog. curs. compl. CLV, 390).

Gottfrieds Eigenart tritt in diesem Berichte klar und scharf hervor. Redlich und verständig wünscht er, wie der Zweck der Kreuzfahrt gebietet, mit den Ungarn und Griechen Frieden zu halten. Aber leidenschaftliche Stimmungen, denen er, sehr naturwüchsigen Wesens wie alle seine Genossen, oftmals unterliegt, bringen ihn in die Gefahr, durch einen verhängnisvollen Bruch mit den Griechen sein Ziel gänzlich zu verfehlen. Das Ungestüm, mit dem er dabei gelegentlich handelt, verräth schon den furchtbaren Kämpen, der auf dem Kreuzzuge Wunder der Tapferkeit verrichten sollte.

Indessen nicht bloss für Gottfrieds Geschichte ist unser Bericht ungemein wertvoll, vielmehr bereichert er auch unsere Kenntnisse von Boemunds Gebaren. Denn der Fürst von Tarent schickte, wie der lothringische Chronist erzählt, auf die Nachricht von den lothringisch-griechischen Zerwürfnissen eine Gesandtschaft an Gottfried, um denselben zu gemeinsamem Kampfe gegen Kaiser Alexius zu bewegen. Weil aber der Herzog diese Aufforderung erst erhielt, nachdem die Friedensverhandlungen mit den Griechen schon begonnen hatten, so lehnte er sie natürlich ab und berief sich hierbei in ungezwungener Weise darauf, dass man nicht zum Krieg mit Christengenossen, sondern zur Ver-

treibung der Muhammedaner aus Jerusalem die Waffen ergriffen hatte.

Boemunds Aufforderung und Gottfrieds Antwort sollen nun freilich auch ein Erzeugnis der Sage sein, und zuzugeben ist, dass der Fürst von Tarent vornehmlich nach einem guten Einvernehmen mit den Griechen verlangte. Darf aber deshalb die Nachricht unglaubwürdig erscheinen, dass dieser alte Feind der Komnenen, sobald er erfuhr, der Kaiser stehe mit den Kreuzfahrern in Kampf, kaltblütig seine Politik zu wechseln versuchte? Und enthalten Gottfrieds ablehnende Worte, wenn man sie ohne Vorurteil liest, und selbst abgesehen davon, dass die stilistische Fassung solcher diplomatischen Mitteilungen in allen unsern Chroniken beinahe niemals urgiert werden darf, irgend etwas Anstössiges? Das blosse Aufwerfen dieser Fragen dürfte zu verneinender Beantwortung derselben genügen.

Wir sind hiernach nicht bloss berechtigt, sondern verpflichtet, für die Geschichte der Kreuzfahrer im Griechenreiche den lothringischen Chronisten vertrauensvoll zu verwerten. Was derselbe giebt, muss natürlich im Einzelnen sorgfältig geprüft werden und ist nicht absolut fehlerfrei. Doch enthält sein Bericht nur wenige kleinere Ungenauigkeiten, worüber ich mich schon früher ausgesprochen habe, so dass hier nur nötig erscheint, ein einziges Versehen des Chronisten unter einem bisher nicht ins Auge gefassten Gesichtspunkt zu betrachten. Der Lothringer erzählt nämlich, wie oben bemerkt, dass Gottfried kurz vor Weihnachten 1096 vor Konstantinopel eingetroffen sei und dann einige Wochen lang mit Alexius gehadert habe, bis endlich — um die Mitte des Januar 1097 — die friedliche Auseinandersetzung erfolgt sei. An einer spätern Stelle fügt er aber hinzu, dass Gottfried a tempore Dominicae Nativitatis usque ante pascos dies Pentecostes wöchentlich Geldgeschenke erhalten habe (Alb. Aq. II, 16). Das ist selbstverständlich ein Fehler, da diese wöchentlichen Geschenke nur von

Mitte Januar bis Pfingsten, und nicht schon von Weihnachten an gegeben sein können. Der Verfasser hat jedoch diese Worte frühestens um Pfingsten 1097, vielleicht auch erheblich später, niedergeschrieben, und so ist das Versehen nicht gar gross, dass er die Zeitdauer der Gewährung von Geschenken als umrahmt von den beiden hohen Festen, Weihnachten und Pfingsten, angiebt.

Ein Versehen bleibt es freilich und zugleich ein neuer Beweis für den Mangel feinen Gefühls in Behandlung der Chronologie. Doch ist der Irrtum in dieser Beziehung auch wieder recht bezeichnend. Denn als ein weiterer Zug der Geistesart unseres Chronisten tritt hervor, dass er bei allem Glauben, den seine Aufzeichnungen über Jahr und Monat, Woche und Tag der einzelnen Ereignisse fast immer verdienen, dennoch geringen Vertrauens würdig ist, sobald er einen Rückblick auf ganze Ereignisreihen wirft und dabei seinen chronologischen Bemerkungen etwas Rekapitulierendes oder Generalisierendes beimischt. Dass die naive Art des Chronisten den höheren Aufgaben klaren und umsichtigen Zusammenfassens in solchen Fällen nicht gewachsen war, wird die Folge bei mehreren Gelegenheiten gleichmässig ergeben.

Abermals also ist einzuräumen, dass die Chronologie nicht die Stärke unseres Lothringers war. Das ist beklagenswert und mindert den Wert seines Werkes um Einiges herab. Jedoch ist dabei aufs strengste festzuhalten, dass von schlimmer „chronologischer Verwirrung“ in dieser Überlieferung deshalb noch keineswegs gesprochen werden darf. Hunderte von Zeitangaben erweisen sich als zweifellos richtig. Es fehlt dem Autor nur eben jenes feinere Gefühl für Chronologie, und die meisten Äusserungen dieses Mangels lassen sogar eine eigentümlich umgrenzte litterarische Persönlichkeit erkennen.

Belagerung von Nicäa.

Die Untersuchung bot bis zu dem Punkte, zu dem wir jetzt gelangt sind, vergleichsweise geringe Schwierigkeiten. Das Ergebnis ist, dass Albert allem Anschein nach eine gute lothringische Chronik einfach abschrieb und derselben nur das thörichte Geschichtchen von der Vision Peters von Amiens vorausschickte, also nicht mehr als e i n bedeutenderes Stück dem ursprünglichen Texte hinzufügte. Von nun an stellen sich der Forschung ernstere Hindernisse in den Weg. Der Schwall der Lieder, welche die Heldenthaten der kämpfenden Kreuzfahrer verherrlicht haben, ist an sehr vielen Stellen in die Chronik eingedrungen. Albert hat lange Strecken dieser Gedichte übersetzt, in die Vorlage eingeschaltet und dadurch den Zusammenhang derselben nicht bloss vielfach zerrissen, sondern auch wohl hier und dort arg verstümmelt. Die lothringische Chronik und die Lieder von einander zu trennen, ist unter diesen Umständen eine sehr peinliche Aufgabe; der Lösung derselben dürfen wir uns jedoch um so weniger entziehen, als Versuche in dieser Richtung längst hätten gemacht werden sollen. Die Zerlegung Alberts in seine zwei Hauptbestandteile, die nun endlich auf den folgenden Blättern durchgeführt wird, tritt übrigens keineswegs mit dem Anspruch auf, sogleich überall das Richtige zu treffen: es ist schon viel gewonnen, wenn damit nur ein wirksamer Antrieb zu klarerer Würdigung der unter Alberts Namen vereinigten Überlieferungsmasse gegeben ist.

Die Erzählung des lothringischen Chronisten, die sich bei Albert in den ersten siebzehn Kapiteln des zweiten Buches mit dem Zuge Herzog Gottfrieds bis nach Kleinasien beschäftigt, enthält in den folgenden Kapiteln 18—20 und im Anfang des 21. Kapitels einen kurzen Bericht vom allmählichen Eintreffen der übrigen Kreuzesfürsten bei Kon-

stantinopel, von ihren dortigen Schicksalen und dem Beginn des Marsches gen Nicäa. Derselbe ist im Wesentlichen zuverlässig und brauchbar. Kleinere Unebenheiten oder Irrtümer erklären sich teils aus der summarischen Art dieser Schilderung, teils daraus, dass der lothringische Chronist, der sich mit seinen Landsleuten schon in Kleinasien befand, für die Vorgänge, die sich auf der europäischen Seite des Bosporus vom Februar bis Mai 1097 abspielten, nicht Augenzeuge war. Ernstere Bedenken könnte nur die Bemerkung erregen, dass Eustach, Gottfrieds Bruder, erst mit den Nordfranzosen, den letzten Pilgern, die im Frühling 1097 nach Konstantinopel kamen, dort eingetroffen sein soll, während nicht weniger als drei andere Autoren, Robert, Guibert und Balderich, diesen Eustach gemeinsam mit dem Herzog aus der Heimat abmarschieren lassen. Aber Robert und Genossen sind keine eigentlichen Quellenschriftsteller, vielmehr sogenannte Kopisten der Gesta Francorum. In ihrer Vorlage lasen sie (übereinstimmend mit dem lothringischen Chronisten) nur, dass Gottfried und Balduin mit einander von Deutschland nach Griechenland gezogen seien. Bei der ausfeilenden Arbeit, durch die sie die Vorlage zu verschönern meinten, lag ihnen daher sehr nahe, den von den Gesten scheinbar vergessenen Eustach seinen Brüdern von vornherein anzuschliessen; und so haben wir keinen hinreichenden Grund, zu bezweifeln, dass Eustach, der seine Rüstung vielleicht nicht schnell genug beendigt hatte, mit den Nordfranzosen, anstatt mit seinen nächsten Verwandten, nach Griechenland gezogen ist.

Die gute lothringische Chronik reicht also bis in das 21. Kapitel hinein. Der Schluss desselben und eine lange Reihe folgender Kapitel ruhen auf der Liedertradition. Das Wort oder auch nur den Satz zu bestimmen, wo Albert von der Chronik zu den Liedern übergeht, ist schwer und vielleicht unmöglich. Denn die mittleren Sätze des 21. Kapitels scheinen zwar, recht ungelenk, wie sie sind, von

Albert selber zur Vermittelung der beiden, keineswegs harmonisch zu einander passenden Berichtsmassen eingefügt zu sein, können aber auch, wenigstens der Hauptsache nach, noch zur Chronik gehören. Immerhin dürfte so viel fest stehen, dass Albert die Quelle, der er vom 6. Kapitel des ersten Buches an treu gefolgt ist, im 21. Kapitel des zweiten Buches verlassen und von hier an ein beträchtliches Stück der Erzählung ebenso treu nach einer andern Quelle gegeben hat. Für diese Sachlage spricht schon der Umstand, dass in den Kapiteln, die dem Schluss der ersten und dem Anfang der zweiten Berichtsmasse angehören, auffallend viele Wiederholungen sich finden. Zweimal sagt Albert (Kap. 20 und 24), dass Graf Raimund von Kaiser Alexius reich beschenkt worden sei, zweimal lässt er die Belagerung Nicäas durch Herzog Gottfried beginnen (Kap. 21 u. 22), zweimal trifft Sultan Kilidj Arslan Massregeln zur Gegenwehr, in beiden Fällen zwar verschiedene, aber beide Male hervorgerufen durch die Nachricht vom Eintreffen der Kreuzfahrer vor Nicäa (Kap. 21 u. 25). Wichtiger aber ist, dass Alberts Schilderung vom Schluss des 21. Kapitels bis zum Ende des 29. die unverkennbarste Verwandtschaft mit der Liedertradition zeigt, hier und da sogar mit Versen des zweiten Buches der chanson d'Antioche wörtlich übereinstimmt, wie dies schon mein Schüler Krebs (in seiner Dissertation: Zur Kritik Alberts von Aachen, Münster 1881) nachgewiesen hat. Dieses Stück des Albert'schen Werkes ruht daher ohne Zweifel auf den Liedern, zwar nicht auf den heute gedruckt vorliegenden Liedern oder deren unmittelbaren Quellen, weil dasselbe, trotz allgemeiner Verwandtschaft mit jenen, im Einzelnen doch zu viele Abweichungen enthält, wohl aber auf der breiten Masse poetischer Mitteilungen, die im Lager der Kreuzfahrer entstanden und schnell in alle Lande verbreitet worden sind.

In den Liedern fand Albert nun, um dies sogleich als ein für alle Mal gültig auszusprechen, vornehmlich gewisse

Gruppen von Uberlieferungen. Er las oder hörte, wie die Kreuzfahrer in herrlicher Pracht, mit wehenden Bannern und glänzenden Harnischen, dahin marschiert seien, wie die unübersehbare Masse der tapfern und frommen, mit Namen aufgeführten Helden in dichtem Kreis die dräuenden Zinnen der heidnischen Festungen umlagert habe, und mit welch furchtbarem Lanzenkrachen und Schwerterschmettern die schändlichen Ungläubigen von Lothringern und Provenzalen, von Gottfried, Raimund, Boemund, den Recken allen, in offener Feldschlacht überwunden seien. Daneben erhielt er auch farbenreiche Kunde von der ungeheuren Zahl und Macht der grimmen Heiden, von ihrer Kraft und List, von geheimen Veranstaltungen zumal, durch welche sie das Verderben der Christen herbeizuführen gesucht hätten — Dinge natürlich, die nicht bloss dem Gebiet der Anekdote, sondern grossenteils der Märchenwelt angehören.

Was aber Albert in den Liedern nicht fand, das war die feste Bestimmung von Marschroute oder Lagerordnung, die Entwickelung eines Schlachtplans, die Schilderung planmässig durchgeführter Belagerungen und die klare Darlegung diplomatischer Verhandlungen. Von alledem und manchem ähnlichen enthalten die Lieder nichts, und die Stücke des Albert'schen Werkes, die von dergleichen reden, müssen daher aus anderer Quelle stammen. Nach diesen Bemerkungen könnte man Alberts Erzählung, selbst ohne die gedruckten Lieder zu Hülfe zu nehmen, allenfalls schon zutreffend in ihre Hauptteile auflösen.

Wenden wir das Gesagte auf die Geschichte der Belagerung von Nicäa an, so erkennen wir leicht, wo wir auf poetischem Untergrunde stehen und wo nicht. Der Kampf beginnt bei Albert mit einem thörichten Lanzenrennen der christlichen Ritter gegen die hohen Mauern der feindlichen Festnng. Dann folgt in Kap. 22 und 23 ein von Fehlern strotzender Prachtbericht über die herrlichen Helden, die alle vor Nicäa vereint gewesen sein sollen. In den nächsten

Kapiteln (bis 29 eingeschlossen) sind vornehmlich enthalten die Schilderung der unermesslichen Rüstung Kilidj Arslans und der wundersamen Schicksale, die dessen nach Nicäa entsendete Geheimboten gehabt haben, die Erzählung der grossen Entsatzschlacht, in welcher einer der Christenrecken den andern an Tapferkeit übertroffen hat, die Aufzählung der Geschenke, die Kreuzfahrer und Griechen einander nach dem Siege geschickt haben, und endlich die Nachricht vom Lebensende einiger vornehmen Pilger.

Alles dieses ist, obgleich mit manchen Abweichungen, in den gedruckten Liedern zu lesen und zeigt auch in Stil und Komposition den Charakter der Liedertradition. Dass die letztere ganz und gar für die Geschichtschreibung zu verwerfen sei, ist, wie oben bemerkt, noch sehr zweifelhaft. Die weiter dringende Forschung wird vielleicht auch in ihr neben reiner Dichtung mehr Wahrheit entdecken, als wir heute nachzuweisen vermögen. Der vorliegenden Untersuchung thut aber das Zugeständnis keinen Abbruch, dass alles in diese Überlieferung Gehörige einstweilen als unbrauchbar bei Seite gelassen werden möge.

Auf ganz anderem Boden fühlen wir uns beim Lesen der Kapitel 30 bis 36. In ihnen ist die Geschichte der eigentlichen, mit Not und Mühe glücklich durchgeführten Belagerung von Nicäa enthalten. In den Liedern steht nichts davon, vermutlich weil die Sänger durch den weniger poetisch angehauchten Fortgang der Ereignisse nicht zum dichten angeregt wurden. Albert wendete sich deshalb wieder einer anderen Quelle und zwar ohne Zweifel dem lothringischen Chronisten zu; denn die Kap. 30 bis 36 sind augenscheinlich im Feldlager Herzog Gottfrieds niedergeschrieben.

Die Glaubwürdigkeit derselben hängt in erster Linie davon ab, ob sich grobe Widersprüche zwischen ihnen und den übrigen Berichten finden. Hierfür ist eigentlich nur wichtig die Frage nach der Aufeinanderfolge der Haupt-

ereignisse, welche den Fall Nicäas veranlasst haben, der Besetzung des askanischen Sees durch griechische Schiffe und der Bewältigung des grossen Eckturms an der Südseite der Festung durch Graf Raimund. Der lothringische Chronist stellt die Besetzung des Sees v o r und zwar, dem Anschein nach, ziemlich weit vor die Bewältigung des Eckturms und tritt dadurch in scharfen Gegensatz zu den Gesta Francorum (um von Anna Komnena zu schweigen, deren Zeugnis nicht schwer ins Gewicht fällt), welche die Reihenfolge geradezu umkehren (p. 127). Aber der beste, der schlechthin klassische Zeuge in dieser Frage ist Raimund, der provenzalische Chronist, nach dessen genauer Angabe der Zusammenbruch jenes Turms in den letzten Tagen der Belagerung stattfand und der hierbei die kurze Bemerknng hinzufügt, dass griechische Schiffe den See besetzt h a t t e n, d. h. ohne Zweifel vor dem Sturz des Turmes besetzt hatten (p. 239). Die übrigen noch in Betracht kommenden Quellenschriftsteller, Fulcher, mit dem wir uns später eingehender zu beschäftigen haben werden, und Radulf, stehen — in etwas summarischen Berichten — der Auffassung Raimunds näher als der der Gesten (Fulch. p. 333, Rad. cap. 17); und Sybel verwirft denn auch die Aussage der letzteren, macht aber trotzdem einen bedenklichen Vermittelungsversuch zwischen den einander widersprechenden Nachrichten, indem er den Zusammenbruch des Turmes und die Besetzung des Sees „gleichzeitig" eintreten lässt (Gesch. des ersten Kreuzzugs S. 285). Die Zeugnisse Raimunds, Fulchers und Radulfs dürften dagegen unter Hinzunahme der detailreichen Erzählung des lothringischen Chronisten ausser Zweifel stellen, dass die Besetzung des Sees vor dem Umsturz des Turmes stattgefunden hat.

Im übrigen decken oder ergänzen sich die in Rede stehenden Kapitel nnd die Mitteilungen der andern Augenzeugen in erwünschtester Weise. Denn jeder Tadel, der jene sonst noch getroffen hat, beruht auf vorurteilsvoller

Interpretation derselben. Da soll Albert (nach Sybel) erzählen, dass vor der Bitte, die man an Kaiser Alexius um Überlassung von Schiffen zur Besetzung des Sees richtete, eine „Generalversammlung aller Pilger", dergleichen während des ganzen Kreuzzugs nie stattgefunden, von den Fürsten einberufen worden sei. Der lothringische Chronist erzählt jedoch nur, dass die Fürsten geraume Zeit über die Sperrung des Sees beraten und zuletzt die Besetzung desselben durch eine Flotte beschlossen hätten, wonach magnis et parvis in unum vocatis für gut gefunden worden sei, die Herbeischaffung griechischer Schiffe von der Meeresküste zu versuchen. Das sind harmlose Worte, für die der Autor zuverlässig eine andere, gewichtigere Fassung gewählt hätte, wenn ihm in den Sinn gekommen wäre, in einer Generalversammlung den „Geist der Gesamtheit" des Pilgerheeres als die eigentlich treibende Kraft des heiligen Krieges darstellen zu wollen. Noch mehrfach braucht der lothringische Chronist die Wendung (vergl. z. B. Alb. Aq. IV, 46. V, 28), dass kurz vor einem bedeutenderen Unternehmen magni et parvi mit einander beraten oder einen Beschluss gefasst haben, eine typische Wendung, aus der wahrlich nicht Generalversammlungen aller Pilger, vielmehr nur Beratungen der principes et barones, d. h der wenigen grossen Kreuzesfürsten und der vielen minder mächtigen Grafen und Herren herauszulesen sind, so dass also magni et parvi nur ein abgekürzter Ausdruck ist für die ebenfalls häufig vorkommende namentliche Aufzählung der grossen Fürsten nebst der summarischen Erwähnung der übrigen Herren (z. B. Alb. Aq. IV, 14: Dux Godefridus, Robertus, Reimundus, Boemundus, Eustachius, Tancredus, omnisque primatus. Vergl. für derartige Wendungen, namentlich für den Gebrauch von magni et parvi, noch die zahlreichen Stellen: V, 36, 37, 45, 45. VI, 37, 54, 58. VII, 5, 37. VIII, 18. X, 37). Auf die vorliegende Stelle angewendet, ergiebt dies, dass zuerst die Fürsten allein Rat gehalten,

dann aber noch andere Herren, die ja nur zu kleinem Teil ihrem unmittelbaren Befehl unterstanden, um sich versammelt haben, vermutlich um dadurch kräftige Hülfsleistung aller Pilgerscharen bei dem äusserst mühseligen Herbeischleppen der griechischen Schiffe, soweit nur möglich, sicher zu stellen. — Dass überhaupt eine Beratung von mehr oder minder zahlreichen Anführern des Heeres damals gehalten worden ist, wird ausserdem noch durch das Zeugnis der Gesten (p. 127: nostri majores consiliati in unum) vollauf bestätigt.

Ähnlich steht es mit der Nachricht des Lothringers, dass nur eins dieser Schiffe mit griechischen Söldnern (Turkopulen) bemannt worden sei, die übrigen dagegen fränkische Besatzung erhalten hätten. Denn hierin ein tendentiöses Erzeugnis der Sage zu sehen, um „das Heer vom Einfluss der griechischen Hülfe zu lösen", liegt schlechterdings kein Grund vor. Stünde jene Nachricht in den Gesten, die von Hass gegen die Griechen überfliessen, so könnte man allenfalls parteiische Erdichtung argwöhnen; in der lothringischen Chronik fehlt dafür jeder Anhalt. Es bleibt deshalb nur die Frage übrig, ob die letztere einfach geirrt habe, da die Gesten und Anna Komnena von ausschliesslich griechischer Besatzung der Schiffe reden. Indessen der umständliche Bericht des Lothringers macht den Eindruck, auf Augenzeugenschaft zu ruhen, und die Worte sowohl der Gesten wie Annas sind von Bedenken nicht frei. Denn die Prinzessin, die den Plan zur Besetzung des Sees überdies nicht den Franken, sondern ihrem Vater zuschreibt, lässt die Turkopulen, damit sie zahlreicher erschienen, als sie waren, ungewöhnlich viele Banner und Trompeten mit sich führen, so dass der Verdacht sich regt, es sei dies geschehen, weil den griechischen Söldnern nicht gestattet worden sei, sich in solcher Menge, wie sie gewünscht hatten, auf dem See auszubreiten (Anna, ed. Bonn. II, 75). Die Gesten aber machen die eigentümliche Be-

merkung, dass man an dem Tage, an welchem die mit gut bewaffneten Turkopulen gefüllten Schiffe herangebracht worden, dieselben nicht sogleich habe in den See lassen wollen, eine Einschaltung, die nach der Art des knapp schreibenden und nie bei gleichgültigen Dingen sich aufhaltenden normannischen Chronisten eine ernste Ursache des Zögerns vermuten lässt, z. B. einen Streit zwischen Franken und Griechen über die Besetzung des Sees, endlich nur dadurch geschlichtet, dass die Turkopulen sich mit Bemannung eines einzigen Schiffes begnügten, wonach denn — am folgenden Morgen — die Flotte ihre Fahrt antrat (Gesta p. 127). Auch in diesem Falle also ergiebt sich, wenn nicht bestimmt, so doch mit hochgradiger Wahrscheinlichkeit, dass der lothringische Chronist das Richtige mitteilt.

Schliesslich soll Albert (immer nach Sybel) noch einen unbekannten Lombarden an Graf Raimunds Stelle gesetzt und dem Ersteren den Ruhm der Bewältigung jenes Eckturms fälschlich zugeschrieben haben. Dass der lothringische Chronist erzählt, wie ein tüchtiger lombardischer Ingenieur das Unternehmen, an dem der Graf sich lange vergeblich abgemüht, endlich glücklich vollendet, ist ebenso wahr wie tadelsfrei. Aus andern Quellen wissen wir nur die schlichte Thatsache, dass Graf Raimund, d. h. die ihm untergebene oder von ihm bezahlte Mannschaft, den Turm gesprengt habe: der Lothringer berichtet dagegen sehr eingehend, auf welche Weise die Ingenieurarbeiten, namentlich Dank der Hülfe jenes Lombarden, ihr Ziel erreicht haben. Dies schliesst einander so wenig aus, dass es sich vielmehr aufs beste ergänzt. Sybels Einwand ist mit dessen eigenen Worten, die — nebenbei gesagt — auf hundert Stellen unserer Chroniken Anwendung finden, zurückzuweisen (Gesch. d. ersten Kreuzzugs, S. 289): „Man hat Widersprüche in den einzelnen Angaben der Autoren gefunden, wo man nur unvollständige Nachrichten hätte sehen sollen."

Die Vorwürfe, die dem lothringischen Bericht über die

Belagerung Nicäas gemacht sind, dürften hiermit erschöpft sein. Keiner derselben behält, wie wir gesehen haben, tiefer greifende Bedeutung; höchstens kann hier oder da von einem gewöhnlichen Irrtum des Chronisten die Rede sein. Sollte dies letztere, so wenig ich bis jetzt eine Nötigung dazu erkenne, dennoch berechtigt erscheinen, so könnte sich hieraus vielleicht die Meinung entwickeln, dass eine Chronik, der sich immerfort, von Abschnitt zu Abschnitt, einzelne Irrtümer nachweisen lassen, nur wenig tauge. Die Versehen, die unser Lothringer sich zweifellos oder möglicherweise zu Schulden kommen lässt, sind jedoch, wie schon einmal berührt, nicht zahlreicher und nicht schwerer wiegend, als die Mängel, die sich selbst bei den besten Autoren jener Zeit finden. Die vielgerühmten Gesten erzählen z. B., wie ich früher nachgewiesen habe, die Katastrophe des Peter'schen Heeres unklar und fehlerhaft und machen daun bei der Belagerung Nicäas den groben Schnitzer, den Eckturm schon sehr frühzeitig fallen zu lassen. Die Gesten behalten trotzdem ihren hohen Wert, und die gerechte Würdigung, die wir ihnen angedeihen lassen, ist nur in gleicher Weise für den lothringischen Chronisten in Anspruch zu nehmen.

Der Gewinn, den wir aus alledem für die Geschichte der Belagerung Nicäas ziehen, besteht etwa in folgendem. Nach der Besiegung Kilidj Arslans versuchen die Kreuzfahrer an verschiedenen Punkten, in die Mauern der Festung Bresche zu legen. Zwei Edle des Lothringerlagers zeichnen sich hierbei besonders aus, erringen aber keinen Erfolg, da die von ihnen erbaute Maschine durch die Seldjuken zerstört wird. Beim Eckturm an der Südseite stürmt Graf Raimund und macht einige, jedoch nur sehr langsame Fortschritte. Deshalb wenden sich die Fürsten an den Kaiser und vollenden mit dessen Hülfe zunächst die Einschliessung der Stadt. Dann werden die eigentlichen Belagerungsarbeiten fortgesetzt und zwar konzentrieren sich dieselben

vornehmlich an einer Stelle, bei jenem Eckturm, was nicht ohne Zuthun Graf Raimunds geschehen sein mag, da derselbe (wie unten noch mehrfach hervortreten wird) Gefallen daran hatte oder die meisten Mittel besass, als Ingenieurgeneral des Heeres zu wirken. Hier kämpfen neben den Provenzalen noch andere Heeresabteilungen (Alb. Aq. II, 32: comes Reimundus ac sui satellites et plurima manus de exercitu). Hier erlegt Herzog Gottfried mit sicherem Schusse einen besouders gefährlichen Gegner. Hier fällt ein tollkühner Normann hart an der Mauer, so dass sein Leichnam mit Haken in die Festung gezogen wird. Endlich meldet sich ein lombardischer Techniker bei den Fürsten mit dem Antrag, eine bessere Maschine als alle, die man bisher verwendet hatte, zu bauen, den Eckturm zu stürzen und Bresche zu legen, wenn man ihn für Mühe und Aufwand schadlos halte. Die Fürsten versprechen ihm Geld und Material zum Bau. Die Maschine wird errichtet. Der Turm fällt, und die Feinde werden hierdurch, obwohl sie die Bresche noch einmal notdürftig sperren, doch so sehr eingeschüchtert, dass sie gleich darauf die Stadt den Griechen übergeben.

Die Kapitulation Nicäas steht bei Albert, im 37. Kapitel, mitten zwischen zwei Anekdoten. Voraus (schon am Schluss des 36. Kapitels) geht die Erzählung, dass die Gattin Kilidj Arslans mit ihren Söhnen in dem kurzen Zwischenraume zwischen dem Sturz des Turmes und der Übergabe der Stadt aus dieser zu Schiff entflohen, auf dem See von den Kreuzfahrern ergriffen und von diesen späterhin an Kaiser Alexius ausgeliefert worden sei. Nach der Übergabe folgt die Geschichte einer Trierer Nonne, die mit Peter von Amiens nach Kleinasien gekommen, von den Seldjuken gefangen genommen und in Nicäa die Geliebte eines Seldjuken geworden sein soll. Nunmehr befreit, habe sie anfangs tief bereut, sei aber doch schliesslich zu ihrem Liebhaber wieder davongelaufen.

Die zweite Anekdote, um mit dieser zu beginnen, bildet eine jener Episoden, die wahr oder falsch sein und sowohl aus der Feder des lothringischen Chronisten wie aus der Alberts, auf Grund irgend einer lothringischen Lokaltradition, stammen können und die wir ohne Schaden einstweilen unberücksichtigt lassen dürfen. Etwas anders dagegen verhält es sich mit der ersten Anekdote. Denn diese findet ihre Parallele in der Liedertradition, wenn auch nicht in der zur Chanson d'Antioche vereinigten Liedermasse, die bisher allein Verwandtschaft mit Alberts Werk zeigte, so doch in den Versen des Chevalier au cygne (vergl. Krebs, l. c. p. 61). Überdies wird sie, zwar nicht unmöglich gemacht, aber wenigstens verdächtigt durch das Schweigen der übrigen lateinischen Quellen und durch Annas Bericht (l. c. p. 77), nach welchem die Sultanin erst mit der Übergabe der Stadt in Gefangenschaft geraten zu sein scheint. Es ist deshalb grössere Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass diese Anekdote erst von Albert, vielleicht auch auf Grund einer in seiner Heimat verbreiteten Tradition in die lothringische Chronik eingefügt worden ist.

Marsch durch Kleinasien.

Freudigen Mutes zogen die Kreuzfahrer von Nicäa tiefer nach Kleinasien hinein, und freudig verkündigten begeisterte Sänger die Heldenthaten des siegreichen Heeres. Sie schilderten den Marsch der Pilger durch die Bergwälder, die zu den phrygischen Hochebenen hinaufführen: wie man an einer Brücke das Heer in zwei grosse Haufen geteilt und wie jeder derselben seinen Marsch eine mässige Strecke unangefochten fortgesetzt habe, bis die eine Schar plötzlich — bei Doryläum — von ungeheuren feindlichen

Reiterschwärmen unter Kilidj Arslans Führung angegriffen worden sei. Mit wunderbarer Tapferkeit kämpfend, habe sie sich zwar lange gegen die Übermacht behauptet, die drohende Niederlage sei jedoch nur durch das rechtzeitige Eintreffen der andern Schar in herrlichen Sieg verwandelt worden. An der Spitze der letzteren habe Herzog Gottfried gestanden, den ein atemlos heransprengender Bote zu Hülfe gerufen und der nun in glänzendem Waffengeschmeide, unter wehenden Bannern, mit seinen geharnischten Tausenden in vollem Rosseslauf herbeigekommen. Nach Zerschmetterung der Feinde sei unschätzbare Beute an Speise und Getränk, an Pferden und Kameelen, an Geld und Gut jeder Art gemacht worden.

In alledem folgt Albert den Liedern (Alb. Aq. II, 38 bis zum Schluss des Buchs; vergl. Chanson d'Antioche II, Lied 1—13). Nicht bloss die Verwandtschaft des Inhalts, d. h. besonders die Gemeinsamkeit der Fehler (z. B. die absichtliche Teilung des Heeres an der Brücke) beweist dies, sondern ausserdem noch, und vielleicht am Nachdrücklichsten, die auffallend poetische Färbung der Sprache Alberts, die hier und da bis zu wörtlicher Übereinstimmung mit klangvollen Liederversen geht.

Und dennoch scheint selbst in diesem Stück der Erzählung der Faden der lothringischen Chronik nicht ganz abzureissen. In den Liedern ist nämlich, obgleich dieselben die Person Gottfrieds sonst hell genug in den Vordergrund treten lassen, nichts davon enthalten, wie insonderheit der Herzog und die Lothringer an dem entscheidenden Kampfe Teil genommen haben mögen. Diese Lücke füllt Albert durch sein 42. Kapitel aus, und wenn nun auch möglich ist, dass der Inhalt desselben ebenfalls aus einigen — für uns verlorenen — Liedern stammt, so muss doch die Voraussetzung eines Verlustes, der gerade das prächtige Hauptstück dieser Tradition getroffen hätte, Bedenken erregen. Wahrscheinlicher dürfte deshalb sein, dass die Lücke in

den Liedern wirklich vorhanden war nnd von Albert mit Hülfe der Chronik ausgefüllt worden ist. Hierfür spricht zunächst das Zeugnis Radulfs, der (cap. 30—32) als letzte und die Niederlage der Seldjuken vollendende Kampfesszene erzählt, dass Gottfried eine Anhöhe, auf der die Feinde sich noch zäh verteidigten, lange bestürmt und dieselbe, obgleich erst nach schwerem Streite und nur mit Hülfe Hugos von Vermandois und Raimunds von Toulouse, glücklich erobert habe. Dasselbe berichtet Albert, nur mit Auslassung der den Lothringern gewordenen Hülfe, eine leicht erklärbare Auslassung, eine so nahe liegende „Unvollständigkeit der Nachrichten", dass man darin nicht gerade Tendenz zu sehen braucht. Ausserdem liegt der Nichtbeachtung dieser Kampfesszene von Seiten der Lieder offenbar zu Grunde, dass dieselben auf taktische Einzelnheiten, wie hierbei nötig gewesen wäre, überhaupt nicht eingehen mögen und an dieser Stelle für den letzten Stoss sogar noch herrlichere Helden zu nennen wissen als Herzog Gottfried und die Seinen, nämlich — Sankt Georg und Sankt Demetrius.

Auch noch ein anderes Detail des vorliegenden Stückes der Überlieferung dürfte aus der Chronik herrühren. Im 43. Kapitel erzählt Albert nämlich, dass nach der Schlacht Boemund und die übrigen Fürsten — commixtis cibariis cunctisque rebus necessariis — beschlossen hätten, alles gemeinsam zu besitzen. Der Sinn dieser Äusserung ist vermutlich, dass die gemachte und noch zu machende Beute besonders an Lebensmitteln, sodann an Pferden, Lasttieren, Waffen u. dergl. der Gesammtheit gehören und unter die einzelnen Scharen nach deren Bedürfnis verteilt werden sollte. Die Erwähnung Boemunds in einer Weise, als ob er der vornehmste Urheber dieses verständigen Beschlusses gewesen sei, erinnert daran, dass der kluge Fürst von Tarent auch sonst als Ordner des Verpflegungswesens im Kreuzheere erscheint, und zwingt somit fast zur Annahme, dass Albert hier aus bester Quelle geschöpft habe.

Beim Weitermarsch der Pilger durch Phrygien folgt Albert (III, 1) zunächst noch der Liedertradition. Bei Sonnenaufgang erheben sich die Franzosen, Lothringer, Alemannen, Baiern, Flandrer, Burgunder, Normannen u. s. w. und erleiden an einem Sonnabend — im August — durch Hitze und Durst furchtbare Not. Dasselbe ist zu lesen in der Chanson d'Antioche II, 14. Hier fehlt nur der Zusatz, dass jener schlimme Sonnabend in den August, anstatt in den Juli, gefallen sei. Die fehlerhafte Erwähnung des August, die Sybel scharf betont, hat für die Kritik der lothringischen Chronik, da Albert hier sichtlich aus den Liedern schöpft, natürlich keine Bedeutung.

In der Schilderung der schrecklichen Leiden, die Hitze und Durst verursacht haben, fährt Albert jedoch im nächsten Kapitel (III, 2) mit der bemerkenswerten Wendung fort: Comperimus etiam illic non ex auditu solum sed ex eorum veridica relatione qui et participes fuere eiusdem tribulationis etc. Dann giebt er einen möglicherweise sehr ausgeschmückten Bericht von den grausen Einzelnheiten dieser Leiden, an dessen Kern wir gleichwohl ganz und gar nicht zu zweifeln brauchen. Denn erstens ist es vielleicht nicht mehr zu kühn, die hervorgehobenen Worte Alberts so zu deuten, dass er seine Nachrichten nicht bloss den Liedern, sondern auch der ihm vorliegenden Chronik verdanke. Und zweitens ist Alberts Schilderung in der Hauptsache gedeckt durch das Zeugnis der Gesten. Sybel meint zwar, in den Gegenden, auf die Albert sich beziehe, den Landschaften von Doryläum bis Klein-Antiochien oder höchstens Ikonium, könne von so „glänzender Leidensherrlichkeit" nicht die Rede sein, und erst hinter Ikonium habe sich die Gefahr des Verdurstens ernstlich gezeigt. Die Gesten sagen jedoch ausdrücklich, dass man schon lange vor Ikonium von Durst gequält worden sei und aus Wassermangel fast alle Pferde verloren habe; hinter Ikonium sei man besser daran gewesen, weil man, durch

die Landeseinwohner gewarnt, das nötige Wasser in Schläuchen mit sich geführt habe.

Im Wesentlichen dürfen wir hier also Albert vertrauen, und in der That scheinen wir nun wieder für eine lange Strecke auf den festeren Boden der lothringischen Chronik zurückzukehren. Es gilt dies vielleicht sogar, wie ich vorgreifend bemerken will, von der romantischsten Episode, die vom Marsche durch Kleinasien erzählt wird. In der Gegend von Klein-Antiochien soll Herzog Gottfried nämlich, in einem Walde jagend, einen armen Pilger vor einem Bären beschützt, beim Kampf mit dem Ungetüm aber selber eine schwere Wunde empfangen haben (Alb. Aq. III, 4). Dieses Geschichtchen (so gleichgültig es im übrigen für die Glaubwürdigkeit der lothringischen Chronik ist, da es auch von Albert später hinzugefügt sein könnte) zu bemängeln, sehe ich keinen hinreichenden Grund. Man muss nur nicht immer Tendenz wittern und nicht gleich meinen, dass Gottfried nur von der Sage als Beschützer irgend eines Notleidenden gepriesen werden kann. Man muss auch nicht an dem harmlosen Worte Anstoss nehmen, dass der lothringische Chronist (mir ist nämlich wahrscheinlich, dass die Episode schon aus dessen Feder stammt) seinen geliebten Fürsten im Schmerz über dessen schwere Verwundung caput credulorum nennt, als ob hierin eine Anspielung auf die mystische Oberfeldherrnschaft Gottfrieds liege. Denn auch den Fürsten von Tarent bezeichnet er bei verwandtem Anlass einmal als caput Christianorum (Alb. Aq. VII, 29). Und wenn Sybel meint, dass Albert in sinnloser Verwirrung den Herzog Gottfried bald nach seiner Verwundung wieder gesund sein (III, 35, 36) und ihn trotzdem erst lange darnach von derselben genesen lässt (III, 58), so trifft dieser Vorwurf zwar Albert, nicht aber den lothringischen Chronisten, weil die erstcitierten Stellen aus den Liedern stammen und nur die letzte aus der lothringischen Chronik. — Mit dieser Chronik stimmt im Ganzen auch Guibert (p. 230) überein,

der ebenfalls von dem Unfall Gottfrieds gehört hat und den Herzog bis gegen Ende der Belagerung Antiochiens kampfunfähig sein lässt.

Wichtiger jedoch sind die wenigen geographischen Anhaltspunkte, welche diese Chronik für die fast unbekannte Marschlinie, oder, sagen wir gleich richtiger, die Marschlinien der Kreuzfahrer durch Kleinasien beibringt. Das Hauptheer ging — darüber kann kein Zweifel sein — von Doryläum über Klein-Antiochien und Ikonium nach Eregli am Nordwestabhang des Taurus. Von Eregli sollen dann nach der bisherigen Annahme Tankred und Balduin, Gottfrieds Bruder, durch den Podanduspass südostwärts gegen Cilicien entsendet worden sein, während die Hauptmasse der Kreuzfahrer nordostwärts abbog und in ungeheurem Bogen über Cäsarea, Coxon und Marasch gen Antiochien zog.

Bedenken erregt in dieser Schilderung die gleichzeitige Trennung Tankreds und Balduins vom grossen Heere beim Podanduspass. Die Gesten sagen freilich (p. 130), dass dieselbe in solcher Weise und an diesem Orte stattgefunden habe. Da aber der lothringische Chronist die Vermutung rege macht, dass es zu einer anderweitigen Verteilung des Heeres gekommen sei, so sind wir zu der Prüfung verpflichtet, ob die Bemerkung der Gesten in der That vollen Glauben verdiene.

Nun lag dem Autor derselben, der über den Marsch durch Kleinasien und über die cilicischen Ereignisse nur sehr fragmentarisch berichtet, ein Irrtum an sich schon nahe genug. Wusste er doch, dass sein Landsmann Tankred von Eregli nach Cilicien vorgegangen und nach wenigen Tagen vor den Mauern von Tarsus mit Balduin zusammengetroffen ist. Daran schloss sich ihm, wie es scheint, unwillkürlich die Kombination, dass die beiden Fürsten gemeinsam von Eregli ausgerückt seien. Sofort aber musste er dieselben, da sie nicht zusammen nach Tarsus gelangt sind, wieder von einander trennen, wonach

der Lothringer auf Irrwegen — höchst unwahrscheinlich bei der weltbekannten Strasse von Podandus nach Cilicien hinab — Tarsus erreicht haben soll. Ebenso unwahrscheinlich ist nach dieser Schilderung, dass die Fürsten zu beiderseitiger vollkommener Überraschung — Radulf und Albert bezeugen dies — bei Tarsus aufeinander gestossen sind. Und nicht minder unwahrscheinlich klingt, dass bei gemeinsamem Abmarsch vom Hauptheer der Normann, wie feststeht, weit schwächere Streitkräfte mit sich geführt hat als der Lothringer, während Boemund schon seit langer Zeit auf das syrische Antiochien und umliegende Landschaften als das für sein Volk zu erobernde neue Herrschaftsgebiet den Blick gerichtet hatte.

Die Bemerkung der Gesten taugt mithin vermutlich nichts, und wir müssen versuchen, ob sich aus dem Bericht des lothringischen Chronisten bessere Kunde gewinnen lässt. Auf den ersten Blick sieht derselbe seltsam genug aus (Alb. Aq. III, 3, 5, 6). Taukred sei über Philomelium, Reclei (Eregli) und Ikonium vorausgegangen, das Hauptheer habe seinen Marsch auf Klein-Antiochien, welches in latere Reclei liege, gerichtet, und Balduin sei auf irgend einer dritten Strasse, für die kein Anhaltspunkt gegeben wird, dahingezogen. Hieran ist einmal falsch, dass Tankred früher nach Eregli als nach Ikonium gekommen sei, und zweitens klingt sehr wunderlich, dass Klein-Antiochien in latere Reclei liegen solle. Wie aber, wenn Balduin keinen dieser Orte berührt hat und der lothringische Chronist, mit ihm ziehend, über die Lage derselben deshalb im Unklaren geblieben ist? Dürfen wir dies annehmen — und dass wir hierzu mannigfachen Anlass haben, wird sich bald zeigen —, so erscheint nicht bloss die irrige Vorausstellung Ereglis als ein verzeihlicher Fehler, sondern es ergiebt sich auch eine genügende Erklärung für die wunderlich klingende Bezeichnung der Lage Antiochiens. Dem Chronisten schwebte dann etwa vor Augen, dass die über Antiochien führende Marschlinie

des Hauptheeres sich in latere des von Tankred eingeschlagenen Weges befinde, was ja soweit richtig ist.

Zu weiteren Folgerungen ist aber noch eine allgemeine Erwägung nötig. Das Kreuzheer marschirte niemals — die Chroniken weisen an hundert Stellen darauf hin — ohne deckende Vorhut und Seitentrupps. Die Ablösung einzelner Scharen von der Hauptmasse der Streiter ging sogar nicht bloss aus militärischer Berechnung und Anordnung der höchsten Führer hervor, vielmehr schwärmten, wie wir sehen werden, kleine Haufen, auf eigenen Antrieb Abenteuer, Ruhm und Beute suchend, oftmals weit umher. Nach der Schlacht bei Doryläum sind die Kreuzfahrer zwar, so wird ausdrücklich versichert, in einer Masse weitergezogen, natürlich aber bezieht sich diese Bemerkung nur auf das Zusammenbleiben des Gros der Armee, und so hat die Erzählung des lothringischen Chronisten, dass sich einige Abteilungen nicht erst im Podanduspass, sondern schon in Phrygien vom Heere getrennt haben, durchaus nichts Befremdendes.

Tankred war der geborene Held des kleinen Krieges, der unermüdlichste praecursor, der Ulanengeneral des Kreuzheeres. Schon zwischen Nicäa und Doryläum (Rad. cap. 21) erscheint er als Führer der Vorhut; in Cilicien und Syrien befehligt er fast immer Streifkorps; nichts steht im Wege, ihn für den Marsch über Philomelium bis nach Eregli nach dem lothringischen Chronisten als Führer der Vorhut oder auch eines in der linken Flanke des Hauptheeres ziehenden Seitentrupps zu bezeichnen. Beim Überschreiten des Podanduspasses trennte er sich endlich für lange Zeit vom Gros der Armee.

Balduin verliess das Heer vermutlich bald nach der Schlacht bei Doryläum. Er führte, wie die cilicischen Ereignisse beweisen, eine ziemlich starke Schar mit sich und schlug einen besonderen Weg vielleicht nicht bloss deshalb ein, um den Genossen irgend eine Flanke zu decken, son-

dern propter nimietatem populi, d. h. weil Gottfried die beträchtliche Masse, die er führte, beim Marsch durch Phrygien zu leichterer Herbeischaffung von Lebensmitteln gern über einen etwas weiteren Raum verteilte. Balduin ist dann, da er allem Anschein nach weder Philomelium noch Antiochien berührt hat, auf der rechten Flanke des Hauptheeres weiter südlich marschirt und unter Not und Mühen auf schwierigen Wegen für sich allein bis nach Tarsus gelangt. Dass er vorher noch einmal mit den übrigen Fürsten sich vereinigt habe, ist nur aus einer falsch übersetzten Stelle (Alb. Aq. III, 6) gefolgert worden. Denn dort ist nicht zu lesen, dass er drei Tage lang neben dem Heer umhergeirrt sei, sondern dass er, neben dem Heer umherirrend, unter anderm drei Tage lang grossen Hunger gelitten habe. Die Richtigkeit dieser Uebersetzung wird sich aus gleichartigen prägnanten Stellen zweifellos ergeben.

Von Eregli bog das Hauptheer, wie wir wissen, von der bisher eingehaltenen Richtung weit nach Nordosten ab. Wann der Beschluss zu dieser höchst auffallenden Abweichung von der geraden Marschlinie nach Syrien gefasst worden, ist nirgends gesagt. Wir dürfen aber vermuten, dass man erst recht spät dazu gekommen ist. Denn Graf Stephan von Blois sagt in einem kurz nach der Eroberung Nicäas geschriebenen Brief, dass das Kreuzheer, falls es nicht durch das syrische Antiochien aufgehalten werde, in fünf Wochen sein Ziel — Jerusalem — zu erreichen hoffe. Diese Zeitangabe, die schon für den geraden Marsch nach Palästina zu wenige Wochen ansetzt, schliesst natürlich aus, dass man damals schon einen gewaltigen Umweg geplant habe. Aber die von Nicäa über Klein-Antiochien bis Eregli innegehaltene, stark südliche Richtung des Zuges (man hätte z. B. von Nicäa über Ancyra auf viel kürzeren Wegen nach Cäsarea gelangen können) führt ausserdem zu der Hypothese, dass man erst ganz zuletzt, vielleicht erst

in der Lagerruhe zu Eregli auf den Gedanken gekommen ist, das Taurusgebirge in nördlich gewendetem Bogen zu umziehen. Ermutigt durch die bisher errungenen grossen Erfolge und allmählich klar erkennend, dass man durch die Unterstützung der armenischen Glaubensgenossen nicht bloss südlich, sondern auch nördlich vom Taurus die eigene Kraft im Kampf gegen die Muhammedaner bedeutend stärken könne, mag man damals sich beinahe plötzlich zu dem grossen Umweg entschlossen haben.

Dies ist freilich nur eine Hypothese, die jedoch nicht bloss ebenso gut, sondern noch etwas besser ist als jede andere in dieser Frage aufzustellende, da sie sich an die wenigen feststehenden Thatsachen am Ungezwungensten anschliesst. Für die Kritik Alberts geht daraus der wichtige Umstand hervor, dass Balduin, seit langer Zeit vom Hauptheere getrennt, vom nordöstlichen Abmarsch desselben, als er selber in Cilicien verweilte, fürs erste nichts zu wissen brauchte, und dass dasselbe vielleicht auch für Tankred gilt. Wenn daher der lothringische Chronist, im Gefolge Balduins ziehend, bei der Erzählung der cilicischen Ereignisse so redet, als ob man im Lager bei Tarsus auf das baldige Eintreffen des „nachfolgenden Heeres" gerechnet habe, so liegt hierin nichts, was uns sonderlich befremden, nichts, was die Glaubwürdigkeit des Chronisten ernstlich mindern dürfte.

Besetzung Armeniens.

Die Besetzung Armeniens ging in zwei gesonderten Ereignisgruppen vor sich. Das grosse Heer durchzog die Landschaften nördlich vom Taurus, schlug die Seldjuken, befreite und unterstützte die dortigen Armenier und näherte

sich erst bei Marasch den nordsyrischen Gebieten. Die Scharen Balduins und Tankreds erwarben inzwischen durch ähnliche Thaten in Cilicien hohen Ruhm. Über den Marsch des Hauptheeres von Eregli bis Marasch schweigt der lothringische Chronist vollständig, während er von den cilicischen Ereignissen einen sehr ausführlichen Bericht giebt. Es ist deshalb zu vermuten, dass derselbe (und zwar etwa schon seit Doryläum) nicht am Zuge Gottfrieds teil nahm, sondern den Grafen Balduin begleitete, bis derselbe von Cilicien nach Marasch und Edessa aufbrach.

Die Erzählung des Lothringers von den cilicischen Ereignissen hat bisher unter der schwersten Ungunst des kritischen Urteils gelitten. Sage und Tendenz sollen sich in ihr aufs ärgste breit machen. Wir haben dieselbe natürlich nur um so sorgfältiger zu prüfen, und zwar empfiehlt sich da, zunächst eine Reihe von Thatsachen herauszugreifen, die sich wie eine weitverschlungene Episode durch die ganze Geschichte des Kreuzzugs vom Herbst 1097 bis zum Herbst 1099 hinzieht, nämlich die Schicksale des flandrischen Seefahrers Guinimer und der syrischen Hafenstadt Laodicea. Graf Riant hat hier die Überlieferung mit richtigem Gefühl, jedoch noch nicht auf Grundlage ausreichender Erkenntnis des wahren Thatbestandes zu verteidigen gesucht (vergl. Riants Expéditions et pelerinages des Scandinaves en terre Sainte au temps des croisades, p. 134—139, und desselben Inventaire des lettres historiques des croisades p. 190). Sybel bleibt dabei, dass Albert einen „Haufen von Erdichtung" zusammengebracht habe (Geschichte des ersten Kreuzzugs, S. 69, 98, 430 ff.). Sehen wir, welche Ereignisse wirklich eingetreten sind.

Guinimer von Boulogne war mit einer Flotte, die Friesen, Flandrer und einige Provenzalen an Bord hatte, schon jahrelang vor dem Kreuzzuge in See gegangen und hatte als Seeräuber, oder sozusagen als Wikinger-Admiral in den Gewässern des Mittelmeeres sein Glück versucht.

Vermutlich mit Muhammedanern und Griechen kämpfend, hatte er reiche Beute gewonnen und erschien mit stattlichster Schiffsrüstung im Hafen vor Tarsus, als Balduin sich in dieser Stadt befand. Die lothringischen Pilger und die Seeleute erkannten einander als Glaubensgenossen und Landsmänner, und Guinimer unterstützte den Grafen bei der Einlagerung einer Garnison in Tarsus wie bei der Fortsetzung des Zuges durch Cilicien bis Mamistra (Alb. Aq. III, 14), kehrte dann aber zu seiner Flotte zurück, warf sich auf Laodicea, eroberte die ansehnliche Stadt und liess es sich in derselben wohl sein, ohne sich um das Pilgerheer fernerhin zu bekümmern (id. III, 59), falls er dasselbe nicht wenigstens bei der Ankunft vor Antiochien persönlich begrüsste (id. III, 33, cf. Buloniense).

An alledem ist nichts ernstliches auszusetzen. Zweifelhaft bleibt nur die Zeit, in welcher Guinimer Laodicea eroberte. Kemaleddin nennt zwar ganz bestimmt den 19. August 1097 (siehe den vor Kurzem veröffentlichten dritten Band der hist. orientaux im Recueil des hist. des croisades, p. 578), aber dieser Termin erscheint, obgleich nicht unmöglich, so doch auffällig früh, und da Kemaleddins Bericht über das Schicksal Laodiceas auch sonst nicht fehlerfrei ist, so wage ich das Datum nicht unbedingt anzunehmen. Zweifellos dagegen dürfte sein, dass Laodicea, wie der Lothringer ausdrücklich hinzufügt (Alb. Aq. VI, 55), durch Guinimer den Muhammedanern und nicht den Griechen entrissen wurde. Wilhelms von Tyrus Schilderung (VII, 16) kann hiergegen nicht ins Gewicht fallen, und Cafaros kurzes Wort, dass tunc temporis eine griechische Besatzung in Laodicea lag, darf auf eine etwas spätere Zeit als auf das Ende des Sommers oder den Anfang des Herbstes 1097 bezogen werden. (Mon. Germ. SS. XVIII, 45).

Sehr bald nach Guinimers Flotte erschienen jedoch auch angelsächsische und griechische Schiffe in den nordsyrischen Gewässern, über deren Beziehungen stets grosse

Unklarheit herrschte. Hier hilft uns eine bisher nicht genügend gewürdigte Ausführung Radulfs (cap. 58) aus der Not, weil nach dem zweifellosen Wortlaut derselben die Angelsachsen im Herbst 1097 griechische Söldner, ihre Schiffe also identisch mit den griechischen Schiffen und nichts anderes als ein Teil der kaiserlich griechischen Flotte waren (Rad. Angli . . . missi ac Imperatore tutela, und dazu weiter unten: Laodicia Alexio serviebat).

Dies genügt, um Alberts ferneren Bericht in allen Hauptpunkten verständlich und glaubwürdig zu machen. Die Angelsachsen griffen, vereinigt mit anderen griechischen Söldnern, den Turkopulen Alberts, Laodicea an, sei es einem besonderen kaiserlichen Befehle folgend, sei es weil sie schon früher mit den flandrischen Seeräubern in Kampf gestanden, eroberten die Stadt und nahmen Guinimer gefangen. Ihr Sieg, der nun allerdings den Kaiser Alexius zum Herrn Laodiceas machte, fand schon während der ersten Monate der Belagerung Antiochiens durch die Kreuzfahrer statt (Alb. Aq. III, 59. Raim. p. 243: Normanniae comes eo tempore aberat. Vergl. die Deutung dieser Stellen unten in dem Abschnitt „Belagerung von Antiochien").

Aber der Sieg über die Seeräuber schuf den Angelsachsen grosse Sorgen, weil sie sich nicht bloss an Glaubensgenossen, sondern auch an Landsleuten einiger Kreuzesfürsten vergriffen hatten und weil sie deshalb die Rache des bis in die Nähe Laodiceas vorgedrungenen Kreuzheeres fürchteten (Rad. Laodiceae fines vagus populabatur exercitus etc.). Sie wendeten sich deshalb mit der Bitte um die Erhaltung freundlicher Beziehungen, die bisher zwischen ihnen und den Pilgern bestanden hatten (Raim. p. 290), an die Anführer des Kreuzheeres. Ihre Bitte, die allem Anscheine nach gewährt wurde, brachte sie jedoch sehr bald in neue Not. Denn nun quartierte sich ein Kreuzesfürst, Herzog Robert von der Normandie, dem die Strapazen der Belagerung Antiochiens unerträglich geworden waren, bei ihnen

ein und spielte, wenn auch nicht de jure, so doch de facto in Laodicea den Herren — ein Normann als Patron der Angelsachsen — ein seltsames Verhältnis, welches in den Worten Radulfs (l. c.) charakteristischen Ausdruck gewonnen hat.

Nach der Beendigung der Kämpfe um Antiochien beschäftigten sich Herzog Gottfried und Graf Raimund mit den Laodicener Händeln. Der Lothringer forderte und erreichte, dass sein Landsmann Guinimer, der von den Angelsachsen bisher sei's in Laodicea, sei's an einem andern sicheren Orte (etwa in Cypern?) gefangen gehalten war, in Freiheit gesetzt wurde (Alb. Aq. V, 24); der Provenzale verlangte dagegen, seinem Parteistandpunkt entsprechend, und setzte auch durch, dass die Oberhoheit des Kaisers Alexius über Laodicea von den Kreuzfahrern förmlich anerkannt wurde (Alb. Aq. VI, 55). Während alledem blieb aber eine Kriegsschar Roberts von der Normandie, obwohl dieser selber zu seinen fürstlichen Genossen längst zurückgekehrt war, fortdauernd als Besatzung in Laodicea, und die Angelsachsen verloren in so peinlicher Lage endlich die Lust, den dort gewonnenen Posten fernerhin zu behaupten. Als das Kreuzheer im Frühling 1099 nach Jerusalem weiter marschierte, schlossen sie sich daher, zumal auch ihre Flotte durch vorausgegangene Kämpfe grossenteils vernichtet war, an dieses an (Raim. p. 290). Nach ihrem und der Pilger Abzug erhoben sich die Laodicener, wahrscheinlich mit Hülfe neu eingetroffener griechischer Schiffsmannschaften, gegen die auch jetzt noch bei ihnen verweilende und sie hart bedrückende Robert'sche Besatzung, setzten sich aber damit einem stürmischen Angriffe der antiochenischen Normannen unter Boemunds Führung aus. Schon war die Stadt dem Unterliegen nahe, da kehrten viele Kreuzesfürsten, Raimund, Robert von der Normandie, Robert von Flandern u. s. w, von Jerusalem zurück. Wenn dieselben sich mit Boemund vereinigten, war es um die

Laodicener geschehen. Die letzteren versuchten deshalb, die rückkehrenden Fürsten durch grosse Versprechungen auf ihre Seite zu ziehen, und hatten hierbei so vollkommenen Erfolg, dass die Antiochener gänzlich vom Kampfe abstehen mussten. Robert von der Normandie und Robert von Flandern schifften sich darauf nach Europa ein, Raimund aber blieb einstweilen in Laodicea, hielt die Festungswerke besetzt nud bewahrte hierdurch die Stadt ihrem rechtmässigen Herrn, dem Kaiser Alexius (Alb. Aq. VI, 56 bis 60).

Dieser Hergang der Ereignisse ergiebt sich nicht bloss aus dem Wortlaut der anderen Quellen, sondern schliesst sich überdies eng und ungezwungen an die Mitteilungen des lothringischen Chronisten an. Der letztere macht nur ein paar geringfügigere Fehler, die aus seiner uns schon bekannten Geistesart hervorgegangen sind. Er erzählt nämlich die Schicksale Gninimers nnd Laodiceas, soweit er sie in der Geschichte der Jahre 1097 und 1098 Punkt für Punkt berührt, in allem Wesentlichen richtig und irrt eigentlich nur da, wo er — im Herbst 1099 — rekapitulierend auf die Vergangenheit zurückgreift. Dort sagt er, (Alb. Aq. VI, 55), dass die Leute Guinimers nach der Eroberung Antiochiens Laodicea dem Grafen Raimund angeboten haben: eine in dieser Fassung jedenfalls verkehrte Mitteilung, in der aber vielleicht ein Kern von Wahrheit steckt, weil unter Guinimers Leuten Provenzalen waren, die möglicherweise sofort nach der Einnahme Laodiceas eine frenndliche Verbindung mit Graf Raimund erstrebten — und dort lässt er Guinimer nicht schon während, sondern erst nach der Eroberung Antiochiens gefangen werden: ein Fehler, zu dessen Verbesserung jedoch seine eigenen früheren Angaben vollkommen hinreichen. Hinsichtlich alles übrigen ist von einem „Haufen von Erdichtung“ in Alberts Bericht so wenig die Rede, dass derselbe im Gegenteil buchstäblich wahr zu sein scheint. — Orderichs Ge-

schichtswerk enthält, wie schliesslich noch bemerkt werden mag, einen zwar nicht fehlerfreien, im übrigen jedoch brauchbaren und im obigen verwerteten Beitrag zur Geschichte der Laodicener Händel. Für das Mass dieser Verwertung war entscheidend, dass Orderichs schwankende Angaben wohl gelegentlich zur Unterstützung, nicht aber zur Widerlegung der eigentlichen Kreuzzugschroniken dienen können (Orderic. Vital. eccles. historia, ed. le Prévost, IV, 70).

Die cilicischen Ereignisse, zu denen wir endlich zurückkehren, haben auf die Geschichtschreibung und Dichtung des Zeitalters ungemein stark eingewirkt. So geringfügig sie eigentlich waren, so umfassen doch die sie behandelnden Berichte an Ausdehnung das Vielfache von dem, was über alle Thaten und Leiden des grossen Kreuzheeres in Kleinasien und Armenien überliefert worden ist. Die Ursachen dieses Missverhältnisses sind unschwer zu erkennen. Bei allen Kriegszügen richtet sich die Aufmerksamkeit des Erzählers und nun gar des Sängers mit Vorliebe auf die Unternehmungen verwegener Streifparteien. Ausserdem berührten die normannischen und lothringischen Seitenkorps, als sie Cilicien besetzten, auch die Meeresküste und traten in Verbindung mit Seefahrern, durch welche der Ruf ihrer Thaten ohne Zweifel weit umher verbreitet und unwillkürlich zu gesteigerter Bedeutung gebracht wurde.

Die ausführlichste Erzählung giebt die lothringische Chronik (Alb. Aq. III, 5—17). Dieselbe zeigt zwar mit den Liedern insofern Verwandtschaft, als an einigen Stellen beider Berichte, vornehmlich beim ersten Auftreten Balduins in Cilicien, fast das Gleiche gemeldet wird (Chans. d'Ant. III. 17—19). Da aber die Lieder zwischen diesen Stellen einen von aller sonstigen Überlieferung weit abweichenden Inhalt haben, während die Mitteilungen des Lothringers, wie wir sogleich sehen werden, durch die Aussagen anderer Autoren gestützt werden, so dürfen wir die Chronik diesmal nicht ungeprüft bei Seite lassen und dürfen

ausserdem wohl auf die Möglichkeit hinweisen, dass hier nicht Albert der Liedertradition folge, sondern eine mehr zufällige und von ernsteren Bedenken freie Ähnlichkeit der lothringischen Chronik mit den Liedern vorhanden sei. Der Zufall, der dieselbe veranlasst hat, mag darin seine Erklärung finden, dass irgend ein Gleichzeitiger und Teilnehmender, ein Gefolgsmann Balduins also, des letzteren vielbesprochene cilicische Schicksale sofort in Verse gebracht hat und dass diese sowohl dem lothringischen Chronisten wie den späteren Liedersängern oder Liedersammlern bekannt geworden sind. Für diese Erklärung spricht, dass auch Radulf von dem Gesang dieses Gefolgsmannes beeinflusst zu sein scheint (siehe darüber unten), und dass gewisse gleichartige, der Glaubwürdigkeit nur wenig schadende Anklänge an die Lieder uns bei den besten Quellenschriften, z. B. den Gesten, noch mehrfach begegnen werden. Es erscheint deshalb keineswegs statthaft, wegen jener nur sporadisch auftauchenden Ähnlichkeit mit einer im Allgemeinen verdächtigen Tradition einen detailreichen und gut zusammenhängenden Bericht, der sich schon einmal — in Sachen Guinimers — erfreulich bewährt hat und der überdies vielleicht auf verständiger Wahrnehmung eines Augenzeugen ruht, kurzweg als Erzeugnis der Sage zu verwerfen.

Nach der lothringischen Chronik bewog Tankred, vor Tarsus angelangt, durch kriegerische Bedrängung diese vornehmlich von christlichen Armeniern bewohnte, aber von den Seldjuken besetzte Stadt, sich ihm soweit zu unterwerfen, dass sie die Aufsteckung seiner Fahne auf der Citadelle zuliess. Nachdem dies geschehen, traf Balduin ein, geriet beim Anblick der Fahne, die er als das Zeichen normannischer Usurpation auffasste, in heftigen Zorn, zwang Tankred durch seine Übermacht, das Lager vor Tarsus zu verlassen, drängte dann seinerseits die Stadt zur Kapitulation und zog auch glücklich in dieselbe ein. Die seld-

jukische Besatzung, der gestattet war, einstweilen unbehelligt in Tarsus zu bleiben, floh trotzdem in einer der folgenden Nächte aus der Stadt.

Dieser Erzählung steht nun freilich der Bericht der Gesten (p. 130 seq.) schroff gegenüber. Denn nach dessen Wortlaut hat Tankred, so lange er vor Tarsus lag, zwar im offenen Felde Vorteile erfochten, aber von der Stadt selber noch kein Zeichen der Unterwerfung erhalten. Die Entscheidung wird erst durch das Eintreffen Balduins herbeigeführt, weil die Seldjuken angesichts der verstärkten Macht der Kreuzfahrer den Mut verlieren und in der folgenden Nacht aus Tarsus entfliehen.

Welche von diesen beiden Überlieferungen aus inneren Gründen als die glaubwürdigere zu betrachten ist, möchte schwer zu entscheiden sein. Denn wenn es auch nahe genug liegt, bei Albert an einigen romantisch erscheinenden Details Anstoss zu nehmen, so fehlt dergleichen selbst in dem kurzen Bericht der Gesten keineswegs. Oder dürfen wir nicht von der Antwort, die Tankred dem ihn zur Plünderung von Tarsus auffordernden Balduin gegeben haben soll, „er wolle keine Christen (d. h. keine Armenier) berauben," mit vollem Rechte sagen, dass über viele Berichte, die solche schwärmerisch klingenden Äusserungen enthalten, bisher zumeist geurteilt worden ist, da sehe man, bis zu welcher mystischen Höhe asketischer Heiligkeit das Kreuzfahrerwesen von der Legende erhoben worden sei?

Die Glaubwürdigkeit jener beiden Überlieferungen hängt mithin vornehmlich von den Aussagen der übrigen Quellen ab, die von Sybel nicht zutreffend interpretiert worden sind.

Radulf, der uns zunächst interessiert, giebt eine lange und ziemlich wirre Erzählung (cap. 34—38), an der man jedoch mit Unrecht befremdlich gefunden hat, dass sie den Grafen Balduin, den Bedränger Tankreds, mit Lob und Preis einführe. Balduin war ja, als Radulf schrieb, der allgemein verehrte, auf dem Gipfel seiner Erfolge stehende

König von Jerusalem. Dagegen ist in der That sehr befremdlich, dass (gleichlautend mit Albert und den Liedern) Tarsus schon vor dem Eintreffen Balduins als Zeichen der Unterwerfung die Fahne Tankreds aufgenommen, und dass trotzdem (gleichsam im Anschluss an die von den Gesten berichteten Ereignisse) Balduin späterhin erklärt haben soll, die Bewältigung der Feinde sei nicht dem Schwerte Tankreds, sondern dem Schrecken über die Ankunft der Lothringer zuzuschreiben! Tankred habe gekämpft, die Palme des Sieges aber gebühre ihm, Balduin.

Diese Erzählung muss fehlerhaft sein. Denn wenn die Stadt sich vor Balduins Ankunft unterworfen hatte, so konnte dieser aus dem Siege kein Verdienst für sich ableiten; wenn er aber das letztere mit Recht thun durfte, so hatte die Stadt vor seinem Eintreffen gewiss noch nicht Tankreds Fahne in ihren Mauern aufgenommen. Dem Widerspruch, den Radulf sich mithin zu Schulden kommen lässt, liegt ohne Zweifel nichts anderes zu Grunde, als dass hinsichtlich des Streits um Tarsus zwei Überlieferungen (die Alberts und die der Gesten) von Mund zu Mund gingen und von dem Biographen Tankreds in sehr ungeschickter Weise miteinander verschmolzen wurden. Für unsere Frage geht daraus hervor, dass die Überlieferung, welche Albert — und in diesem Fall auch die Chanson — aufbewahrt hat, sehr frühzeitig im Morgenlande verbreitet war und allein schon hiernach die gleiche Glaubwürdigkeit beanspruchen darf, wie die Erzählung der Gesten.

Glücklicherweise besitzen wir aber noch eine vierte, wenn auch ganz kurze Schilderung des Streites um Tarsus. Fulcher (p. 337) sagt nämlich, dass Balduin die Stadt Tarsus dem Tankred mit Gewalt wegnahm, obgleich dieser schon seine Leute mit der Einwilligung der Türken in dieselbe hineingeschickt hatte (quum jam homines suos intromisisset, Turcis ei consentientibus). Der springende Punkt in dieser Mitteilung ist offenbar das Hineinschicken

von Leuten vor dem Eingreifen Balduins. Sybel meint nun zwar, dass Fulcher gerade in diesem Punkt irre, „weil doch weder bei Albert noch sonstwo der mindeste Zweifel sei, dass bei Balduins Ankunft noch kein Mann von dem fränkischen Heere in der Stadt war.“ Diese Ansicht ist aber schwerlich haltbar, da ja Radulf und Albert vom Aufziehen der normannischen Fahne berichten und die Fahne doch gewiss von niemandem sonst als von „Leuten Tankreds“ nach Tarsus hineingebracht worden ist. Haben wir mithin an Fulchers Bericht nichts wesentliches auszusetzen, so ergiebt sich auch klar genug, wohin die Entscheidung bei der Hauptdifferenz zwischen dem lothringischen Chronisten und dem Verfasser der Gesten sich neigt. Dass Tarsus vor Balduins Eintreffen zu kapitulieren begonnen habe, sagen unabhängig von einander der Lothringer, Fulcher und der Anfang von Radulfs Bericht; dass dies nicht geschehen sei, behaupten nur die Gesten und der Schluss von Radulfs Bericht. Hierzu kommt noch, dass der Verfasser der Gesten jedenfalls nicht Augenzeuge war — er zog mit dem grossen Heere über Cäsarea nach Marasch —, während die Worte des lothringischen Chronisten an vielen Stellen den Eindruck genauester Kunde, persönlicher Teilnahme machen. Schenken wir aber in dem besprochenen Hauptpunkt der Albert'schen Darstellung Vertrauen, so verfahren wir natürlich ebenso hinsichtlich der Flucht der seldjukischen Besatzung von Tarsus. Dass dieselbe entwichen sei, ehe Balduin die Stadt besetzt habe (wie die Gesten meinen), oder gar, ehe Balduin nur vor Tarsus eingetroffen sei (wie der allerdings verstümmelte Text Radulfs andeutet), das gehört allem Anschein nach in jene zweite Überlieferung vom Streit um Tarsus, die wir nur als minder glaubwürdig bezeichnen können.

In Alberts Erzählung sind schliesslich noch einige Nachrichten enthalten, die eine besondere Erwähnung verdienen. Hierzu gehört vor allem, dass die Insassen von Tarsus sich

lieber den Normannen als den Lothringern unterworfen hätten, weil das ganze Morgenland vom Ruf der Thaten Boemunds seit langem erfüllt, Gottfried aber bisher dort unbekannt war. Hierüber sei Balduin erst recht in Zorn geraten und habe jenen Leuten vorstellen lassen, Boemund und Tankred besässen keineswegs eine hervorragende Machtstellung, Gottfried sei ein ganz anderer Mann, ein hoher deutscher Reichsfürst, vom ganzen Heere geehrt, princeps totius militiae Galliae, caput et dominus ab omnibus electus et constitutus. Sybel sieht natürlich in diesen Auseinandersetzungen nur tendentiöse, eine weite Verherrlichung Gottfrieds bezweckende Erdichtung. Wem aber wäre dieselbe zuzuschreiben? Auf keinen Fall den Sängern der Lieder, die sich nie mit solchen nüchternen politischen Erörterungen befasst haben. Und ebensowenig dem armseligen Kompilator Albert, der allenfalls die Rede, welche Balduin den Leuten von Tarsus halten lässt, ausgeschmückt und mit der frühzeitig erdichteten allgemeinen Heerführerschaft Gottfrieds bereichert hat, der aber sicherlich nicht im Stande gewesen ist, den höchst charaktervoll sich darstellenden Kern dieser Auseinandersetzungeu frei zu erfinden. Es sind sehr treffende Bemerkungen, dass Boemunds Ruf schon lange das Morgenland erfüllt hatte, Gottfrieds Name aber erst damals dort bekannt wurde, und es erscheint ebenso treffend, dass sich in Balduins Herzen reichsfürstlicher Stolz gegen die Normannen, die alten Feinde des abendländischen Imperiums, kräftig geregt habe. Dergleichen führt fast mit Notwendigkeit auf einen Autor, der an den kleinen Händeln um Tarsus lebendigen Anteil genommen hatte und seine Wahrnehmungen nicht lange darauf zu Papier brachte. Hierzu kommt noch, dass Gottfried in der That nach Rang und Würde eine etwas angesehenere Stellung im Kreuzheere besessen zu haben scheint, als man ihm bisher gegönnt hat. Er war einer der ersten Reichsfürsten, einer der grossen duces des Imperiums. An vielen Stellen unserer

Chroniken wird er schlechtweg als dux (ohne Nennung seines Namens) neben den comites, den andern Kreuzesfürsten, aufgeführt, und wenn diese Bezeichnungsweise auch im ganzen der Sachlage entspricht, so erhält man doch den Eindruck, als ob die Pilger von dem Gefühl einer überlegenen Bedeutung der höchsten reichsfürstlichen Würde erfüllt gewesen seien.

Nachdem der Hader zwischen Normannen und Lothringern beigelegt und Tankred von Tarsus abgezogen war, erlebte Balduin — nach Albert — dort noch eigentümliche Schicksale. Eine neue normannische Streifpartei, die Boemund vielleicht zur Verstärkung Tankreds ausgesendet hatte, traf vor der Stadt ein, bat um Einlass, wurde aber von Balduin rauh abgewiesen. Nachdem sie sorglos ihr Lager im Freien aufgeschlagen, wurde sie von einem Teil der bisherigen seldjukischen Besatzung von Tarsus, die im Dunkel der Nacht heimlich aus der Stadt entwichen, meuchlings überfallen und niedergemetzelt. Die Sieger in diesem schmählichen Kampfe flohen noch vor Anbruch des Tages in unerreichbare Ferne; die Lothringer aber erhoben sich, als sie von dem Geschehenen Kunde erhielten, in grimmer Wut, die sogar einen Augenblick lang den zur Ruhe mahnenden Balduin bedrohte, gegen die in Tarsus zurückgebliebenen Seldjuken und erschlugen sie, wie es scheint, sämtlich.

Von diesen Ereignissen ist weder in den historischen Quellen noch in den Liedern die Rede. Ihre Glaubwürdigkeit steht und fällt mit der Glaubwürdigkeit des ganzen Zusammenhangs, in welchem Albert über sie berichtet. Auf Grund der bisher gewonnenen Ergebnisse brauchen wir daher an ihnen nicht zu zweifeln.

Tankred war inzwischen nach Adana weitergezogen, fand aber diese Stadt — nach Albert — schon von einem andern Seitentrupp des Kreuzheeres, der die Seldjuken verjagt hatte, besetzt. Auf seine Bitte von dem Führer dieses

Trupps, dem burgundischen Edelmann Welfo, freundlich aufgenommen und verpflegt, hielt er sich nur kurze Zeit dort auf und rückte dann gegen Mamistra vor. Radulf erzählt (cap. 39, 40), dass Adana nicht durch Kreuzfahrer, sondern durch die christlichen Bewohner von Stadt und Umgegend, unter der Leitung eines vornehmen Armeniers, Ursinus, von den Seldjuken befreit worden sei. Ursinus habe denn auch Tankred freundlich in Adana aufgenommen.

Dieser Widerspruch scheint unlösbar. Bedenken wir aber, dass wir an dem Dasein und den Thaten Welfos sonst zu zweifeln keinen Grund haben (derselbe hat sich mit dem grossen Kreuzheer, als dieses vor Antiochien anlangte, wieder vereinigt. Alb. Aq. III, 33), und dass die „Besetzung Armeniens" überall in bestimmten, leicht zu Widersprüchen führenden Formen geschehen ist, so dürfte sich doch eine Möglichkeit der Lösung ergeben. Sobald nämlich die Kreuzfahrer nördlich wie südlich vom Taurus, in die von Armeniern bewohnten, nur zu kleinstem Teile freien, zumeist dagegen den Seldjuken unterworfenen Gebiete einrückten, ereignete sich immer das Gleiche, dass Kreuzfahrer und Armenier auf die gemeinsamen Feinde losschlugen oder losznschlagen sich vorbereiteten. Wer da in jedem Falle zuerst das Schwert gezogen und den Sieg entschieden hat, ist nicht bloss heute, sondern war ohne Zweifel schon damals schwer festzustellen, so dass sowohl Welfo wie Ursinus an der Befreiung Adanas gearbeitet haben könnten und nur zweifelhaft bliebe, wem das Hauptverdienst am Erfolge zuzuschreiben wäre. Ausserdem liegt bei Radulf der Verdacht nahe, dass er bei den zahllosen Händeln, die Tankred während der folgenden Jahre in Cilicien zu bestehen hatte, ein späteres Zusammentreffen desselben mit Ursinus irriger Weise in diese frühe Zeit gelegt hat, und wir haben deshalb keinen hinreichenden Grund, die bestimmte Aussage des lothringischen Chronisten zu verwerfen.

Vor Mamistra angelangt, bereitete sich Tankred — nach Albert — sofort zum Kampf und nahm die Stadt nach heftigem aber kurzem Streit. Radulf dagegen sagt, die Seldjuken seien, b e v o r es zum Schlagen gekommen, entflohen und die Normannen von den Armeniern aufgefordert worden, die Stadt zu besetzen. Welcher Bericht der bessere ist, dürfte kaum festzustellen sein; doch wäre der Fehler des Lothringers, falls dieser geirrt haben sollte, nicht sehr erheblich, da bei dem bunten Durcheinander von Ereignissen, welches die Vertreibung der Seldjuken aus den armenischen Orten kennzeichnet, gerade ein derartiges Versehen auch einem sorgfältigen Erzähler leicht begegnen konnte. Im Übrigen widersprechen Albert und Radulf (cap. 41—44) hinsichtlich der Händel um Mamistra sich nicht, sondern ergänzen einander. Balduin erreicht die Stadt, nachdem dieselbe von Tankred besetzt worden ist. Die Fürsten, obgleich seit dem Streit um Tarsus in gereizter Stimmung, versuchen anfangs Frieden zu halten, geraten aber dennoch schliesslich in offenen Kampf. Beide Teile nehmen einander vornehme Gefangene ab und werden dadurch zu dem Wunsch der Auswechslung derselben und der Herstellung des Friedens gebracht, die denn auch ohne Mühe gelingt. Die einzige nennenswerte Differenz zwischen unsern Quellen ist, dass Albert den Führern der Normannen die Schuld an dem blutigen Hader aufbürdet, während Radulf seine Landsleute insofern entlastet, als der Streit nach seiner Ansicht beim Handelsverkehr des niederen Volkes ohne besondere Verschuldung dieser oder jener Partei entstanden ist. Jedenfalls trifft in dieser Sache den Grafen Balduin kein Tadel.

An die Versöhnung der Fürsten vor Mamistra schloss der lothringische Chronist unmittelbar den Bericht von Balduins Heldenthaten im Eufratese und in Mesopotamien vom Herbst 1097 bis zum Frühling 1098 (Alb. Aq. III, 17—25; dazu einige Sätze in den Kapiteln 27 und 31).

Derselbe macht einen so guten Eindruck, dass es schwer begreiflich ist, wie man an ihm hat ernsten Anstoss nehmen können.

Balduin ging von Mamistra nicht, wie wir unten sehen werden, südostwärts ins antiochenische Gebiet und nach Artasia, sondern nordostwärts in der Richtung aufs Eufratese und vereinigte sich in der Gegend von Marasch mit dem grossen Heere. Was ihn zu diesem Marsche bewog, dürfte hauptsächlich in der Erwägung zu suchen sein, dass er in Cilicien trotz rücksichtslosem Zugreifen zu wenig Lorbeeren und Beute zu gewinnen vermocht hatte. Nur Tarsus hatte er eingenommen, in Adana hatte jedoch Welfo sich festgesetzt und in Mamistra war ihm Tankred zuvorgekommen. Im Eufratese eröffnete sich ihm dagegen die Aussicht, für sich allein wirken zu können, und ebendorthin lockten ihn Bitte und Zuspruch der Armenier. Riet ihm doch ein vornehmer Armenier, Pankratius, der sich nach der Angabe des lothringischen Chronisten in seinem Gefolge befand, diesen Marsch zu unternehmen; und nach Radulf (cap. 42) forderte ihn ausserdem eine (ohne Zweifel armenische) Gesandtschaft hierzu auf. Vielleicht aber hatte er noch einen andern Beweggrund, von Mamistra sich nordostwärts zu wenden. Denn Wilhelm von Tyrus (III, 25) sagt, dass Balduin, besorgt über Gottfrieds schwere Verwundung bei jenem Jagdunfall, von der er jetzt erst gehört hatte, mit dem Bruder zusammenzutreffen wünschte. Wilhelm von Tyrus besitzt zwar geringe Glaubwürdigkeit, weil er für das Zeitalter des ersten Kreuzzuges kein eigentlicher Quellenschriftsteller ist; sollte seine Mitteilung jedoch, was sehr wohl möglich ist, berechtigt sein, so würden aus derselben neue Bestätigungen hervorgehen sowohl für den Jagdunfall Gottfrieds als auch für die schon in Phrygien (und nicht erst in Eregli) erfolgte Trennung Baldwins vom grossen Kreuzheere. Dass der Graf nicht bloss, um neue Eroberungen im Eufratese zu machen, sondern auch der Wieder-

vereinigung mit Gottfried halber von Mamistra nordostwärts gezogen ist, könnte überdies daraus gefolgert werden, dass nur ein kleiner Teil des Heerhaufens, den er bisher geführt, ihn fernerhin begleitete. Der grösste Teil der Barone, die mit ihm Cilicien durchzogen hatten, blieb an der nordsyrischen Grenze und vereinigte sich hier später mit dem grossen Heere zum Kampf um Antiochien (Alb. Aq. III, 39); nur mit dem Rest erreichte Balduin in der Gegend von Marasch seine Landsleute.

Nach kurzem Aufenthalt zog er weiter und hatte das Glück, sehr bald nicht bloss die beiden festesten Plätze des Eufratese, Tell-Baschir und Ravendal, sondern die ganze Landschaft seiner Herrschaft zu unterwerfen. Nach Albert vertrieben die Armenier von Tell-Baschir, sobald Balduin den Ort umlagert hatte, die Seldjuken und übergaben ihm denselben; nach der kürzeren Mitteilung Fulchers (p. 337) übergaben die Armenier den Ort pacifice, was wohl auf dasselbe hinausläuft.

Diese Ereignisse veranlassten den alten und kinderlosen Fürsten Thoros von Edessa, durch eine Gesandtschaft Balduins Hülfe gegen die umwohnenden Seldjuken zu erbitten und dem Grafen hierfür die Mitregierung in Edessa anzutragen. Nach kurzem Besinnen entschloss sich Balduin, den gewagten Zug nach Mesopotamien zu unternehmen. Sein erster Versuch, den Eufrat zu überschreiten, missglückte (nach Albert) wegen der ihm damals in den Weg tretenden grossen Feindesmassen. Der zweite Versuch gelang hingegen vollkommen und, wie es scheint, vornehmlich deshalb, weil der Graf diesmal nur 80 Ritter mit sich nahm und mit so kleinem Gefolge sich durch die feindlichen Scharen mehr durchschlich als durchschlug, freilich nicht, ohne hierbei (nach Fulcher, p. 338) sehr grosse Gefahr zu laufen. In Edessa fand er eine andere Lage der Dinge, als er zu erwarten berechtigt war. Von der christlichen Bevölkerung wurde er zwar mit Dank und Jubel aufge-

nommen, aber Fürst Thoros, eifersüchtig geworden auf den Mitregenten und präsumptiven Nachfolger, den er sich doch selber ausgesucht, erklärte jetzt, die Kriegsdienste der Lothringer nur durch reichliche Besoldung vergelten zu wollen. Mit Geld anstatt Macht sich zu begnügen, verweigerte Balduin natürlich. Durch das schlauer Weise hinzugefügte Wort, nunmehr zu seinem Bruder Gottfried zurückkehren zu wollen, erregte er jedoch das Volk so stark zu seinen Gunsten, dass Fürst Thoros sich genötigt sah, ihn sofort als Sohn und damit auch als Nachfolger zu adoptieren. In seiner Ablehnung des Geldlohnes eine sagenhafte Betätigung seines Edelmutes zu sehen, haben wir selbstverständlich nicht den geringsten Anlass.

Nachdem er adoptiert war, machte er einen Kriegszug gegen den Emir von Samosata, erlitt aber hierbei eine empfindliche Niederlage, für welche Matthäus von Edessa (Recueil des hist. des crois. documents arméniens, I, p. 36) das ganze, aus Franken und Armeniern zusammengesetzte christliche Heer, Albert jedoch nur die Feigheit der Armenier verantwortlich macht. Dass die letztere Erzählung die richtigere ist, dürfte sich nicht bloss aus der Vertrauen erweckenden Genauigkeit des Details derselben ergeben — vornehmlich wie Balduin nach der Niederlage die Besatzung von Samosata durch seine Ritterschaft von einem nahe gelegenen Platze aus in Schach halten lässt —, sondern auch aus dem Kausalnexus der Hauptereignisse. Denn gleich nach dem vergeblichen Angriff auf Samosata bildete sich in Edessa eine Verschwörung, die Thoros zu beseitigen und Balduin in die Alleinherrschaft zu bringen bezweckte — eine Wendung der Sache, die kaum begreiflich wäre, wenn die Waffentüchtigkeit der Franken vor Samosata in der That sich als unzureichend erwiesen hätte. Beim Ausbruch der Verschwörung zeigte sich, dass dieselbe nicht bloss den Thron, sondern auch das Leben des Thoros bedrohe. Balduin missbilligte das und versuchte, wie aus allen

Quellen gleichmässig hervorgeht, das Leben seines Adoptivvaters zu retten. Nachdem ihm dies misslungen war, bestieg er jedoch unerschrocken den erledigten Thron und gewann durch neue glückliche Kriegsthaten, namentlich durch die Einnahme von Samosata und Serudj, immer strahlenderen Ruhm. Auch heiratete er, weil seine erste Gemahlin inzwischen den Strapazen des Kreuzzugs erlegen war, die Tochter des reichen und mächtigen armenischen Fürsten Tafnuz. Dass Albert, der das letztere III, 27 und 31 mitteilt, sich selber widerspreche, indem er IV, 6 die neue Gattin Balduins eine Tochter des Thoros sein lasse, ist nicht genau richtig, da Balduin nach IV, 6 nur principis terrae filiam (d. h. die Tochter eines Landesfürsten) geheiratet nnd vice ducis exstincti (d. h. an Stelle des toten Fürsten Thoros) den Thron von Edessa bestiegen hat. Läge hier aber auch eine Verwechslung der Tochter des Tafnuz mit der nie vorhanden gewesenen Tochter des Thoros vor, so widerspräche sich nur Albert, nicht jedoch der lothringische Chronist. Denn die Stelle IV, 6 stammt, wie wir unten sehen werden, aus demjenigen Teil der Liedertradition, der zuverlässig mit der Chronik anfangs nichts gemein gehabt hat.

Der Lothringer giebt uns nach alledem einen sehr reichhaltigen und zur Ergänzung der übrigen Quellen vortrefflich geeigneten Bericht von der Gründung der Grafschaft Edessa. Aber so gut derselbe auch in der gesamten Haltung wie in der Mehrzahl der Einzelausführungen ist, so sind doch in einigen Punkten Ausstellungen an ihm zu machen. Die wichtigsten Parallelberichte, die des edessenischen Armeniers Matthäus und Fulchers von Chartres, des Kaplans des Grafen Balduin, stammen nämlich aus der Feder von Augenzeugen oder Teilnehmern, was bei der lothringischen Erzählung hinsichtlich der edessenischen Ereignisse nicht der Fall zu sein scheint. Der Lothringer meint, dass 20,000 Seldjuken (eine unglaublich grosse

Masse) zusammengeströmt seien, um dem Grafen Balduin anfänglich den Übergang über den Eufrat zu verwehren. Das Durchschleichen durch Mesopotamien glückte dann nicht, wie Fulcher sagt, an der Spitze von 80 Rittern, sondern mit 200 Reitern. Von der romantischen Gefahr, in der man sich dabei befunden, wird von dem Lothringer nichts erwähnt. Die Art, wie die Verschwörung sich entwickelt und stufenweise bis zur letzten Entscheidung sich bethätigt hat, ist demselben teilweis unbekannt geblieben; denn wenn auch Fulcher von alledem nichts sagt, weil er offenbar davon nicht reden wollte, so berichtet der Lothringer treuherzig, was er in Erfahrung gebracht hat, seine Kenntnis gerade dieser interessanten Episode ist jedoch fragmentarisch und ungenau: die Gräuel zumal, denen Thoros zum Opfer gefallen ist, stellt er anders dar als der in dieser Frage zuverlässigere Matthäus. Kurz, obgleich wir die lothringische Erzählung nicht missen möchten — sie ist die reichste von allen —, so enthält sie dennoch in ihrem Reden wie in ihrem Schweigen eine Reihe kleiner Mängel, die ihre Glaubwürdigkeit ein wenig mindern, zugleich aber die Wahrnehmung nahe legen, dass ihr Verfasser den Zug nach Edessa nicht mitgemacht hat.

Von anderer Seite werden wir zu der gleichen Wahrnehmung gedrängt. Denn der Lothringer giebt, wie wir sehen werden, sehr eingehende und brauchbare Berichte über die Belagerung von Antiochien. Er muss deshalb, wenn er überhaupt an den Ereignissen teilgenommen hat, vom Herbst 1097 bis zum Frühling 1098 entweder im Lager vor Antiochien oder in der Grafschaft Edessa gegenwärtig gewesen sein. Hier dürfte sich nach dem Erwähnten kaum noch ein Zweifel regen, dass er seit der Überschreitung der nordsyrischen Grenze wieder nach der Verbindung mit dem grossen Heere gestrebt, also bei der Auflösung der Balduin'schen Schar in der Gegend von Mamistra den Grafen verlassen hat. Wir sind damit freilich zu der

vielleicht befremdenden Aufstellung genötigt, dass Balduin durch Cilicien von dem einen Geschichtschreiber, dem Lothringer, begleitet worden ist und, kaum nachdem sich dieser von ihm getrennt hatte, das Glück gehabt hat, in dem erst dann sich ihm anschliessenden Fulcher einen zweiten Historiographen zu finden. Aber unmöglich ist das ja nicht und noch lange nicht so auffallend wie der eigentümliche Umstand, dass der Lothringer und Fulcher allem Anschein nach in späteren Jahren lange Zeit im Reich Jerusalem neben einander gelebt und von ihren beiderseitigen litterarischen Bestrebungen keine Kunde erhalten haben. Und alles dasjenige, was der Lothringer über die edessenischen Ereignisse beibringt, konnte er bei dem regen Verkehr, der im Winter 1097 auf 1098 zwischen Gottfrieds und Balduins Leuten fortdauernd hin und her ging, recht wohl durch Hörensagen erfahren.

Nachdem Balduin von Mamistra nordostwärts abgezogen war, haben Tankred, Guinimers Leute (Alb. Aq. III, 26) und vermutlich auch die an der cilicisch-nordsyrischen Grenze zurückgebliebenen früheren Begleiter Balduins weitere Fortschritte in jenen Gegenden zu machen gesucht. Unter den festen Plätzen, die Tankred einnahm, nennt der Lothringer castrum puellarum und castrum adolescentum: heisst dies vielleicht ein zu einer Seldjukenburg umgewandeltes ehemaliges Nonnen- und ein desgleichen Mönchskloster? Als Hauptort, den Tankred besetzte, bezeichnet der Lothringer (l. c. und III, 31) Alexandrette.

Endlich nahte sich nun auch das grosse Heer, von Cäsarea über Coxon und Marasch südwärts ziehend. Nachdem schon von Coxon aus eine starke provenzalische Abteilung in der Richtung auf Antiochien den Genossen weit vorausgeeilt war, löste sich in der Gegend von Marasch — nach Albert III, 28—31 — eine flandrische Schar vom Gros der Armee und warf sich auf das der Marschlinie des letzteren naheliegende, fast genau in der Mitte zwischen

Antiochien und Haleb befindliche Artasia. Die armenischen Bewohner Artasias griffen sofort zu den Waffen, erschlugen die seldjukische Besatzung der Stadt und liessen die Franken ein. Gleich darauf erschien ein antiochenischer Heerhaufe vor den Thoren, verlockte die Flandrer zu einem Ausfall, schlug sie und umlagerte die Stadt. Die Eingeschlossenen wurden jedoch aus ihrer peinlichen Lage sehr bald befreit, weil das grosse Kreuzheer inzwischen ebenfalls bis in die Nähe von Artasia gelangt war und nun sowohl durch Entsendung eines Entsatzkorps als auch schlechthin durch weiteren Vormarsch gegen Antiochien die Seldjuken zum Verzicht auf die Belagerung Artasias zwang.

An dieser, nur von Albert mitgeteilten Episode ist aus inneren Gründen nicht zu zweifeln. Es erscheint vielmehr sehr glaublich, dass das Hauptheer, welches vermutlich von Marasch gerade südlich bis unfern Artasias und erst von hier aus südwestlich auf den Orontes zu marschiert ist, ein starkes Detachement zur Besetzung jener damals blühenden Stadt vorausgesendet habe. Die Lieder erzählen zwar ebenfalls von den Kämpfen um Artasia (Chans. d'Ant. III, 24—27): einige Details sind sogar Albert und der Chanson halb und halb gemeinsam, z. B. dass Gozelo, Sohn des Grafen Kuno von Montaigu, damals gestorben sei, nach Albert an einer Krankheit, nach der Chanson vom Feinde erschlagen — indessen wir haben augenscheinlich hier nur jene kritisch nicht beunruhigende Ähnlichkeit vor uns, die an einzelnen Stellen zwischen den besten Chroniken und der Liedertradition von vornherein vorhanden war.

Alberts Erzählung ist trotzdem bisher vollständig verworfen worden und zwar deshalb, weil nach Radulf (cap. 45–48) genau dasselbe, was die Flandrer und das Hauptheer bei Artasia erlebt haben, einige Wochen früher den Lothringern und Normannen unter Balduin und Tankred dort passiert sein soll. An dieser Behauptung ist aber einmal unrichtig, dass Radulf von den gleichen Ereignissen

(mit Ausnahme nur der Namen der handelnden Personen) wie Albert spreche, und zweitens erweist sich Radulfs Bericht, obschon nur aus inneren, so doch schwer wiegenden Gründen als sehr unglaubwürdig. Denn in demselben heisst es, Balduin sei — von Mamistra aus — nach Artasia gekommen und in die Stadt eingelassen, in derselben jedoch von antiochenischen Seldjuken eingeschlossen worden. Zu ihm sei bald darauf Tankred gekommen und beide hätten mit den Seldjuken tapfer aber unglücklich gekämpft. Am nächsten Tage seien die Sieger, die Antiochener, verschwunden (weshalb sie fortgezogen, wird nicht gesagt, und jedenfalls kann Radulf hier, wie das Folgende zeigt, das Herannahen des grossen Kreuzheers nicht im Sinne gehabt haben). Artasia wird darnach von Graf Balduin, der nach Edessa zieht, an Balduin von Burg übergeben. Tankred wird (keineswegs, wie Sybel meint, mit den Lothringern völlig versöhnt) genötigt, die Stadt zu verlassen, abenteuert weiter in Nordsyrien umher und erscheint zuletzt als Herr eines „Balena" genannten, vielleicht mit Bailan im Bailanpass identischen Ortes, wo er von antiochenischen Seldjuken belagert, aber durch den Schrecken, der dem herannahenden christlichen Hauptheer vorausgeht, bald wieder von feindlicher Bedrängung befreit wird.

Dieser Bericht erregt grosse Bedenken. Graf Balduin ist ja vermutlich von Mamistra nordostwärts marschiert und somit nie nach dem weit südöstlich liegenden Artasia gekommen. Tankred hat wahrscheinlich nordwestlich von Antiochien so viel zu thun gefunden, dass er nicht noch an dieser Stadt vorüber und halben Weges gen Haleb zu ziehen vermochte. (Während der Belagerung von Antiochien soll Tankred zwar im Besitz der zwischen Antiochien und Artasia gelegenen Orte Imm und Harim gewesen sein, Rad. cap. 59, derselben kann er sich aber sehr wohl bei verschiedenen Gelegenheiten Ende 1097 oder Anfang 1098 bemächtigt haben). Die Seldjuken sind sodann gewiss

nicht ohne ernste Nötigung von Artasia abgezogen, und Tankred kann füglich nicht erst eine ganze Weile nach der Entfernung dieser Feinde genau dasselbe Schicksal, welches der lothringische Chronist den Flandrern in Artasia zuschreibt, in Balena erlebt haben.

Zu alledem kommt noch, dass der letzte Zusammenstoss zwischen Balduin und Tankred nach der Liedertradition nicht in Mamistra, sondern erst später in Nordsyrien, in einem „Sucre" genannten Orte stattfand, worüber vielleicht noch andere Versionen existierten, und dass während der ersten Jahre der Frankenherrschaft in Nordsyrien überaus oft um Artasia, wie um fast alle grossen und kleinen Orte dieses Gebietes von Tankred, Boemund und andern gekämpft wurde. Ein Durcheinanderwirren dieser Kämpfe lag daher dem mehr als ein Jahrzehnt später schreibenden Radulf wahrlich nicht ferne, und jedenfalls reicht sein, so schweren Bedenken unterliegender Bericht nicht hin, um die schlichte und mit Ausnahme jener geringfügigen Verwandtschaft mit der Liedertradition völlig unanstössige Erzählung Alberts zu widerlegen.

Hiermit sind endlich alle Ereignisse besprochen, die unter dem Titel „Besetzung Armeniens" zusammengefasst werden mussten. An das Ende dieses Abschnittes gehört aber noch eine allgemeine Erwägung. Der Leser nämlich und sogar der geneigte Leser, dem die anfangs so klar und einfach erscheinende Zerlegung Alberts in die glaubwürdige lothringische Chronik und die unglaubwürdige Verwertung der Lieder Vergnügen gemacht haben dürfte, ist vielleicht bei den Erörterungen des letzten Bogens stutzig geworden. Nun haben wir ja nicht bloss eine gute Chronik und schlechte Lieder, sondern auch noch ein leidlich brauchbares Gemisch von Chronik und Liedern. Aber es ist nun einmal nicht anders und kann schon deshalb kaum anders sein, weil wir, wenn sich Alberts Werk so leicht und glatt in seine Bestandteile auflösen liesse, auf den ersten Sektions-

versuch wohl nicht so gar lange hätten warten müssen. Auch ist nicht fest genug im Auge zu behalten, dass uns das sogenannte Gemisch von Chronik und Liedern in den besten, vermutlich in allen Chroniken begegnet. Das ganze Feldlager focht, plauderte und sang. Der Chronist, der seinen Bericht einige Zeit nach dem Ereignis niederschrieb, war sich gewiss nicht immer klar bewusst, ob er auch nur das Selbsterlebte in der Fassung, die er aus eigener Geisteskraft ersonnen, oder mit den Wendungen und Behauptungen, die ein Sänger inzwischen erdacht hatte, zu Papier brachte. Aus solcher Quelle stammt die sporadisch auftauchende Verwandtschaft mit den Liedern, freilich auch die in diesen Fällen nicht abzuläugnende leise Minderung der Glaubwürdigkeit der Chroniken. Aber dieses Einwirken der Sänger auf die historische Überlieferung ist noch himmelweit verschieden von dem breiten Einströmen der eigentlichen, von dem Ereignis ganz losgelösten Liederphantastik. Das erstere dergestalt nachzuweisen, dass kein Irrtum, oder besser nur eine möglichst geringe Zahl von Irrtümern dabei unterlaufe, ist natürlich am allerschwierigsten; beim andern ergeben sich weit leichter und überzeugender entscheidende Resultate. Hinsichtlich Alberts bleibt es dabei, dass diejenigen Hauptstücke seines Werkes, die zweifellos der ärgsten Liederphantastik entstammen, ursprünglich keine Gemeinschaft mit der lothringischen Chronik gehabt haben können. Denn sie widersprechen voraufgehenden Abschnitten so grob, oder sind so dumm und plump in den Zusammenhang hineingezwängt, dass dergleichen wohl einem kurzsichtigen Kompilator, nicht aber dem ursprünglichen Schöpfer eines bedeutenden historiographischen Textes, wenn auch nur einem Manne von den mässigen Geistesgaben eines mittelalterlichen Chronisten, zuzutrauen ist.

Diejenigen Stellen in Alberts Geschichte der „Besetzung Armeniens“, die zwar Anklänge an die Lieder zeigen,

aber sämtlich oder wenigstens zumeist nicht aus eigentlicher poetischer Phantastik stammen dürften, sind (zur Vervollständigung des oben gesagten) folgende.

Balduin ist nach den Liedern überrascht, Tankred vor Tarsus zu finden, und ist empört, das Banner desselben auf der Mauer der Stadt zu erblicken. Beides erzählen auch Albert und Radulf.

Tankred wird nach Albert in Mamistra durch Richard del Principato zum Kampf gegen Balduin gereizt. Nach den Liedern braucht Richard del Principato ähnlich aufreizende Worte im Feldlager vor „Sucre".

Bei der Adoption Balduins durch Thoros sprechen Albert und Guibert (p. 165) von dem Ceremoniell, dass der Adoptivvater den Adoptivsohn an die nackte Brust drückte. Dasselbe Ceremoniell schildern die Lieder bei der Vermählung Balduins mit seiner armenischen Gattin (Chans. d'Ant. III, 24).

Der Kampf um Artasia wird nach den Liedern, soweit man sehen kann, ebenso wie nach Albert durch eine Abteilung des Hauptheeres geführt. Nach beiden stirbt dort Gozelo von Montaigu.

Sybel schliesst sich hinsichtlich des Auftretens Richards del Principato in Mamistra und hinsichtlich des Adoptivceremoniells einfach an Albert an, wogegen ich nichts einzuwenden habe.

Belagerung von Antiochien.

Der Marsch der Christen von Artasia bis Antiochien ist bei Albert (III, 31—39), wenn nicht ganz, so doch grossenteils ein Erzeugnis der Liederphantastik und insoweit erst von Albert selber in die lothringische Chronik ein-

geschoben. Anfang und Ende dieses Abschnittes sind bezeichnet durch die ungemein ungeschickte Anknüpfung an die benachbarten Stücke der Erzählung. In Kapitel 31—33 ist nicht weniger als dreimal gesagt, dass alle Seitenkorps wieder zum Heere stossen, weil man angesichts grosser Feindesmacht nur noch vereinigt vorgehen wollte, und am Schluss von Kapitel 38 wird die Aufzählung der vor Antiochien sich lagernden Christenscharen in wunderlicher Weise von einer Beschreibung der gewaltigen Festung unterbrochen. Der Inhalt verrät seinen poetischen Untergrund sogleich durch den hohen Ton der Rede: da schmettern die Trompeten, wehen die Banner, glänzen die Helme und triefen die Schwerter von Blut. Aber nicht bloss in der Erscheinungsform, sondern im tiefsten Kern erweist sich die Erzählung als dichterisches Erzeugnis. Bischof Adhemar von Puy, der allerdings als päpstlicher Legat eine ausgezeichnete Stellung neben und über den Kreuzesfürsten besass, tritt hier plötzlich mit Rat und Mahnung so häufig und so tief eingreifend hervor, wie das in Wirklichkeit nicht der Fall gewesen sein kann. Das Heer kommt an die grosse Orontesbrücke, an die hochgewölbte, von je zwei Türmen auf den Uferenden gedeckte „Eisenbrücke". Nach hartem Kampf wird die Brücke genommen und eine Anzahl von Christen, die früher zum Heere Peters von Amiens gehört und hier in Gefangenschaft geschmachtet hatten, glücklich befreit. Der Emir Baghi Sijan ist über die Niederlage der Seinen tief bestürzt und sorgt, damit Antiochien nicht das Schicksal Nicäas teile, für schnelle Verstärkung seiner Streitkräfte, namentlich für Ansammlung von Proviant. Das Christenheer ordnet sich weise, mit Vorhut und Nachhut, zum letzten Marsch nach Antiochien. Das Schmettern ihrer tausend und abertausend Hörner hört man eine Meile weit. Tankred schlägt zuerst sein Lager auf und hält mit den Seinen treue Wacht, damit an dieser Stelle keine Lebensmittel mehr in die Stadt hineinkommen.

Dann lagern sich Boemund und dieser und jener und Raimund mit seinen Provenzalen und Gaskognern.

Alles dieses ist sowohl bei Albert wie in den Liedern zu lesen (Chans. d'Ant. III, 28—37, IV, 1—14). Beide Berichte weichen zwar oft und weit von einander ab, jedoch nur in der Art, die bei verschiedenen Niederschlägen der Sangesphantastik jener Tage erklärlich genug ist. Dass nun etwa Alberts Erzählung von Anfang an in der lothringischen Chronik gestanden habe, ist schon nach dem Mitgeteilten ganz und gar nicht wahrscheinlich; hierzu kommt aber noch, dass Albert im vorliegenden Abschnitt (gleich den Liedern) den Herzog Gottfried persönlich, d. h. augenscheinlich in voller Kraft und Gesundheit an den Kriegsunternehmungen sich beteiligen lässt, während nach dem Zusammenhang des lothringischen Textes Gottfried damals, wie wir schon wissen, an seiner Wunde krank darnieder lag. Gottfried wird sonst nirgendwo während des Marsches durch Armenien und während der ersten Hälfte der Belagerung Antiochiens als Kämpfer erwähnt — denn in den kurzen Bemerkungen bei Radulf (cap. 49) kann Godefridus nach dem Satze pars pro toto unbedenklich mit „das lothringische Heer" übersetzt werden —, und so stimmt hier, wie beim Anfang der Belagerung von Nicäa, alles dahin zusammen, dass der Lothringer einen guten Bericht geschrieben, Albert denselben aber durch Hineinzwängen der buntesten Liedertradition gründlich verdorben habe.

Die Grenze der Verderbnis genau anzugeben, ist gleichwohl sehr schwierig. Manche Sätze der guten lothringer Chronik mögen noch mitten zwischen den Erdichtungen der Sänger stecken. An dem Heranziehen aller Seitenkorps, an dem Beschluss, in fester Marschordnung dem gefährlichen Antiochien zu nahen, brauchen wir ebensowenig zu zweifeln wie an einigen Details des Kampfes um die Eisenbrücke. Sagt doch Anselm von Ribemont nicht bloss in einer Chronik, sondern in einem Briefe, also in glaub-

würdigster Überlieferungsform, dass der Kampf um die Eisenbrücke zur Befreiung vieler christlichen Gefangenen geführt habe. (Riant, Inventaire des lettr. hist. des crois. 223).

Mit dem Beginn der Belagerung von Antiochien treten wir abermals auf den festen Boden unserer Chronik. Denn genau wie bei den Kämpfen um Nicäa haben die Sänger auf die antiochenischen Ereignisse nur soweit Wert gelegt, als ihre Phantasie durch dieselben angeregt wurde. In ungeheurem Schwall lassen die Lieder Stürmen, Brennen und Mordeu vor dem Auge des Lesers vorüberziehen; vom allmählichen Fortschritt der Belagerungsarbeiten dagegen, vom glücklichen Zurückschlagen der Entsatzheere und endlichen Einschliessen der ganzen Stadt ist nirgeudwo deutlich die die Rede. Aus dieseu Liedern konnten verständige Berichterstatter nicht viel entnehmen, und so hat sich denn auch der Lothringer in dem zunächst vorliegeudeu Stück der Chronik wahrscheiulich ganz und gar, oder wenigstens weit besser als mauche andere, in dieser Beziehung bisher nie verdächtigte Quelle von dem Einfluss der Poesie freizuhalten gewusst.

Nur die Anfangszeilen seines Berichtes, bei denen nicht klar ist, ob und wie weit sie etwa gleich den voraufgehenden Kapiteln von der Liedertradition inficiert, d. h. durch Albert verändert sein mögen, erregen noch ein kleines Bedeuken. Sie berühren die Streitfrage nach der Reihenfolge, in welcher die Kreuzesfürsten sich um Antiochien gelagert haben.

Die Festung bedeckte damals ungefähr den Raum eines Rechtecks mit zwei langen und zwei kurzen Seiten, die, wenn auch entfernt nicht genau nach den Himmelsgegenden gerichtet, doch der Kürze halber als Nord- und Süd-, Ost- und Westfront bezeichnet werden dürfen. Die Süd- und Westfront, die sich über steiles Gebirge hinzogen, waren fürs erste den Kreuzfahrern unnahbar. Das Pilgerlager umfasste anfangs nur die Ost- und Nordfront. Im Osten

lagen Normannen und Nordfranzosen, im Norden Provenzalen und Lothringer. Die Nordfront Antiochiens hatte drei Thore und zwar, von Osten nach Westen gezählt, das Hundethor, Herzogsthor und Brückthor. Nur vor dem Hundethor und Herzogsthor nahmen Provenzalen und Lothringer Stellung. Um das Brückthor bekümmerten sie sich einstweilen nicht, weil hier die Stadt unmittelbar an den von Nordosten nach Südwesten vorüberfliessenden Orontes stiess und durch die davor liegende grosse Brücke bis auf das nördliche Ufer des Flusses reichte, so dass die Kreuzfahrer, die alle in den Gärten und Wiesen des Südufers ihr Lager aufgeschlagen hatten, um das Brückthor zu sperren, eine gesonderte Abteilung dorthin hätten entsenden müssen.

Nun erhebt sich die Frage, ob auf der Nordseite Antiochiens, in dem freien Raume zwischen dem Fluss und den Festungsmauern, von Osten her gezählt, Provenzalen und Lothringer oder Lothringer und Provenzalen gelagert haben. Sybel (Geschichte des ersten Kreuzzugs S. 323 f.) entscheidet sich für das letztere und bringt dafür innere Gründe und Quellenzeugnisse bei. Er sagt unter anderm: da die Provenzalen von feindlichen Schützen über den Orontes weg erreicht wurden, so müssen sie ihr Lager auf beschränktestem Raume, im westlichen Winkel zwischen Fluss, Festung und Brückthor gehabt haben. Indessen der Orontes ist keineswegs, wie Sybel voraussetzt, bei der Nordostecke der Stadt erheblich von derselben entfernt, um dann in gerader Linie nach der Nordwestecke zu fliessen, sondern er durchströmt die Thalsohle in weit geschwungenen Windungen, mit deren einer er der Nordostecke der Stadt schon beinahe ebenso nahe kommt, wie später der Nordwestecke (vergl. die Karte Antiochiens in Socins Bädeker von Palästina und Syrien, S. 482). Sodann meint Sybel, die nachmals von den Kreuzfahrern erbaute Schiffbrücke habe dem Herzogsthor, d. h. dem westlichsten der belagerten Thore gegenüber gelegen, und da Graf Raimunds

Lager an diese Brücke gestossen, so müsse er auch den westlichsten Posten inne gehabt haben. Hieran ist so viel richtig, dass das provenzalische Lager gerade bis an das Herzogsthor und mithin wohl auch bis an die Schiffbrücke reichte: es bleibt jedoch fraglich, ob dies von Westen oder von Osten her der Fall war. Bedenklicher könnte die Bemerkung erscheinen, dass die, übrigens sehr unzuverlässige Historia belli sacri (cap. 55) sagt, die Kreuzesfürsten hätten die Bewachung des (erst im Frühling 1098 erbauten) Kastells vor dem Brückthor dem Grafen Raimund deshalb übertragen, eo quod stabat ante ejus portam: in Wahrheit darf man aber in diesen unklaren Worten nicht mehr suchen, als dass Raimund sein Lager „in der Nähe" hatte, was für beide Fälle, ob sich dasselbe westlich oder östlich von jener Schiffbrücke befand, hinreichend richtig ist. Hiernach bleibt nur die allerdings ganz bestimmte Äusserung Radulfs übrig (cap. 49), dass von Osten nach Westen gezählt, hintereinander lagerten: Godefridus, Podiensis episcopus (der Genosse Graf Raimunds), Raimundus. Wenn Radulf wenige Zeilen später noch hinzufügt, dass Gottfried citeriorem portam angegriffen habe, so ist hierauf vorerst kein Gewicht zu legen, weil der Autor dabei, wie wir bald sehen werden, nur den Gegensatz von Kämpfen diesseit und jenseit des Orontes im Auge hat.

Es steht mithin so, dass ausschliesslich Radulfs kurzes Zeugnis den Herzog Gottfried vor die Osthälfte der antiochenischen Nordfront stellt und den Grafen Raimund vor die Westhälfte. Albert giebt in reichlicherer Ausführung die entgegengesetzte Darstellung. Da aber seine Worte noch zu jener verdächtigen, mindestens teilweis von schlimmer Liedertradition abhängigen Aufzählung der vor Antiochien sich lagernden Kreuzesfürsten gehören, so würde ich, auf sie allein gestüzt, nicht wagen, in Radulfs Äusserung einen, wenn auch nahe genug liegenden Irrtum zu vermuten. Indessen wir besitzen ja noch Wilhelm von Tyrus, den auch

Sybel in dieser Frage als gut unterrichtet, als „ortskundig“ bezeichnet und der (IV, 13) mit aller nur wünschenswerten Präzision das Lager der Provenzalen von Osten her, am Hundethor vorüber, bis zum Herzogsthor (bezüglich bis zur Schiffbrücke) sich erstrecken lässt, von dort, so viel noch Platz vorhanden, das Lothringerlager. Hiermit dürfte sich doch die Wagschale zu gunsten Alberts neigen.

Diese dem Leser vielleicht allzu unbedeutend erscheinende Streitfrage musste ausführlich behandelt werden, teils weil schon viel über sie geschrieben ist, teils auch weil sich weitere Folgerungen an sie knüpfen. Albert erzählt nämlich (III, 40—42), dass die Seldjuken im Anfang der Belagerung Antiochiens besonders von zwei Thoren aus den Christen geschadet hätten, einmal vom Brückthor aus, indem sie von dort über die Orontesbrücke hinüberstürmten und die auf dem nördlichen Flussufer umherschweifenden Pilger niedermachten, und von einer porta Waifarii oder Warfaru aus, mit der das Hundethor gemeint zu sein scheint. Vor dem Turm und den Vormauern des letzteren habe sich ein tiefer und breiter, durch Stauung eines Bergwassers angefüllter Graben hingezogen, über den ebenfalls eine grosse und festgebaute Brücke in das Garten- und Wiesenland zwischen der Nordfront Antiochiens und dem Orontes geführt habe. Hier hätten die Seldjuken einen Ausfall um den andern, bei Tag und bei Nacht gemacht, so dass episcopus Podiensis et omnis primatus sehr bald zu umfassenden Schutzmassregeln genötigt worden wären. Zunächst habe man die Brücke mit Hacke und Beil zu zerstören gesucht, sei jedoch an der Festigkeit des Baues gescheitert. Dann hätten principes eine gewaltige Maschine, augenscheinlich einen beweglichen Belagerungsturm errichtet, denselben bis auf die Mitte der Brücke gebracht und das Kommando des Postens dem Grafen Raimund anvertraut. Aber bei einem neuen glücklichen Ausfall der Seldjuken sei die Besatzung des Turmes zur Flucht ge-

nötigt und dieser selber verbrannt worden. Ein dritter Versuch, das Thor, den Turm und dessen Vormauern durch die Geschosse grosser Wurfmaschinen zu zerstören, sei ebenfalls misslungen, und schliesslich hätten principes die Brücke nur mit Mühe und Not durch eine aus riesigen Baumstämmen und Felsstücken bestehende Barrikade zu sperren vermocht. Hiermit habe man auf dieser Seite Ruhe gewonnen; die Ausfälle der Seldjuken über die Orontesbrücke seien jedoch seitdem erst recht schlimm geworden.

Sybel (Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 88 u. S. 324) verwirft diese ganze Erzählung als ein Erzeugnis der Sage. In arger Verwirrung mache Albert aus dem Brückthor, der Oroutesbrücke und den Gefechten vor dieser Brücke zwei Thore, zwei Brücken und zwei gesonderte Reihen von Gefechten; die porta Waifarii oder Warfaru sei identisch mit dem Farfar- oder Orontesthor, d. h. mit dem Brückthor, und vor dem Hundethore habe es einen breiten Wassergraben überhaupt nicht gegeben, sondern nur vor der gar nicht berannten Südfront der Stadt. Die letztere, unhaltbare Behauptung, die den Wassergraben aus der flachen Thalsohle auf die Abstürze des Gebirges verlegt, ist wahrscheinlich aus falscher Übersetzung einer Stelle Raimunds (p. 248: a meridie muri civitatis et palus . . . castra etiam nostra tuebantur) hervorgegangen. Im Übrigen ist der Wassergraben oder die Inundation des vor den Festungsmauern zunächst sich hinziehenden Terrains zweifellos vor dem Hundethore und wohl auch vor der ganzen Thalstrecke der Festungswerke vorhanden gewesen (vergl. ausser der eben erwähnten Stelle Raim. p. 242, Rad. cap. 48 und den „ortskundigen" Wilh. Tyr. IV, 14). Porta Warfaru bedeutet vielleicht zwar Orontesthor, ist darum aber noch nicht identisch mit Brückthor, vielmehr allem Anschein nach dasselbe wie das Hundethor, ein Name, der möglicherweise erst nach dem Kreuzzuge (zuerst erwähnt von dem spätschreibenden Wilhelm von Tyrus) aufgekommen ist;

und schliesslich sind wir in keiner Weise berechtigt, allein wegeu des leeren Anscheins der Tautologie die Möglichkeit anzuzweifeln, dass nach einander zwei Brücken und zwei Thore des grossen Antiochiens hart bestürmt worden sind.

Aus inneren Gründen erscheint Alberts Bericht höchst glaubwürdig. Denn wir wisseu, dass die Kreuzfahrer, von Siegesübermut geschwellt, in ihrem Lager vor Antiochien anfangs beiuahe thatenlos verharrten. Die Mnsse, die ihre üppige Stimmuug den Seldjuken gewährte, wurde von diesen energisch benützt, um die Christen mit Ausfällen zu belästigen und von engerer Einschliessung Antiochiens abzuhalteu. Diejenigen Ausfälle jedoch, von denen Raimund und die Gesten erzählen, richteteu sich voruehmlich auf das nördliche Ufer des Orontes oder — mit Hilfe weiten Bogenmarsches durch das Gebirge südlich und östlich von der Stadt — in den Rücken des Kreuzheeres. Die Ausfälle dagegen, welche die kampfestüchtige seldjukische Besatzung vor allem unternehmen musste und ohne Zweifel unternommen hat, die Angriffsstösse nämlich vou der belagerten Festungsfront auf das dicht davor befiudliche Christenlager hat uns, als sehr erwünschte Ausfüllung einer grossen Lücke unserer Kenntnisse, im wesentlichen nur Albert aufbewahrt.

Glücklicherweise sind wir aber in der Lage, die Treue des lothringischen Berichts auch durch kurze, bisher übersehene Bemerkuugen anderer Quellen in überzeugender Weise zu erhärten. Sybel meint freilich, den gegenteiligen Beweis führen zu könneu, weil Tudebod (p. 50) und die Historia belli sacri (cap. 55) von den Kämpfen, die Albert vor die porta Waifarii verlege, erst viel später, bei den Gefechten vor dem Brückthor sprächen. Indessen hier ist zu beachten, dass die Hist. b. s. den Tudebod abschreibt und dass der letztere halb ein Kopist, halb ein sehr unzuverlässiger Erweiterer der Gesten ist. Dazu kommt noch,

dass in dieser Stelle Tudebod sich allem Anscheiu nach eng an die bunteste Liedertradition angeschlosseu, aus derselben Quelle z. B. das gleich darauf folgende Martyrium des Ritters Raiuald Porquet entlehnt hat. Die Lieder aber verlegen natürlich alle Kämpfe um irgend welche Brücken allein an die grosse, berühmte, durch die letzten, entscheidendsteu Gefechte in aller Gedächtnis gebliebene Orontesbrücke (Chans. d'Ant. III, 20 ff. u. 44 ff.).

Diese Äusserungen thun also Alberts Glaubwürdigkeit keinen Abbruch. Entschieden verstärkt wird dieselbe dagegen durch Radulfs Bericht, cap. 49, nach welchem den Christen anfangs zwei Thore der antiochenischen Nordfront grossen Schaden zugefügt hätten. Doch habe Herzog Gottfried, der das diesseitige Thor angegriffen und dabei den marchio Guarnerius eingebüsst, endlich den Seldjuken weitere Ausfälle verwehrt, während Graf Raimund denjenigen Feinden, die aus dem abgelegeneren Thore und über die davor befindliche Brücke auf das nördliche Oroutesufer vorgebrochen, nach dem Bau einer Schiffbrücke dort entgegengetreten sei.

Dass in diesen kurzen Worten viele über einen längeren Zeitraum verteilte Ereignisse zusammengefasst sind, ist kaum nötig zu bemerken. Nur das verdient Beachtung, dass als Kämpfer vor dem diesseitigen, d. h. dem Hundethor nicht Raimund, sondern Gottfried oder, was dasselbe ist, das lothringische Heer genannt ist. Vor diesem Thore scheint man aber sehr schwer gerungen zu haben, so dass ausser den Provenzalen auch andere Heeresabteiluugen, vor allem die in nächster Nähe befindlichen Lothringer ins Gefecht gezogeu sein dürften. Spricht doch Albert wiederholt davon, dass „principes“ oder „episcopus Podiensis et omnis primatus“ an dieser Stelle thätig gewesen seien und mithin Graf Raimund, der Ingenieurgeneral des Heeres, dort nur als Befehlshaber des grosseu Belagerungsturmes ein eigentümlich hervorragendes Kommando besessen

habe. Wenn nun überdies gerade die Lothringer bei der Bestürmung des Hundethors durch den Fall eines vornehmen Herrn besonders hart getroffen sind, so lag für Radulf, der in wenigen Zeilen die Kämpfe vor beiden Thoren, sogar nebst der endlichen Errichtung eines Kastells vor dem Brückthor und der Besetzung desselben durch die Provenzalen erzählt, offenbar sehr nahe, die keineswegs unrichtige, vielmehr nur unvollständige Mitteilung zu machen: Gottfried büsste beim Angriff auf citeriorem portam marchionem Guarnerium ein, Raimund sperrte remotiorem portam durch Besetzung des Brückenkastells.

Unter allen Umständen ergiebt Radulfs Bericht, dass vor demjenigen Teil der Nordfront Antiochiens, den Provenzalen und Lothringer einschlossen, im Anfang der Belagerung sehr ernstlich gekämpft worden ist. Um aber etwa übrig bleibende Zweifel zu tilgen, sagt auch Anselm von Ribemont in einem Brief an den Erzbischof Manasse von Rheims (Recueil des hist. des crois. hist. occid. III, 891), dass im Beginn der Belagerung die Seldjuken aus sechs Thoren jeden Tag Ausfälle gemacht und dass inanditos conflictus besonders bei einer gewissen porta occidentalis stattgefunden hätten. An der Bezeichnung der porta Waifarii als eines der Westthore brauchen wir keinen erheblichen Anstoss zu nehmen, weil Antiochiens Nordfront in Wahrheit gen Nordwesten sah und weil vor der eigentlichen Westfront in jener Zeit von „unerhörten Zusammenstössen" keine Rede sein kann. Auch wäre es unerlaubt, aus Anselms porta occidentalis etwa das Brückthor, oder gar ein Süd- oder Ostthor zu machen, da keine einzige Quelle von so ausserordentlich schweren Kämpfen in unmittelbarer Nähe dieser Thore spricht. Somit bleibt nichts übrig, als die wegen ihrer Kürze zwar etwas dunkle, im übrigen jedoch völlig glaubwürdige Bemerkung Anselms durch Alberts Bericht zu erläutern. Der letztere gewinnt natürlich durch die Übereinstimmung mit Radulf und Anselm den Charakter

verbürgter Wahrhaftigkeit — einer Wahrhaftigkeit, für deren Bezeugung nun endlich auch Raimund herangezogen werden darf. Denn dieser provenzalische Chronist erzählt freilich nichts von den gewaltigen Belagerungsmaschinen, mit denen pons et porta Waifarii zerstört werden sollten, weil er vornehmlich die Schlachten im offenen Felde nebst verwandten Ereignissen zu schildern sich bemüht und erst nachträglich einiges von dem, was zu den Belagerungsarbeiten und zur Einschliessung der Stadt gehört, in Kürze zusammenfasst. Hier aber finden sich (p. 248) die charakteristischen Worte: factae sunt etiam in castris machinae, quae muros civitatis impellerent, sed hoc frustra fuit.

Im 42. Kapitel sagt Albert, dass nach der Verbarrikadierung des pons Waifarii die Seldjuken das Kreuzheer durch immer häufigere Ausfälle über die Orontesbrücke beunruhigt, und dass nun die Pilger, um auch des nördlichen Flussufers Meister zu werden, eine Schiffbrücke gebaut hätten. Wann und von wem die letztere errichtet worden, ist noch streitig. Sybel meint (Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 323 f.), dass „die Provenzalen gleich in den ersten Tagen Schiffe und Balken herbeigeschafft hätten," wofür ich jedoch keine ausreichenden Beweise habe finden können. Andrerseits möchte ich aber der Behauptung Alberts, dass die Schiffbrücke erst nach der Verbarrikadierung des pons Waifarii gebaut worden, kein grosses Gewicht beilegen. Denn der lothringische Chronist hat ja die Gewohnheit, eine Ereignisgruppe bis zum Abschluss zu erzählen, dann zu einer zweiten, mit der ersten teilweis noch gleichzeitigen Ereignisgruppe überzugehen und die Anknüpfung durch ein postea oder eine diesem Wort entsprechende Wendung herzustellen. Wir können deshalb nur sagen, die Erbauung der Schiffbrücke gehört noch in den Anfang der Belagerung, und an derselben haben sich wohl allein oder wenigstens zumeist die vor der Nordfront Antiochiens liegenden Kreuzfahrer beteiligt.

In den Kapiteln 43—44 und, um dies hier gleich zusammenzufassen, 46—49 erzählt Albert eine Reihe von Episoden, wie in den Kämpfen auf dem nördlichen Flussufer sich Heinrich von Ascha, ein viel genannter Edelmann, und die Grafen von Saint-Pol, Hugo und Engelrad, Vater und Sohn besonders ausgezeichnet haben, und wie den Seldjuken geglückt ist, bei heimlichen Ausfällen aus dem Herzogsthor in das von Baumgärten erfüllte Lothringerlager einzudringen und den Grafen Albero von Luxemburg, Archidiakon der Metzer Kirche und Verwandten des salischen Kaiserhauses, eine ungenannte vornehme Dame und den Herrn Arnulf von Tyrs zu erschlagen. Diese Episoden dürften sich bei eingehender Prüfung wohl als richtig erweisen. Es handelt sich in ihnen zumeist um bekannte Männer, und eine verdächtigende Gemeinschaft mit der Liedertradition liegt nicht vor. Die Grafen von Saint-Pol, die furchtbare Kämpen gewesen zu sein scheinen, werden zwar vielfach besungen, aber gerade von den hier ihnen nachgerühmten Thaten wird in den Liedern nichts erwähnt. Im übrigen legen die Episoden ebenso wie die Hauptstücke der Erzählung die Vermutung nahe, dass Albert in der Geschichte der Belagerung Antiochiens die Chronik eines wohlunterrichteten lothringischen Augenzeugen abgeschrieben hat.

Im 45. Kapitel schiebt Albert den Bericht von der Entsendung Tankreds in den Westen Antiochiens zwischen die Episoden hinein. Die christlichen Fürsten hätten, um den Seldjuken bei ihren Ausfällen mehr Abbruch thun zu können, für nötig gefunden, einen starken Beobachtungsposten im hohen Gebirg, westlich von der Stadt aufzustellen. Tankred sei mit der Ausführung beauftragt worden, habe dafür 40 Mark monatlich erhalten, und habe auch, nachdem er sich im Gebirge verschanzt, eines Tages einige Seldjuken erschlagen und nach Überrumpelung eines antiochenischen Weideplatzes reiche Beute an Vieh heimgebracht.

An diesem Bericht ist nicht auffällig, dass Tankred schon so frühzeitig (Spätherbst 1097) im Westen von Antiochien gefochten haben soll. Denn nach Radulf (cap. 50—52), dem auch Sybel (Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 336) folgt, scheint dies wirklich der Fall gewesen zu sein. Aber dass der Normann sich dort förmlich festgesetzt und für seine Kriegsführung von den andern Fürsten Bezahlung erhalten hat, wird von den Gesten (p. 139) und Raimund (p. 250) einstimmig erst zum Februar oder März 1098 gemeldet. Der lothringische Chronist dürfte hier also Früheres und Späteres irrigerweise zusammengezogen haben, und sein Fehler wäre insofern charakteristisch für ihn, als die Tankred'sche Expedition seinem Gesichtskreis ziemlich fern lag. Indessen die Mitteilungen der anderen Quellen sind auch nicht bedenkenfrei. Die Gesten erzählen nämlich: „jenseits Antiochien lag eine Burg, die ein guter Stützpunkt für die Christen werden konnte. Man fragte herum, wer die Besetzung derselben übernehmen wollte. Niemand hatte Lust zu dem gefährlichen Unterfangen. Da trat Tankred hervor und erklärte sich gegen guten Lohn zu dem Wagnis bereit. Die Fürsten versprachen ihm (nicht monatlich, sondern ein für allemal) 400 Mark Silbers. Tankred eilte auf seinen Posten, überraschte noch am ersten Tage eine grosse Schar von Armeniern und Surianern, die Lebensmittel nach Antiochien hineinbringen wollten, nahm sie mit all ihrem Gut gefangen und schnitt auf dieser Seite den Verkehr zwischen Antiochien und der Aussenwelt vollständig ab.“ Diese Geschichte findet sich nun aber in allen Hauptpunkten gleichlautend wieder in der Chans. d'Ant. IV, 26, 27, so dass der Verdacht sich regt, die Gesten seien hier der Liedertradition gefolgt. Möglich ist dabei freilich noch, dass in diesem Fall nur eine jener harmlosen, weil auf guter Überlieferung ruhenden Verwandtschaften zwischen Chroniken und Liedern vorliegt (wir werden die Gesten sehr bald auch von der wildesten

poetischen Phantastik berührt finden), indessen Alberts Bericht würde unter solchen Umständen zweifellos vorzuzuziehen sein, wenn nicht Raimund die offizielle Entsendung Tankreds in den Westen mit kurzem bestimmtem Wort ebenfalls erst in den Frühling 1098 setzte. Wir müssen deshalb als wahrscheinlich bezeichnen, dass der Normann schon im Spätherbst 1097 einen kecken Streifzug in jene Gegend gemacht und eben, weil er dadurch mit derselben vertraut geworden, ein Vierteljahr später den officiellen Auftrag erhalten hat.

In den Kapiteln 50—52 berichtet Albert, dass das Kreuzheer zu Anfang des Winters 1097 auf 1098 von schwerer Hungersnot heimgesucht und daher eine Abteilung desselben zur Herbeischaffung von Lebensmitteln ausgeschickt worden sei. Nachdem diese Schar schon vielen Proviant zusammengebracht, habe sie schliesslich sehr blutige Kämpfe mit den Seldjuken bestehen müssen und sei mit beinahe leeren Händen ins Lager zurückgekehrt.

Von der Hungersnot und von dem Zuge jener Heeresabteilung sprechen alle Quellen. Als Führer der letzteren werden Boemund, Robert von Flandern und — nach Albert, woran zu zweifeln wir keinen Anlass haben — auch Tankred genannt. Aber die Schicksale dieser Kreuzfahrer werden von unserm Chronisten anders als von Raimund und den Gesten dargestellt. Nach dem Lothringer sehen sich die Christen plötzlich von überlegenen Seldjukenmassen umstellt. Boemund durchbricht dieselben glücklich an der Spitze seiner Ritterschaft, lässt aber bei seinem fluchtartigen Weitermarsch alle Fusstrüppen und die ganze Beute in Stich. Bei seiner Rückkehr ins Lager wird er deshalb mit Jammern und Wehklagen empfangen. Seine Niederlage wird jedoch durch Robert von Flandern einigermassen gut gemacht, da dieser, in die Katastrophe der Normannen nicht verwickelt, oder seit derselben irgendwie von ihnen

getrennt, am folgenden Tage (diese Kämpfe füllten die letzten Tage des Jahres 1097) mit dem Rest der christlichen Streitkräfte auf die sorglos marschirenden Seldjuken einstürmt, dieselben auseinander sprengt, Beute sammelt und als froher Sieger im christlichen Lager erscheint.

In einzelnen Wendungen lässt dieser Bericht an Präzision zu wünschen übrig, doch ist er in der Hauptsache klar und verständlich. Raimund giebt dagegen (p. 244 seq.) eine so konfuse wie widerspruchsvolle Erzählung. Denn da kehrt das Heer, welches des Fouragierens halber ausgeschickt war, mit leeren Händen zurück, ist aber trotzdem überall siegreich gewesen und hat kühner und erfolgreicher als jemals die Makkabäer gestritten. Boemund ist clarissimus geworden, und Robert von Flandern hat eine ganze Reihe wunderbarer Heldenkämpfe bestanden.

Scheint dieser Wortschwall, bewusst oder unbewusst, eine unliebsame Wahrheit verdecken zu wollen, so dürfte dasselbe auch von den Gesten gelten. Nach ihrer Schilderung sind Boemund und Robert ausgezogen, um Lebensmittel zu holen, sind nach einiger Zeit auf ein grosses Seldjukenheer gestossen und haben den herrlichsten Sieg, Dank zumal der Tapferkeit Roberts, errungen. Von irgend einer Art des Misserfolges ist hier nichts zu bemerken. Aber nach einigen Zeilen über andere Händel bringen die Gesten den sehr auffallenden Bericht, dass Boemund, aus dem Seldjukengebiet zurückkehrend, in „Tankreds Berglandschaft“ (in der dieser schon früher einen Streifzug gemacht hatte) sich begab, um dort, wenn möglich, etwas Proviant zu sammeln, wobei aber seine Leute sich so zuchtlos gebärdeten, dass er sie aufs heftigste tadeln musste und endlich mit ihnen, wenn auch fast ohne Lebensmittel, zum Lager vor Antiochien hinabstieg.

Hier ist nicht zu verstehen, weshalb Boemund, der in reichen Gebieten, weit südostwärts von Antiochien, glänzend gesiegt haben soll, um Proviant zu sammeln in die „Berg-

landschaft" zurückging, und weshalb sein Heer sich dort nicht wie ein sieghaftes, sondern wie ein durch Unglück und Niederlage verwildertes benahm. Die Erklärung liegt natürlich nur darin, dass die Leute Boemunds und Roberts, ohne darauf vorbereitet zu sein, mit einem starken Seldjukenheer (dem ersten, von den Damascenern und deren Bundesgenossen, zum Entsatz Antiochiens geschickten Heer) einen sehr schweren Kampf hatten bestehen müssen, dessen Folgen trotz einzelnen reckenhaften Thaten und trotz endlicher glücklicher Zurückweisung des feindlichen Angriffs dennoch der Verlust der Lebensmittel und die völlige Auflösung aller Zucht und Ordnung waren. Raimund und die Gesten suchen dies zu verhüllen oder deuten das Ergebnis nur mit halben Worten an. Der lothringische Chronist teilt ehrlich und offen mit, was er erfahren hat, und ich sehe nicht den mindesten Grund, seine lehrreiche Erzählung — bei aller Vorsicht vor kleinen Irrtümern, die sie enthalten könnte — unbenutzt zu lassen, oder gar als tendentiös kurzweg zu verwerfen. Aus den Worten eines arabischen Chronisten, Kemaleddins, geht überdies deutlich hervor, dass die Christen jenem Entsatzheer gegenüber sich zwar schliesslich im Felde behaupteten, aber erst nachdem sie eine empfindliche Niederlage erlitten hatten (Kemaled. l. c. p. 579).

Der schlimme Misserfolg, mit dem Boemunds Fouragierungszug geendet hatte, führte im Lager vor Antiochien natürlich zu steigender Hungersnot, zu bedrohlicher Lockerung des Heeresverbandes und in Folge davon auch zu traurigen, für Episoden Stoff bildenden Erlebnissen einzelner Pilgerscharen. Im Kapitel 53 erzählt Albert das harte Schicksal des vornehmen Archidiakons Ludwig von Toul und seiner Begleiter, worüber dasselbe zu sagen ist wie über die in Kapitel 43—49 erwähnten Episoden. Im Kapitel 54 folgt das berühmte Martyrium des Dänenprinzen Swen und seiner Braut Florina. Die Deutung, welche

Sybel (Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 337 ff.) diesem Geschichtchen gegeben hat, dass dasselbe nur eine dänische Sage enthalte, entstanden etwa unter den dänischen Söldnern des Griechenkaisers Alexius, erscheint mir sehr ansprechend; heut erhebt sich aber noch die weitere Frage, ob diese Sage schon von dem lothringischen Chronisten oder erst von Albert in unser Werk aufgenommen ist. Im ersteren Falle ergäbe sich — abgesehen von Rückschlüssen auf die Glaubwürdigkeit unseres Chronisten, für welche diese Frage nur geringe Bedeutung hat — dass die Sage ausserordentlich frühzeitig nicht bloss entstanden, sondern auch weit verbreitet worden wäre. Wahrscheinlicher ist mir jedoch der zweite Fall, denn „Florina von Burgund, Witwe des Fürsten der Philipper" ist ein Klang aus poetischerer Fabelwelt, als wir bei dem lothringischen Chronisten sonst irgendwo begegnen; und lassen wir überdies Kapitel 54 aus dem Zusammenhange fort, so schliessen Kapitel 53 und 55 besser an einander an, als dies bei der jetzigen Gliederung des Textes der Fall ist.

In den Kapiteln 55 und 56 spricht Albert vom Bau einer Verschanzung, die zur Deckung des christlichen Lagers auf einem Berge errichtet worden, und von eigentümlichen Ereignissen, zu denen dieser Bau geführt habe. Gemeint ist das sogenannte Boemundskastell, welches die linke (südöstliche) Flanke des christlichen Lagers gegen Überfälle aus dem Gebirge schützen sollte. Der lothringische Chronist erwähnt, wie wir sehen, die Erbauung des Kastells nach dem verunglückten Fouragierungszuge Boemunds und Roberts, also im Anfang des Jahres 1098. Die übrigen Quellen setzen dieselbe bald früher, bald noch später. Am wahrscheinlichsten ist wohl, dass dieses Schanzwerk kurz vor jenem Zuge, mithin etwa im Dezember 1097, errichtet wurde (Gesta p. 133). Wenn dies richtig sein und der Lothringer durch Umkehrung der Reihenfolge der Ereignisse diesmal einen kleinen Fehler gemacht haben sollte,

so giebt er jedoch selber die Erklärung, wie er dazu gekommen ist. Denn die neue Verschanzung lag nicht bloss fern vom Lothringerlager, sondern unser Chronist kommt auf sie auch wegen eines besonderen Anlasses zu sprechen. Die Besatzung des Kastells wurde anfangs von allen Heeresabteilungen der Reihe nach geliefert. Eines Tages nun, als die Provenzalen dort Wache hielten, glückte es diesen, einen vornehmen Seldjuken zu fangen, und da man hörte, dass dessen Verwandten in einem wichtigen Teil der antiochenischen Festungswerke den Oberbefehl führten, so versuchte man, die Öffnung dieser Werke gegen Auslieferung des Gefangenen zu erwirken. Die Verhandlung scheiterte an der Wachsamkeit des Emirs Baghi Sijan; der Gefangene wurde darauf umgebracht; die ganze Geschichte aber, die zu bezweifeln wir keinen Anlass haben (vergl. auch Alb. Aq. IV, 35), kann sehr wohl in den Anfang des Jahres 1098 gehören, und dies macht zugleich erklärlich, weshalb der Lothringer ein wenig zu spät auf den Bau jenes Kastells zu reden kommt.

Die Kapitel 57 und 58 enthalten ein paar kurze und, allem Anscheine nach, vollkommen glaubwürdige Mitteilungen, die aber, weil in ihnen eine bis zur höchsten Schwindelhöhe der Mystik sich versteigende Bethätigung der Sage gesucht worden ist, für unsere Kritik hervorragende Bedeutung haben. Albert erzählt nämlich, die Kreuzesfürsten hätten die noch immer steigende Hungersnot und Sterblichkeit des Heeres als göttliche Bestrafung der Sünden, die viele Pilger begangen, bezeichnet und nach einer Beratung mit dem Bischof von Puy strenge Mandate gegen Betrug, Diebstahl und Sittlichkeitsvergehen erlassen. Die Sünder, die trotzdem von ihrem verbrecherischen Treiben nicht abliessen, seien, um hierdurch Gottes Zorn zu mildern, schonungslos bestraft worden, und nachdem dies geschehen, sei auch Herzog Gottfried von seiner Wunde genesen und habe sich endlich wieder persönlich an den Kriegsunternehmungen beteiligt.

Sybel sieht (Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 342) in der Angliederung der Heilung Gottfrieds an die Heiligung des ganzen Heeres nichts als den „poetischen Ausdruck für die neu gewonnene göttliche Gnade.“ Denn vorher seien Krankheit des Herzogs, Missgeschick und sittliche Verwilderung des Heeres zusammengefallen, nun aber sei die „Gerechtigkeit erstarkt“ und deshalb auch Gottfried von seiner Wunde erstanden. Nach meinem Urteil dagegen, so befremdlich dies auf den ersten Blick sogar dem geneigten Leser erscheinen mag und natürlich nur soweit unsere Mittel zu ernster Prüfung des Albert'schen Berichts hinreichen, ist in dem letzteren lediglich nichts unrichtiges enthalten.

Was zunächst die Thatsachen angeht, so ist die Heiligung des Heeres um Anfang 1098 zweifellos bezeugt. Denn Raimund meldet (p. 245), dass damals der Bischof von Puy, nachdem die Kreuzfahrer überaus zuchtlos gelebt, ein dreitägiges Fasten, vermehrte Gottesdienste, Gebete und Prozessionen angeordnet und hierdurch auch die göttliche Gnade wiedergewonnen habe. Sodann ist nicht bloss die Vermutung berechtigt, dass Herzog Gottfried, seit dem ominösen Bärenkampf bei Klein-Antiochien im Sommer 1097, bis zum Anfang 1098 krank darniederlag — denn er wird ja während dieser langen Zeit in keiner einzigen glaubwürdigen Quelle mit hinreichend deutlichen Worten als eigentlicher Mitkämpfer erwähnt —, sondern wir wissen überdies ganz genau, dass er noch Ende 1097 ernstlich leidend war (Raim. p. 243: dux maxime infirmabatur), einige Wochen später dagegen an der Spitze seiner Ritter zur Schlacht hinauszog. Hieraus ergiebt sich, dass Albert höchst wahrscheinlich mit Recht sagt, das Heer heiligte sich und Gottfried genas von seiner Wunde. Fraglich bleibt im wesentlichen nur, ob wir zwischen diesen Ereignissen mit Sybel einen Kausalnexus zu suchen haben, oder nicht. Wenn ich mich nun dafür entscheide, dass in diesem Fall keine Spur von einem propter hoc, sondern

nur ein schlichtes zufälliges post hoc vorliegt, so könnte ich meinerseits die Erörterung für diesmal schliessen, abwartend, ob es der gegnerischen Ansicht gelingt, irgend welche neuen Beweisgründe ausfindig zu machen; indessen will ich doch lieber gleich noch einen Schritt weiter gehen. Albert knüpft nämlich die Genesung Gottfrieds an das Voraufgehende mit ungemein einfachen Worten an. Er sagt lediglich nur: dux Godefridus jam a vulneris sui infirmitate convaluit. Das ist doch keine Wendung, bei der Albert jenen wunderbaren Kausalnexus in Gedanken gehabt haben kann. Wie anders würde er, dessen Phantasie erfüllt war von „dem Führer und den frommen Waffen, so des Erlösers grosses Grab befreit", in diesem Falle gesprochen haben! Die hervorgehobenen Worte (dux Godefridus etc.) stammen ohne Zweifel, wie der ganze in Rede stehende Bericht, aus der lothringischen Chronik, aber auch für diese gilt die Bemerkung, dass sie bei der Absicht, die Heiligung des Heeres und Gottfrieds Genesung zu verschmelzen, in vollerem Tone geredet haben würde. Hierzu kommt noch, dass der Zustand der christlichen Armada sich keineswegs sogleich nach Gottfrieds Genesung, wie Sybel meint und wie man nach jenem mystischen Kausalnexus auch vermuten müsste, sonderlich besserte. Im Gegenteil! Gottfried wurde nun, um Boemunds Misserfolg gut zu machen, auf Fouragierung ausgeschickt, kam aber ebenfalls mit beinahe leeren Händen zurück (Alb. Aq. non multas praedarum contraxit copias). Dann erging es dem Grafen Raimund und anderen Kriegsfürsten nicht minder übel, und so blieb die drückende Lage einstweilen ziemlich unverändert. Ist dies aber der wahre, überaus nüchterne Gehalt der Ereignisse, so ist auch die Hoffnung vielleicht nicht zu kühn, dass von all den mystischen Elementen, die man bisher in Krankheit und Genesung Gottfrieds gesucht hat, fernerhin nicht mehr die Rede sein wird.

Im 59. Kapitel erzählt Albert von einer ägyptischen

Gesandtschaft, die allerdings damals im Christenlager verweilte. Aber die Botschaft, welche dieselbe überbrachte, ist von dem lothringischen Chronisten (oder erst von Albert?) in unglücklicher Weise zurechtgemacht. Denn Jerusalem, welches hier schon in Händen der Ägypter erscheint, ist von denselben erst im Sommer 1098 den Seldjuken entrissen worden; und dass der fatimidische Sultan versprochen habe, Jerusalem den Pilgern zu übergeben und sogar mit ihnen seinen Übertritt zum Christentum zu erörtern, bezeichnet höchstens Wünsche, welche die Kreuzfahrer bei den Verhandlungen mit den Ägyptern hegten. Hieran schliesst Albert noch im selben Kapitel die uns schon bekannte Mitteilung über das Missgeschick des Seeräubers Guinimer in Laodicea. Dieselbe scheint hier etwas zu spät eingereiht zu sein. Denn Guinimer ist vermutlich schon gegen Ende 1097 von den Griechen gefangen worden, da Robert von der Normandie, der erst in Folge davon nach Laodicea kam, schon in den letzten Tagen des Jahres 1097 dort eingetroffen sein dürfte (vergl. Raimund, p. 243: Normanniae comes eo tempore aberat).

In den ersten Tagen des Februars 1098 kam die Nachricht ins Christenlager, dass das zweite seldjukische Entsatzheer, diesmal aus den Truppen des Emirs von Haleb und dessen Bundesgenossen bestehend, im Anzuge sei. Die Kreuzfahrer rüsteten sich darauf zur Gegenwehr und besiegten die Feinde — am 9. Februar — in offener Feldschlacht, was Albert in den Kapiteln 60—62 beschreibt. Sein Bericht ist, wie man zugeben kann, deutlich erkennbar vom lothringischen Standpunkt aus verfasst, im übrigen aber so fern von sagenhafter Verherrlichung Gottfrieds, dass er uns als erwünschte Ergänzung der übrigen Erzählungen dient.

Die Seldjuken, so sagt Albert, seien 30,000 Mann stark gewesen. (Raimund, p. 247, nennt 28,000). Um ihnen rechtzeitig zu begegnen, habe der Bischof von Puy

die Fürsten zu kühnem Drauflosgehen angespornt, und Gottfried habe seiner Kampfesfreudigkeit in tapfern Worten Ausdruck gegeben. (Raimund bestätigt dies dadurch, dass im Haus des Bischofs Rat gehalten und der Beschluss gefasst worden sei, zwar mit den Reitern dem Entsatzheer entgegenzugehen, den Fusstruppen aber die Verteidigung des Lagers gegen die Antiochener anzuvertrauen. Dass Boemund diesen Bechluss veranlasst hat, sagt allein der normannische Autor der Gesten, p. 136). Da die meisten Schlachtrosse schon längst den Strapazen des Feldzugs erlegen waren, habe man nur mit einer sehr kleinen Reiterschar, mit 700 auserwählten Kriegern, ins Feld rücken können. (Die Zahl findet sich auch bei Raimund; doch scheinen sich den auserwählten Kriegern schliesslich noch andere Kämpfer angeschlossen zu haben). Der Ausmarsch geschah in dunkler Nacht über die Schiffbrücke und mithin auf dem nördlichen Ufer des Orontes mit der Richtung gen Nordosten. (Eine wichtige Bemerkung, da durch sie allein die geographische Fixierung der Schlacht ermöglicht und all der geographische Wirrwarr, den z. B. Peyré, hist. de la première croisade, II, 7 f. an dieser Stelle beibringt, beseitigt wird. Man rückte soweit vor, dass man rechts, aber noch nicht in der Flanke, sondern noch vor sich die Eisenbrücke und ebenso links vor sich den sogenannten See von Antiochien hatte). In der Morgenfrühe werden Kundschafter ausgesendet, die, bald zurückkehrend, das Herannahen der Seldjuken melden. (Von den Gesten bestätigt. Albert nennt überdies die Namen der Kundschafter). Unter neuen anfeuernden Worten des Bischofs von Puy ordnen sich die Scharen zur Schlacht. Gottfried und alle die Tapfern dürsten nach dem Kampf, der heiss entbrennt und mit strahlendem Siege endigt, wobei den Christen zu gute kam, dass die Bogensehnen der Seldjuken durch starken Regen verdorben waren. (Nach den Gesten ist Boemund von den übrigen Fürsten zur Be-

stimmung der Schlachtordnung aufgefordert worden — wohl glaublich, da er ja schon bei der Beratung im Hause des Bischofs seiner allgemeinen strategischen Idee zum Siege verholfen hatte — und dann hat er alle übrigen Schwadronen des kleinen Reiterheeres den Kampf beginnen lassen, die seinige aber in vorsichtiger Reserve zurückgehalten, bis er Gelegenheit fand, durch einen stürmischen Vorstoss die glückliche Entscheidung herbeizuführen. Die Verfolgung ging zunächst bis zur Eisenbrücke. Von dort flohen die Seldjuken, noch immer, wenn auch nicht vom ganzen Christenheere, so doch von einigen Scharen desselben scharf gedrängt, weiter gen Osten nnd verbrannten dabei, wie es scheint, die Burg Harim, wo sie vor dem Kampf ihr Lager aufgeschlagen hatten. Über Harim vergl. Raimund, die Gesten und Kemaleddin, l. c. p. 579). Die Sieger — soweit sie sich nicht an der Verfolgung über die Eisenbrücke hinaus beteiligten — sammelten anf dem Schlachtfelde so viele Beute als möglich, fingen namentlich alle herrenlosen Rosse, schnitten den Gefallenen die Köpfe ab, schmückten damit ihre Sättel nnd kehrten triumphierend ins Lager vor Antiochien zurück. Sogar an den Sätteln der fatimidischen Gesandten, die den Ritt mitgemacht hatten, sah man solche Seldjukenköpfe.

Hiernach darf man wohl sagen, dass an Alberts Schlachtbericht nichts Ernstliches auszusetzen ist. Oder darf es Wunder nehmen, dass der Lothringer seines Herzogs, der nach halbjähriger Krankheit zum erstenmale wieder an einem grossen Kampfe sich beteiligte, mit warmen Worten gedenkt und dass er ausserdem auf das rühmliche Verhalten seiner Lagernachbarn, der Provenzalen und besonders des Bischofs von Puy, ein paar Male in nnverdächtiger Weise Bezug nimmt? Mit demselben Rechte könnte man die sehr ausgezeichnete Stellung, in welche die Gesten den Fürsten Boemund versetzen, höchst unwahrscheinlich und Verdacht erregend finden. Aber wir haben hier ja lauter

naive und ehrliche Berichte aus der Mitte verschiedener Heeresgruppen, deren Autoren gerade das geben, was einem jeden am leichtesten wahrnehmbar war und woran sein Herz vornehmlich hing.

In den letzten Kapiteln des dritten Buches (63—66) erzählt Albert, die Kreuzesfürsten hätten, um nun endlich auch des nördlichen Orontesufers völlig Herr zu werden, den Bau eines Kastells vor dem Brückthor beschlossen. Dann seien zur Herbeiholung von Werkleuten, die sich auf einer genuesischen Flotte in Sankt-Simeonshafen befanden, Boemund und Raimund dorthin abgegangen, auf dem Heimweg jedoch von einem Seldjukenhaufen, der ihnen aus Antiochien entgegengezogen, in die Flucht geschlagen worden. Dieser Sieg habe den Emir Baghi Sijan veranlasst, einen grossen Ausfall anzuordnen, der den Kreuzfahrern verleiden sollte, noch länger in der Nähe Antiochiens zu verweilen. Gottfried und Genossen seien aber auf den Empfang der Feinde wohl vorbereitet gewesen und hätten ihnen mit furchtbaren Hieben die blutigste Niederlage beigebracht, worauf schliesslich der Bau des Brückenkastells erfolgt und hiermit die Umlagerung Antiochiens vollendet worden sei.

In dieser Erzählung befindet sich, wie sogleich zugegeben werden mag, ein kleiner chronologischer Mangel. Jene Schlacht mit dem Entsatzheer von Haleb hatte, wie wir wissen und wie auch von Albert richtig angegeben ist, am 9. Februar stattgefunden: zu der neuen Schlacht vor dem Brückthor Antiochiens und zur Erbauung des Kastells, bei der auch noch gekämpft wurde, kam es erst Anfang März (s. den Brief des Klerus von Lucca, Riant, Inventaire, p. 224). Albert sagt nun, dass die Fürsten schon am Tag nach der Entsatzschlacht, also am 10. Februar, wegen Sperrung des Brückthors Rat gehalten hätten, was an sich nicht unmöglich ist. Zu der ein paar Wochen später erfolgenden Aussendung Boemunds und Raimunds nach Sankt-Simeonshafen leitet er

dann aber nur mit dem Wort tandem über. Da er jedoch die Reihenfolge der Ereignisse ganz genau einhält und die Schlacht vor dem Brückthore selber in den März setzt (haec certamina una die acta sunt mense Martio), so liegt hierin eben nur ein geringer chronologischer Mangel.

Im übrigen macht Alberts oder vielmehr des Lothringers Bericht, obgleich Sybel (Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 342 f.) auch in ihm wieder sagenhafte Verherrlichung Gottfrieds findet, den Eindruck schlichter Glaubwürdigkeit. Während nämlich Boemund und Raimund abwesend waren, versuchten die übrigen Kreuzfahrer, sich vor dem Brückthor zu verschanzen. Sie unternahmen dies ohne Zweifel schon damals bei dem muhammedanischen Friedhof, der auf einem niedrigen, dicht vor der Brücke beginneuden und von Süden nach Norden streichenden Höhenzug oder Hügel lag. Aber die Seldjuken waren jetzt noch die stärkeren und verhinderten die Christen, sich dort festzusetzen. Infolge dieses Sieges fiel es den Antiochenern nicht schwer, sich neuerdings auf dem nördlichen Flussufer auszubreiten, und als bald darauf Boemund und Raimund die Meldung ins Kreuzfahrerlager schickten, sie seien auf dem Rückmarsch von Sankt-Simeonshafen begriffen und bäten, dass man ihnen zu grösserer Sicherheit eine Strecke Weges entgegenkomme, da hatten die im Lager befindlichen Fürsten natürlich keine dringendere Aufgabe, als sich vor allem jenes Flussufers wieder vollständig zu bemächtigen. Und zwar lag dies niemandem näher, als dem Herzog Gottfried und ausser ihm noch dem Bischof von Puy, weil ja Lothringer und Provenzalen den kürzesten Weg über die Schiffbrücke zu jenem Ufer hatten. Kein Wunder daher, dass — nach dem lothringischen Chronisten — Gottfried ex monitu episcopi über die Schiffbrücke ging und die Seldjuken zwang, sich nach Antiochien zurückzuziehen. Dann begann man den von Sankt-Simeonshafen Heimkehrenden entgegen zu reiten, nicht mit grosser Macht, vielmehr nur

einige Fürsten an der Spitze mässiger Streitkräfte, unter ihnen Gottfried, Stephan von Blois und vielleicht noch andere, deren Namen nicht überliefert sind. Man war aber noch nicht weit gekommen, noch nicht einmal bis zu der städtischen Brücke, da wurde man inne, dass inzwischen ein ernster Unfall eingetreten sei. Denn einerseits brach die Hauptmasse der Antiochener mit Siegesgeschrei aus dem Brückthor hervor, andererseits empfing man Nachrichten von der schweren Niederlage, die Boemund und Raimund soeben durch eine besondere Feindesschar erlitten hatten. Die erste Nachricht von dieser Niederlage wurde durch einen Mann überbracht, bei dem nicht deutlich erkennbar ist, ob er ein eigentlicher Bote der besiegten Fürsten oder ein dem Gemetzel nur eben glücklich Entronnener war. Seine Worte genügten jedoch für Gottfried und Genossen, um die Meldung ins Lager ergehen zu lassen, dass eine grosse Schlacht bevorstehe und deshalb alle entbehrliche Mannschaft ihnen, den vorausgerittenen Fürsten, über die Schiffbrücke nachfolgen solle. Der lothringische Chronist legt diese Meldung allein dem Herzog Gottfried in den Mund, vielleicht gar nicht mit Unrecht, vielleicht aber auch infolge eines irrigen, jedoch sehr verzeihlichen Schlusses, weil er, der Lothringer nur von dem Schritte seines Heeresfürsten Kenntnis erhalten haben mag. Während nun die Truppen Schar um Schar über die Schiffbrücke heranrückten, kam von Seiten Boemunds und Raimunds eine zweite, seltsam klingende Nachricht, diesmal zuverlässig — nach den Worten des Lothringers — durch einen Boten überbracht, dass nämlich die Seldjuken in grösserer Zahl, als man gemeint habe, im Felde seien und dass deshalb Gottfried und Genossen lieber ins Lager zurückkehren möchten. Hier braucht uns zunächst das Eintreffen eines wirklichen Boten kein Bedenken zu erregen, weil der Botenverkehr zwischen den christlichen Heeresabteilungen allein schon durch jene Aufforderung Boemunds

und Raimunds, dass die anderen Kreuzfahrer ihnen entgegenreiten möchten, hinreichend beglaubigt ist; und auch der befremdlich erscheinende Inhalt der zuletzt an Gottfried und Genossen gelangten Botschaft kann durch diese Aufforderung erklärt werden. Denn Boemund und Raimund mochten — nicht ohne Grund, wie wir gesehen haben — die Besorgnis hegen, dass die andern Fürsten mit allzu geringen Streitkräften das Lager verlassen hätten und nunmehr dem grossen Seldjukenhaufen, dem sie selber erlegen, in die Hände fallen könnten. Die an sich sehr berechtigte Warnung, die sie deshalb erteilten, war aber inzwischen durch die schnelle Alarmierung des ganzen Christenlagers überflüssig geworden. Voll heisser Kampflust ordneten die Pilger sich zum Streit, und Gottfried insbesondere erklärte, nicht weichen zu wollen, vielmehr — bei seinem Eid — jenen Höhenzug mit dem muhammedanischen Friedhof heute zu erstürmen oder dort mit all seinen Leuten das Leben zu lassen — mannhafte Worte, an denen wir nichts auszusetzen haben.

Ehe die Schlacht begann, trafen Boemund und Raimund, die nach Preisgebung ihres Fussvolkes auf Umwegen mit der Mehrzahl ihrer Ritter sich gerettet hatten, beim Heere ein. Der grimme Kampf, der dann stattfand, soll von dem lothringischen Chronisten nur wie ein ordnungsloses ritterliches Lanzenbrechen geschildert sein: in Wahrheit lässt sich jedoch aus dieser Quelle nicht bloss ebensoviel, sondern noch mehr als aus den andern Berichten entnehmen. Denn das geht auch aus den Worten des Lothringers klar hervor (s. besonders den Anfang des 65. Kapitels), dass die Hauptmasse der Christen gleichsam Gewehr bei Fuss wartete, bis das ganze Heer, fest zusammengeschlossen, zu zerschmetterndem Stosse bereit stand. Aber von dem Plänklergefecht, welches diesem Stosse voraufging, giebt der Lothringer eine anschauliche Erzählung, die ohne Autopsie kaum denkbar ist. Zwischen beiden Heeren be-

fand sich nämlich jener mehrfach erwähnte Höhenzug. Die Christen, die sich nordöstlich desselben zum Kampfe ordneten, konnten von der Thalsohle aus nur wenig davon bemerken, welche Stellungen die Seldjuken südlich und westlich der Anhöhe besetzten. Sie schickten deshalb kleine Reiterscharen auf den Hügel, erst zehn, dann dreissig, dann sechzig Mann, die zwar regelmässig nach kurzer Frist von grösseren feindlichen Trupps zurückgeworfen wurden, ihre Aufgabe jedoch, dort oben Umschau zu halten und entsprechenden Bericht zu erstatten, gut erfüllt zu haben scheinen. Die eigentümlich abgerundeten Zahlen (10, 30, 60) sagen hierbei nichts anderes, als dass — nach unserer Ausdrucksweise — erst eine Korporalschaft, dann ein Zug, zuletzt eine Schwadron auf jenen Hügel geschickt worden ist.

Endlich war die christliche Front zum Angriff bereit. Der Hagel der Geschosse, der ihr entgegensauste, vermochte sie so wenig aufzuhalten, dass für sie Ansturm und Handgemenge fast in eins zusammenfielen. Den Seldjuken, die an ausweichende Bewegungen und verstellte Flucht gewöhnt waren, mag die Enge des Terrains zwischen Hügel und Brücke nachteilig gewesen sein. Von einer Schlacht ist kaum zu reden, vielmehr nur von augenblicklicherZersprengung der feindlichen Massen, die sich verzweiflungsvoll über die Brücke oder durch die Fluten des Orontes nach Antiochien zu retten suchten. Furchtbar mähten die Schwerter der Sieger unter den Fliehenden, am furchtbarsten das Herzog Gottfrieds, der nach dem Zeugnis aller Quellen einen gepanzerten Reitersmann mit einem Schlage mitten auseinander hieb und der nach des Lothringers, oder richtiger wohl nach Alberts Zusatz auch noch einige behelmte Köpfe in ähnlicher Weise vom Rumpf getrennt haben soll.

Die Sangeslust der Kreuzfahrer hat sich dieser Ereignisse frühzeitig bemächtigt. In breiter Ausmalung schil-

dern die Lieder Boemunds und Raimunds Not auf dem Marsch von Sankt-Simeonshafen wie den herrlichen Sieg des vereinigten Heeres vor der Orontesbrücke. In mehreren Chroniken finden sich Anklänge an die Lieder, in der lothringischen jedoch keine besonders Verdacht erregenden. Der wesentlichste Punkt dürfte hier sein, dass auch nach den Liedern von Boemund und Raimund ein Bote ins Kreuzfahrerlager entsendet wird. Aber der Sänger lässt den Boten nicht zu Gottfried, sondern zum Bischof von Puy kommen: er lässt ihn auch nicht jene sorgliche, gewiss nicht aus gehobener Phantasie stammende Mahnung aussprechen, dass Gottfried und Genossen sich vor feindlicher Übermacht ins Lager zurückziehen möchten, sondern er lässt ihn nur eine dringende Bitte um schleunige Hilfe überbringen. Etwas verdächtiger erscheint dagegen der Bericht der Gesten, weil nicht frei von Zügen, die an sich schon den Charakter poetischer Erregung tragen und zum Teil auch fast wörtliche Übereinstimmung mit den Liedern zeigen. Um nur ein paar drastische Beispiele zu geben: die Wellen des Orontes röten sich vom Blut der Erschlagenen — antiochenische Christinnen, in den Fenstern der Stadtmauer stehend, klatschen mit den Händen dem Sieg ihrer Glaubensgenossen Beifall — die Seldjuken beerdigen nach der Schlacht ihre Toten in dem mehrerwähnten Friedhof und geben den Leichen Schätze an Waffen, Gewändern und gemünztem Golde mit ins Grab (vergl. Chans. d'Ant. IV, 25, 30 ff.).

An den Sieg vor dem Brückthore reihte sich in Bälde die vollkommene Einschliessung Antiochiens. In jenem Friedhof wurde das längst geplante Kastell errichtet und den Provenzalen zur Bewachung übergeben: ein Ausfall, den die Seldjuken an dieser Stelle noch einmal wagten, wurde glücklich abgewehrt. Dann wurde Tankred in das Gebirge westlich von Antiochien geschickt, um den Verkehr der Festung mit der Aussenwelt gänzlich zu sperren. Das letzte,

was Albert von diesen Ereignissen erzählt, ist die Besetzung des Brückenkastells durch die Provenzalen. Die Umlagerung Antiochiens ist ihm, da er Tankred schon früher in den Westen entsendet hat, hiermit vollendet.

Blicken wir auf das Stück der Kämpfe um Antiochien, welches wir bis jetzt durchforscht haben, zurück, so finden wir dabei unsere gute Meinung von dem lothringischen Chronisten vollauf bestätigt. Denn nur an einer Stelle hat Albert seiner Vorlage ernstlichen Schaden gethan, bei der Erzählung vom Anmarsch der Kreuzfahrer auf Antiochien, die er ganz oder grösstenteils aus den Liedern genommen hat, die sich aber auch, Dank dem Unsinn, den kranken Gottfried als gesunden Kämpfer auftreten zu lassen, mit mathematischer Evidenz als spätere Interpolation darstellt. Ausserdem gehört vielleicht noch ein geringer Teil der Episoden, vornehmlich die Geschichte des Dänenprinzen Swen, Alberts Feder an. Alles übrige dürfte im wesentlichen unverfälschte lothringische Chronik sein, die ohne Zweifel von einem Augenzeugen, der die Ereignisse im Lothringerlager vor der Nordfront Antiochiens mit durchlebte, niedergeschrieben ist. Die Schwächen des Berichts sind die längst bekannten, besonders ein kleiner Mangel an Sorgfalt in chronologischer Beziehung, eine gewisse Unsicherheit in der Einreihung einiger, dem Autor fern liegenden Ereignisse, jedoch durchaus keine grobe chronologische Verwirrung. Als Mangel kann man, wenn man streng sein will, ausserdem noch geltend machen die Unvollständigkeit des Berichts, insofern als mehrere Ereignisse, sozusagen zweiten Ranges, sowohl am Anfang wie am Schluss der Umlagerung von Antiochien nicht erwähnt sind.

Vergleichen wir aber hiermit die anderen Quellen, so finden wir dieselben, jede in ihrer Art, mindestens ebenso unvollständig. Auch sind sie, vornehmlich Raimund (vergl.

z. B. Sybel, Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 325, Anm. 3), chronologisch reichlich ebenso ungenau wie die lothringische Chronik; und überdies zeichnen sie sich, besonders die Gesten, durch eine grössere Anzahl von hier und da ziemlich verdächtigen Anklängen an die Lieder unvorteilhaft aus.

Indessen die Hauptsache bildet die Würdigung nicht der geringen Schwächen, sondern der sehr erfreulichen Stärken des lothringischen Berichts. Derselbe ist in allen Hauptsachen so klar, so reich, so eigenartig, dass er fortan eine der hervorragendsten Quellen für die Geschichte der Belagerung Antiochiens bilden wird. Er allein setzt uns in Stand, die schweren Kämpfe der Christen vor der Nordfront der belagerten Festung und die zum Teil nicht unwichtigen episodenhaften Schicksale der lothringischen Ritterschaft anschaulich darzustellen — er allein lässt Boemunds Niederlage in jener ersten Entsatzschlacht deutlich erkennen, eine Niederlage, die (beiläufig bemerkt) mit einer empfindlichen Schwächung der normannischen Streitkräfte gleich bedeutend sein und insofern wie ein scharfer Sporn auf den Fürsten von Tarent gewirkt haben dürfte, sich sobald als irgend thunlich Antiochiens zu bemächtigen (s. hierzu Sybel, l. c. p. 329—331) — er allein giebt uns eine Fülle des Details über die Vorgeschichte der zweiten Entsatzschlacht und der Schlacht vor dem Brückthor. Dazu kommt noch, dass uns der Charakter Gottfrieds und seiner Lothringer plastischer als bisher entgegentritt. Tapfer, heldenhaft tapfer waren die Kreuzfahrer freilich fast alle. Trotzdem zeigte sich die Kriegstüchtigkeit nicht bloss zahlreicher Ritter nnd Knechte, sondern auch vieler Fürsten der unerhörten Drangsal des Kampfes um Antiochien nicht immer gewachsen. Robert von der Normandie verliess das hungernde Lager und schwelgte eine Weile in Laodicea. Graf Raimund, der allerdings durch Krankheitsanfälle hart mitgenommen war, erschlaffte zeitweise so sehr, dass sogar der provenzalische Chronist ihn deshalb tadelt (Raim. p.

250: Comes adeo mollis fuerat etc.). Während des Krieges mit Kerbogha von Mosul entfloh, wie hier gleich hinzugefügt werden mag, Stephan von Blois als feiger Ausreisser aus Syrien, und bald darauf nahm auch Hugo von Vermandois eine günstige Gelegenheit wahr, sich der ferneren Teilnahme an den Mühen und Gefahren des Kreuzzuges zu entziehen. Von den italienischen Normannen war zwar Tankred ein so unbändiger wie unermüdlicher Streiter, Boemund zeigte jedoch mehr Unternehmungsgeist als Gaben des Kriegsmanns. Weniger ein waffenfroher Ritter als Politiker und Feldherr, war er in letzterer Beziehung nicht einmal stetig genug vom Glück begünstigt. Denn wenn er auch in der zweiten Entsatzschlacht die Christen zum Siege geführt hatte, so war er doch in der ersten Entsatzschlacht nicht bloss gewichen, sondern hatte auch sein Fussvolk kläglich im Stich lassen müssen, und ebenso war es ihm bei dem Rückmarsch von Sankt-Simeonshafen ergangen. Der furor teutonicus der Lothringer und der stammverwandten Flandrer scheint daher das Kriegsfeuer der übrigen Kreuzfahrer, selbst der grimmen Normannen, um etwas übertroffen zu haben. Machte doch, um von Geringerem zu schweigen, Graf Robert die Niederlage Boemunds in der ersten Entsatzschlacht durch furchtbaren Ansturm wieder gut; und Gottfried war, seitdem er genesen, nicht bloss zum verwegensten Kampf stets bereit, sondern bewährte auch vor dem Brückthor Antiochiens die schreckliche Überlegenheit seines Armes. Erinnern wir uns hierbei, dass in der Schlacht bei Doryläum Gottfried allem Anschein nach den Hauptangriff auf die letzte feste Stellung Kilidj Arslans unternahm, und dass Graf Balduin in den Eufratlanden unvergleichliche Kühnheit bewährte, so erhalten wir den Eindruck, dass diese nordischen Recken, die Lothringer und Flandrer, sich durch unstillbaren Thatendrang und heisse Streitlust vor der Mehrzahl ihrer ähnlich gestimmten Genossen noch besonders auszeichneten und eine eigenartige Gruppe im

Kreuzheere bildeten, die denn auch bei der späteren Zersetzung desselben durch die miteinander hadernden Parteien der Normannen und Provenzalen nachdrücklich auf den Gang der Ereignisse einwirken sollte.

Einnahme von Antiochien.

Die ersten acht Kapitel vom vierten Buch des Albertschen Werkes enthalten ein Glanzstück der Liederphantastik. Sie erzählen, dass nach der Schlacht am Brückthor und nach dem Bau des Provenzalenkastells ein Bote in den Palast Baghi Sijans geeilt sei und dort über die Verluste, die die Seldjuken erlitten, Bericht erstattet habe. Der greise Emir, der bisher sorglos auf seinem Thron geschlafen, sei nun zuerst in Angst geraten, habe seinen Sohn Sansadon und den bei ihm weilenden Soliman (Kilidj Arslan von Ikonium) zu sich berufen und beide als hilfeflehende Gesandte zu dem grossen Sultan der Muhammedaner nach Samarkand geschickt. Dort hätten die Gesandten, ihre Kopfbedeckung auf den Boden werfend und sich die Wangen zerkratzend, mit lautem Geschrei Mitleid zu erregen gesucht. Aber der Vortrag, in welchem dann Kilidj Arslan, der Ältere und Beredtere von beiden, alles seit Jahresfrist eingetretene Unglück geschildert, habe geringen Eindruck gemacht, vornehmlich weil Korbahan (Kerbogha von Mosul), der zweite Mann des Reichs, an die Siege, die er oder wenigstens seine Truppen dereinst an der Seite Kilidj Arslans über die Griechen wie über die Kreuzfahrer Peters von Amiens in der Gegend von Nicäa errungen, voll hochmütiger Prahlerei erinnert habe. Erst nachdem Kilidj Arslan in langer Rede auseinandergesetzt, welcher Unterschied zwischen den weibischen Griechen und den armseligen

Pilgern Peters einerseits und den kriegsgewaltigen Rittern der Kreuzesfürsten andererseits bestehe, sei Kerbogha in die Worte ausgebrochen, dass in sechs Monaten diese Christen vernichtet sein würden, und darauf hätten endlich die Emire Vorderasiens, die in langer Reihe aufgezählt werden, ungeheure Massen von Streitern zum entscheidenden Kampf gerüstet.

Dieser Bericht ist schon deshalb verdächtig, weil er grossenteils, besonders hinsichtlich der Verhandlungen in Samarkand, Dinge erzählt, von denen die Kreuzfahrer nichts wissen konnten. Überdies sind alle hier erwähnten Einzelheiten in den Liedern enthalten, höchstens mit dem einen, etwas erheblicheren Unterschied, dass nach den letzteren Sansadon und Kilidj Arslan nicht gemeinsam zum grossen Sultan eilten, vielmehr nur der erstere von Antiochien aus, der andere jedoch offenbar von Kleinasien her die Reise antrat. Es muss aber in dieser Beziehung noch eine zweite poetische Überlieferung vorhanden gewesen sein, weil nach den Liedern Kilidj Arslan schon im Herbst 1097 als Flüchtling in Antiochien verweilte. (Chans. d'Ant. III, 37. IV, 35. V, 16 ff. VII, 7 ff.).

Der Krieg mit Kerbogha von Mosul, auf den wir im nächsten Abschnitt kommen, verlockte die Kreuzfahrer zu diesen phantastischen Erdichtungen, ja sogar zu noch bunteren Fabeleien, die hier ebenfalls kurz erwähnt werden müssen. In den Gesten nämlich und deren Kopisten wird berichtet, dass nach der Eroberung Antiochiens durch die Kreuzfahrer und nach der Umlagerung der Festung durch Kerbogha dieser Emir die frechste Hoffart bewiesen habe. Es seien ihm einige schlechte christliche Waffen gebracht worden, und darauf habe er an den Chalifen, den grossen Sultan und die Ritterschaft der Seldjuken triumphierende Briefe gerichtet, dass er die Franken, die so elend bewaffnet seien, in seiner Hand habe und sie alle töten oder fangen werde. Gleich hiernach aber sei seine alte Mutter Kalabre zu ihm

gekommen uud habe ihn vor dem Kampf mit den Christen, die er nicht besiegen könne, weineud gewarnt. Dem Spott des Sohnes, der ihr nicht geglaubt, habe sie ihre untrügliche Sternkunde und vor allem ihr Wissen von der grossen Macht des Christengottes und von der Heldenkraft, welche die Kreuzfahrer aus ihrem Glauben an solchen Gott schöpften, nachdrücklich entgegengesetzt. Vergeblich jedoch seien ihre Mahnungen gewesen: der Sohn habe an seinem frevelmütigen Vorhaben zäh festgehalten.

Diese Erdichtungen hängen mit den vorhin erwähnten eng zusammen. Kalabre trägt ihre Warnungen in den Liedern mehrere Male, und zwar zum erstenmale schon in dem Augenblick vor, als Kerbogha infolge der Gesandtschaft Sansadons und Kilidj Arslans sich zum Kampf zu rüsten beginnt. Ausserdem finden sich von der zweiten Erdichtungsgruppe sämmtliche Hauptzüge, die in den Chroniken enthalten sind, ebenfalls in den Liedern vor, wobei nur zu beachten ist, dass das letzte Gespräch der alten Kalabre mit Kerbogha in den Gesten und deren meisten Kopisten noch phantastischer klingt als in der Chanson, während der Bericht eines dieser Kopisten, Roberts des Mönchs, der Fassung der Dichtung nahe steht.

Für uns erhebt sich nun die Hauptfrage, wann und von wem etwa der Inhalt der Lieder mit dem Text der Chroniken verschmolzen worden ist, und wann wohl zuerst ein Chronist, seine historiographische Aufgabe vergessend, dem verlockenden Klang der am Lagerfeuer des Heeres ertönenden Verse sein Ohr geliehen hat. Fällt hierbei meine Antwort dahin, dass der Vorwurf wilder Phantastik, der bisher den lothringischen Chronisten getroffen hat, nur dem Abschreiber desselben, Albert, und in noch höherem Grade den Gesten gebühre, so möchte ich nicht, dass dies den Eindruck mache, als wollte ich nun den Spiess umdrehen, und ich werde deshalb mein Urteil, soviel die Gesten betrifft, in vorsichtiger Zurückhaltung aussprechen.

Betrachtet man aber als Kriterium dafür, dass gute Berichte und ein zwischen denselben befindliches schlechtes Überlieferungsstück von einem und demselben Verfasser herrühren, sowohl das Fehlen grober Widersprüche zwischen beiden Erzählungsgruppen als auch die Glätte der Übergänge von der einen zur andern (während im entgegengesetzten Fall darauf zu schliessen ist, dass die schlechte Überlieferung erst durch spätere Interpolation in den guten Bericht hineingezwängt ist), so ergiebt sich zunächst bei den Gesten, ich will noch nicht sagen die Gewissheit, aber die Wahrscheinlichkeit, dass ihre Erzählung vom Auftreten Kerboghas und Kalabres vor Antiochien schon von dem ursprünglichen Autor herstamme. Denn von Widersprüchen oder von deutlich wahrnehmbarem Flickwerk im Text der Gesten habe ich bisher wenigstens nichts bemerken können, und auch Sybel hat, soweit ich sehe, hier durchaus keine Interpolation der Gesten angenommen. Sollte nun aber jene ungeheuerliche Erzählung wirklich schon dem origiginalen Text der Gesten angehören, so wäre damit erwiesen, dass in demselben nicht bloss, wie wir oben gesehen haben, kleinere, zum Teil harmlose, zum Teil auch ein wenig verdächtige Anklänge an die Lieder sich finden, sondern dass auf ihn sogar die wildeste Phantastik des singenden Feldlagers, und zwar in ihren allerromantischsten Produkten starken Einfluss geübt hat.

Ganz anders steht es mit dem lothringischen Chronisten. Jene im Anfang dieses Abschnitts hervorgehobenen acht Kapitel sind zweifellos ein Einschiebsel Alberts, wofür allein schon die Art, wie die letztere die Liedertradition an die lothringische Chronik anknüpft, ein vollgültiger Beweis sein dürfte. Die Chronik erzählt nämlich in einem Zuge, wie die Schlacht am Brückthor sich abgespielt hat und wie — mehrere Tage später — das Provenzalenkastell erbaut worden ist. An der Spitze der hierher gehörigen Liedertradition steht dagegen die Episode, dass in demselben

Augenblick, als jene Schlacht sich zu einer seldjukischen Niederlage gestaltete, nach den schrecklichen Hieben Gottfrieds von Bouillon, ein Bote, um von dem eingetretenen Unglück Meldung zu überbringen, in den Palast Baghi Sijans geeilt sei. Diese Berichte verwertet Albert dergestalt, dass er zuvörderst den ganzen Text der Chronik bis zur Erbaunng des Provenzalenkastells abschreibt und darnach erst den Boten in deu Palast eilen lässt. Und damit mau ja nicht zweifeln könne, wie er es meint, sagt er ausdrücklich: nachdem die blutige Schlacht geschlagen und nachdem (mehrere Tage darauf) das Kastell erbaut war, begab sich der Bote „eilends" zu dem bisher auf seinem Throne schlafenden Emir. Dies ist eine so vollendet alberne Verbindung der beiden Berichte, dass sich aus derselben das oben schon genannte Ergebnis, man darf wohl sagen, mit mathematischer Evidenz ergiebt. Denn ein originaler Autor — und nicht bloss ein tüchtiger Chronist, sondern sogar ein poetisch erregter Fabulierer — würde den Gang des Boten doch sicherlich an die rechte Stelle, in die Erzählung von der Schlacht am Brückthor oder wenigstens an den Schluss derselben gesetzt haben. Der Unsinn, dass der Bote mehrere Tage nach der Schlacht gewartet habe, bis er den kleinen Gang zum Palaste antrat, und dass Baghi Sijan während dieser schlimmen Tage noch geschlafen habe, darf daher nur der Feder eines gedankenlosen Kompilators, und zwar der Alberts zugeschrieben werden.

Zu ganz demselben Schlusse führt die Sendung Kilidj Arslans nach Samarkand. Die Anwesenheit des Herrn von Ikonium sowohl in Antiochien als auch in Samarkand ist nämlich für jene Zeit durchaus unglaubwürdig. Kilidj Arslan kann sich im Frühling 1098 kaum anderswo als in Kleinasien aufgehalten haben, weil er dort von einem Angriff der Griechen schwer bedroht war. Nur die Lieder und die auf diesen ruhenden Einschiebsel Alberts bringen ihn,

wie wir ausser der vorliegenden noch in einer zweiten Stelle sehen werden, in Verbindung mit den antiochenischen Händeln. In der lothringischen Chronik wird dagegen nirgends in so verkehrter Weise, vielmehr in solchen Wendungen von diesem Fürsten gesprochen, als ob ihn der Autor in Gedanken gerade dorthin, wohin er gehört, d. h. nach Kleinasien gesetzt habe. Hierfür dürfen wir uns freilich nicht darauf beziehen, dass jener Dänenprinz Swen in Phrygien von Kilidj Arslan erschlagen sein soll (Alb. Aq. III, 54), weil ja die Geschichte dieses Prinzen vielleicht erst von Albert in die lothringische Chronik eingeschoben ist, wohl aber giebt uns die unten noch näher zu besprechende Erzählung von den Erlebnissen des Kaisers Alexius in Phrygien einen Anhaltspunkt (Alb. Aq. IV, 41). Denn wenn in derselben auch nicht ausdrücklich gesagt wird, dass Kilidj Arslan persönlich die Verteidigung seines Landes gegen die Griechen geleitet habe, so lassen doch der ganze Zusammenhang und besonders die Schilderung, wie der Kaiser vor neuem Vordringen des Herrn von Ikonium sich zu decken suchte, kaum einen andern Schluss zu, als dass der Verfasser dieses Berichts in der Meinung schrieb, Kilidj Arslan habe den Griechen in Kleinasien gegenüber gestanden.

Genau dasselbe gilt endlich auch von Kerboghas, noch dazu sehr phantastisch ausgeschmückter Behauptung, dass zum Teil er selber und zum Teil seine Soldaten dereinst die Griechen und die Genossen Peters in der Gegend von Nicäa besiegt hätten. Von diesem gänzlich unhistorischen Eingreifen des Emirs von Mosul in westkleinasiatische Ereignisse melden nur die Lieder und das vorliegende, auf ihnen ruhende Stück des Albert'schen Buchs. In der Geschichte Peters von Amiens, die der lothringische Chronist, wie wir oben gesehen haben, ebenso ausführlich wie vertrauenswürdig darstellt, ist dagegen von dergleichen Fabeleien ganz und gar nicht die Rede; und es ist nicht daran zu denken,

dass diese beiden, in ihrer gesamten Haltung unvereinbaren Berichte in letzter Instanz auf einen Autor zurückführen; vielmehr tritt immer wieder klar hervor dieselbe Gedankenlosigkeit Alberts, der sich der Widersprüche der Quellen, die er abschreibt, gar nicht bewusst wird. —

Im 9. Kapitel stehen wir wieder inmitten guter Überlieferung. Graf Balduin, so heisst es, habe die vor Antiochien notleidenden Fürsten mit Gold und Silber, Pferden und Waffen unterstützt. Zuletzt habe er sogar seinem Bruder Gottfried die Einkünfte der reichen Herrschaft Tell-Baschir überlassen, und ein vornehmer Armenier, Nikusus, habe ein prachtvolles Zelt zum Geschenk an Gottfried geschickt. Das Zelt sei zunächst freilich nicht in die rechten Hände gekommen; denn ein anderer armenischer Herr, Pankratius, habe dasselbe geraubt und an Boemund geschickt, der es erst, durch eine Kriegsdrohung gezwungen, an Gottfried ausgeliefert habe.

Diese Mitteilungen, die den Charakter der lothringischen Quelle tragen, haben wir zu bezweifeln umsoweniger Anlass, als die Armenier Nikusus und Pankratius schon früher (Alb. Aq. III, 17 f.) in entsprechenden freundlichen wie feindlichen Beziehungen zu Graf Balduin erwähnt sind. Nur die Bemerkung könnte Bedenken erregen, dass Boemund von Gottfried und Robert von Flandern, qui ad invicem dilectissimi amici et consocii foederati erant, zur Herausgabe des Zeltes gezwungen worden sei. Denn Sybel (Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 365 ff.) hält die innige Freundschaft Roberts und Gottfrieds für ein Erzeugnis der Sage, die hier nur ein neues Mittel zur Verherrlichung des Lothringers benutzt habe; und er fügt hinzu, dass die heimatlichen Verhältnisse der beiden Fürsten (frühere kriegerische Zerwürfnisse, die in ihrer Nachwirkung eher auf Feindschaft als auf Freundschaft zwischen Lothringern und Flandrern schliessen lassen sollen) eine so enge Verbindung in hohem Grade unwahrscheinlich machen. Dagegen ist aber zu be-

merken, dass wir von solcher Nachwirkung älteren Haders während des Kreuzzugs lediglich nichts wahrnehmen und ausserdem hinreichende Gründe für die Entwickelung besonders guter Beziehungen zwischen Gottfried und Robert anführen könneu. Sie waren schou als Nachbaru und Landsleute in dem aus der Ritterschaft halb Europas zusammengesetzten Heer vornehmlich auf eiuander augewiesen. Dann entstaud allmählich unter den Kreuzfahrern die weltbekannte Rivalität der Normannen und Provenzalen, die fast notwendigerweise zur Bildung eiuer dritten, einer neutralen Partei hinführte. An deren Spitze zu treten, lag den mächtigen dentschen Fürsten, dem Herzog Gottfried und dem Grafen Robert, am nächsten. Hierzu kam vielleicht das Gefühl gleichartiger und noch stolzerer Waffenfreudigkeit, als selbst die Mehrzahl der tapfern Genossen beseelte, und schliesslich werden uns — was die Hauptsache und das Entscheidende ist — demnächst die beiden Recken in charakteristischer Weise gemeinsam handelnd begegnen, so dass wir ihre Freundschaft keineswegs als erdichtet zu betrachten brauchen.

In den Kapitelu 10—12 wird geschildert, mit welchen ungeheuren Massen von Menschen, Tieren und Wagen der Emir Kerbogha zum Krieg gegen die Kreuzfahrer aufgebrochen ist. Im edessenischeu Gebiete angelangt, verweilte derselbe dort dies aliquot. (Der Text nennt hier terra et civitas Rohas, der Zusammenhang zeigt aber, dass vorerst nur von dem edessenischen Gebiet die Rede ist). Als Graf Balduin von dem Anmarsch der Feinde hörte, wagte er sich mit bewuudernswerter Kühnheit ins freie Feld hinaus, schlug die Vorhut der Seldjuken und machte reiche Beute. Kerbogha, hierüber furchtbar ergrimmt, schwor, dass er Edessa erobern und Balduin fangen werde. Er umlagerte auch sofort die Stadt, bestürmte sie triduo mit grosser Heftigkeit, liess aber endlich, um den wichtigereu Angriff anf das Hauptheer der Franken nicht zu lange zu

verzögern, von ihr ab. Als er gegen Westen weiter zog, folgte ihm Balduin in der Hoffnung, das seldjukische Heer im Rücken fassen und schädigen zu können. Da die Feinde jedoch durch strenge Wachsamkeit seine Bemühungen vereitelten, so kehrte er bald nach Edessa zurück, in schwerer Sorge über das Geschick Gottfrieds und der übrigen Kreuzesfürsten.

An alledem ist nichts auszusetzen. Ein vereinzelter Anklang an die Lieder, die sich sonst hier in krausen Erdichtungen ergehen, ist sehr unbedeutend (Chans. d'Ant. VI, 1—3). Fulchers Angabe (p. 345), dass Kerbogha sich drei Wochen vor Edessa aufgehalten habe, steht mit dem Obigen nicht in Widerspruch, wenn man nur nicht die drei Wochen mit den besonders hervorgehobenen drei Sturmtagen verwechselt.

Kapitel 13 und 14 enthalten die feige Flucht Stephans von Blois nach Alexandrette, die Aussendung mehrerer Streifscharen unter namentlich bezeichneten Anführern, die Erkundigungen über Kerboghas Heer einziehen sollten, die erschreckenden Nachrichten, welche dieselben heimbrachten, und die Beratung der Fürsten über die Abwehr des Emirs von Mosul. Bei der letzteren werden Gottfried und Robert von Flandern hervorgehoben als diejenigen Herren, die vor allen andern dafür stimmten, dass man den überlegenen Feinden unerschrocken entgegengehe und, wenn nichts andres mehr übrig bleibe, in offener Feldschlacht den Tod für Jesum Christum auf sich nehme. Dieses Auftreten Gottfrieds und Roberts ist natürlich bisher der Sage zugeschrieben worden, wir müssen jedoch um so entschiedener an der Überlieferung festhalten, als sogar die Einzelheiten der Fürstenberatung den Eindruck voller Glaubwürdigkeit machen. Gottfried und Robert beabsichtigten augenscheinlich einen Verzweiflungsstreich, dass man nämlich Angesichts der ungeheuren, von Osten drohenden Gefahr die Stellung vor Antiochien ganz oder so gut wie

ganz aufgebe und mit allen Kräften sich auf Kerbogha werfe. Andere Fürsten ermässigten dies durch den jenen Kämpfen vom 9. Februar entsprechenden Vorschlag, ein Teil des Heeres solle Antiochien umlagert halten, die andere Hälfte solle nach Gottfrieds und Roberts Wunsch zum Kampf mit den Mosulanern, jedoch nur zwei Meilen weit, also etwa bis zum Schlachtfeld des 9. Februar vorrücken.

Im 15. und im Anfang des 16. Kapitels erzählt der Lothringer, dass in der noch fortdauernden Beratung Boemund die bedeutendsten Fürsten bei Seite genommen und ihnen mitgeteilt habe, er besitze seit sieben Monaten ein Mittel, Antiochien in seine Hand zu bringen, weil er einen Verräter gewonnen habe, der ihm die Festung überliefern wolle. Er müsse demselben aber sehr viel Geld zahlen und verlange als Schadenersatz dafür, dass die Stadt allein seiner Herrschaft überlassen werde. Die Fürsten seien hierdurch hoch erfreut worden und hätten ihrem Genossen die gewünschte Zusicherung gemacht.

Dieser Bericht zeigt zunächst, dass der lothringische Chronist von der Geheimgeschichte, die zur Begründung der normannischen Herrschaft in Antiochien führte, sehr wenig in Erfahrung gebracht hat. Er hat nur dunkle Kunde erhalten, dass Boemund schon seit einiger Zeit (fälschlich seit sieben Monaten, eine Angabe, die übrigens nur bedeutet: seit langen Monaten) mit dem Verräter Firuz in Verbindung stand; er nennt den letzteren, der ein armenischer Renegat war, irrigerweise (übrigens gleich mehreren zeitgenössischen Quellen) einen Seldjuken, und er weiss nichts davon, dass Boemund schon einmal, jedoch vergeblich, seinen fürstlichen Genossen den oben erwähnten Antrag gemacht hatte. Aber trotz seiner lückenhaften Kenntnisse hat der Lothringer einen nicht unbrauchbaren Bericht geliefert. Der entschiedene Hinweis darauf, dass Boemund die Herrschaft in Antiochien als Schadenersatz für seine Geldausgaben beansprucht habe, ist ebenso be-

achtenswert wie die Bemerkung, dass zwischen Firuz und dem Fürsten von Tarent ein seldjukischer Renegat, der in der Taufe den Namen Boemund erhalten, als Vermittler gedient habe (vergl. über diesen Täufling Alb. Aq. III, 61).

Nachdem die Kreuzesfürsten eingewilligt hatten, Antiochien den Normannen zu überlassen, folgen bei Albert noch ein paar Sätze des Inhalts, dass nach der Meinung einiger (Aiunt etiam quidam etc.) Firuz nicht Geldgewinnes halber, sondern zur Rettung seines Sohnes, der in Boemunds Gefangenschaft geraten sei, die Freundschaft dieses Fürsten gesucht habe — eine Begründung des Verrats, die sich auch in den Liedern findet (Chans. d'Ant. VI, 5 ff.). Diese Sätze scheinen jedoch erst von Albert eingeschoben zu sein. Denn nach ihnen fährt die Erzählung mit den Worten fort: Boemundo, si caperetur, concessa est civitas, d. h. es wird zum zweitenmale gesagt, was vorher schon ausführlich mitgeteilt war, und man erhält daher den Eindruck, dass Albert, nachdem er durch sein Einschiebsel den Zusammenhang des Textes gesprengt hatte, sich nicht anders zu helfen wusste, als durch diese recht ungeschickt angebrachte Wiederholung.

Von der Mitte des 16. bis zum 27. Kapitel reicht die Geschichte der Einnahme von Antiochien. An der Spitze derselben steht die auffallende Behauptung, dass nicht etwa Boemund, sondern Gottfried und Robert von Flandern die Stadt bezwungen hätten, und Sybel (Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 343, 347, 349) verwirft deshalb den lothringischen Bericht unbedingt. Denn Boemund und zwar — soviel die Fürsten betrifft — Boemund allein habe in der Nacht vom 2. zum 3. Juni die Mauern Antiochiens überstiegen: Gottfried und Robert seien damals drunten im Lager gewesen. Hier hat sich Sybel durch die Tendenz, die er verfolgt, weit fortreissen lassen. Die Teilnahme Gottfrieds und Roberts an der nächtlichen Eroberung Antiochiens ist durch einen einwandfreien Zeugen, den provenzalischen Chronisten

Raimund (p. 251), völlig sicher gestellt. Der Fürstenrat wünschte die Einnahme Antiochiens nicht ausschliesslich den Normannen anzuvertrauen, und es darf wohl als charakteristisch bezeichnet werden, dass er dem Fürsten von Tarent gerade die Häupter der neutralen Partei, Gottfried und Robert, zugesellte. Irrig und auf den ersten Blick höchst seltsam ist nur, dass der lothringische Chronist dafür Boemund von der Expedition ausschliesst. Indessen der Lothringer hegt nicht die Absicht, Gottfried und Robert auf Kosten Boemunds zu verherrlichen; er begeht vielmehr nur einen einfachen Irrtum. Für ihn ist nämlich auch der abwesende Fürst von Tarent der eigentliche Held des Tages. Dessen Namensvetter und Schützling, der seldjukische Renegat Boemund, bringt die Kreuzfahrer in dunkler Nacht durch das Gebirge auf die Südseite Antiochiens; dessen Dolmetscher, ein sprachenkundiger Lombarde, führt am Fusse der Festungswerke die letzte Verhandlung mit Firuz und legitimiert sich bei demselben durch Boemunds Ring; eine Auswahl normannischer Kriegsleute vereinigt sich mit Lothringern und Flandrern zur Übersteigung der Mauern, und nach glücklicher Überrumpelung der Gegner wird auf den eroberten Zinnen Boemunds Banner aufgepflanzt.

Die Einzelheiten, welche Albert in solcher Weise mitteilt, sind vielleicht nicht alle richig. Von Boemunds Ring, dessen Verwendung in jenem Augenblick nicht unbedingt glaubwürdig erscheint, ist sonst nirgendwo die Rede, und das Aufhissen des normannischen Banners, welches zwar von den Gesten (p. 141), von Raimund (p. 251) und Fulcher (p. 343) ebenfalls erwähnt wird, könnte bei Albert dennoch aus der Liedertradition (Chans. d'Ant. VI, 32) stammen, d. h. wegen der etwas ungelenken Zusammenfügung der betreffenden Sätze erst nachträglich in den lothringischen Text eingefügt sein (Alb. Aq. IV, 23). Aber die Hauptsache bleibt, dass der Lothringer den Ruhm Boemunds keineswegs zu schmälern sucht. Er weiss nur

eben nicht, dass der Fürst von Tarent sich persönlich an der Einnahme Antiochiens beteiligt hat — ein Nichtwissen, dessen Keim vermutlich in dem Aufsehen erregenden Umstande zu suchen ist, dass der Rat der Kreuzesfürsten, nachdem Boemund bisher allein gehandelt hatte, schliesslich den Herzog Gottfried und den Grafen Robert zur Beihilfe bei der Überrumpelung der Stadt oder, wie der Lothringer dies nun unwillkürlich auffasste, zur Ausführung derselben erwählte. In diesem Nichtwissen liegt allerdings ein neuer Beweis, dass unser Chronist über die ganze Reihe geheimnissvoller Ereignisse, die zur Einnahme Antiochiens führten, nicht ganz ausreichend unterrichtet ist: in der Nacht der Eroberung ist er zuverlässig nicht in Gottfrieds Gefolge, sondern unten im Lager gewesen: aber alle Nachrichten, die er seiner emsig forschenden Art nach zusammengebracht hat, verlangen trotzdem genaue und zwar um so genauere Prüfung, als es auch den meisten andern Quellenschriften an bedenklichen Stellen keineswegs fehlt.

Fulcher erzählt z. B. (p. 342), der „Seldjuke" Firuz sei durch wiederholte Befehle Jesu Christi, der ihm in eigener Person erschienen, zur Auslieferung Antiochiens an die Kreuzfahrer bewogen worden. Dasselbe berichtet die Chanson d'Antioche (VI, 14), und aus der Liedertradition hat natürlich auch Fulcher seine Mitteilung entnommen. Dann folgt bei diesem Chronisten die ebenfalls in der Chanson (VI, 17) enthaltene Bemerkung, Firuz habe seinen Sohn als Geissel an Boemund übergeben. Die Gesten sprechen zwar auch von der Geisselstellung (p. 140), da sie sich aber noch enger als Fulcher an die Lieder anlehnen (der Sohn des Firuz wird dem Fürsten von Tarent in der letzten Nacht vor dem Ausmarsch der Christen überliefert), und da Radulf (cap. 63) aus dem einen Sohn des Verräters sogar ihrer zwei macht, so erscheint dieser Zug der Überlieferung mindestens etwas verdächtig. Ähnlich

steht es mit der Äusserung der Gesten (p. 141) und Radulfs (cap. 67), dass die Kreuzfahrer, nachdem sie sich glücklich auf den Festungswerken festgesetzt, einen Bruder oder (nach Gilo, ed. Duchesne, p. 909 und Robert. Monach. p. 800) sogar zwei Brüder des Firuz getötet hätten. Denn von grausamer Gesinnung des Renegaten gegen seine nächsten Angehörigen, die ihn an Durchführung seines verräterischen Unternehmens hätten hindern können, sowohl gegen seine christenfeindliche Frau, die er mit eigner Hand über die Mauern hinabgestürzt, und gegen seinen von den gleichen Gefühlen erfüllten Bruder, den er dem Schwert der Pilger preisgegeben habe, wissen die Lieder ebenso vieles wie fabelhaft klingendes zu erzählen (Chans. d'Ant. VI, 20, 30 f). Man könnte allerdings einwerfen, dass wenigstens die Gesten in diesen Punkten vollen Glauben verdienen, da ihr Verfasser in der Nacht zum 3. Juni an Boemunds Seite sich befunden zu haben scheint; derselbe ist jedoch, wie wir schon mehrfach zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, der Liedertradition keineswegs unzugänglich gewesen und ist auch sonst in dem vorliegenden Bericht nicht völlig irrtumsfrei, so dass er z. B. Firuz als Kommandanten von drei Türmen nennt, während viele andere, von einander unabhängige Quellen (Albert, Radulf, Kemaleddin u. s. w.) dem Verräter nur einen Turm geben.

Wie die Einnahme von Antiochien in der That vor sich gegangen, ist nach alledem nicht leicht zu erkennen. Neben Ungenauigkeiten und Fehlern macht sich der Einfluss der Sage in den meisten Chroniken geltend. Dennoch aber, und zwar vornehmlich auf den Detailreichtum des lothringischen Chronisten gestützt, dürfte es möglich sein, die Einzelheiten des folgenschweren Ereignisses genauer festzustellen, als bisher geschehen ist.

Die Befestigungen der Süd- oder genauer der Südostseite von Antiochien lagen sämtlich auf dem Gebirge, aber nicht in gleicher Höhe, sondern auf drei hervorragenden

Kuppen und in den zwischen ihnen befindlichen Einsattelungen. Die nordöstliche und die mittlere Anhöhe trennte ein ziemlich tiefer und von schroffen Wänden umgebener Thaleinschnitt, durch den sich, wie es scheint, jenes Wasser ergoss, welches zu den Inundationen vor der Nordfront Antiochiens benutzt wurde: zwischen der mittleren und der südwestlichen Kuppe befand sich nur eine flachere Einsattelung. Auf der nordöstlichen Anhöhe waren die Festungswerke so stark, dass sie gelegentlich als ein selbständiges Kastell bezeichnet werden; doch lag die eigentliche Citadelle auf der mittleren Kuppe, also ungefähr in der Mitte der Südfront und nicht, wie Sybel sagt, in der Südwestecke der Stadt. Von der Citadelle zog sich die gewöhnliche Befestigung, aus Mauern und Türmen bestehend, durch jene flachere Einsattelung über die südwestliche Anhöhe und dann scharf gen Norden umbiegend, d. h. die Westseite der Stadt bildend, zum Orontes hinab. Auf der ganzen Südfront soll die Stadtmauer, nach Sybel, „ohne Thor oder Ausgang" gewesen sein. Dem widersprechen aber sowohl die Aussagen der Quellen wie unsere Kenntnis von den Überresten der antiochenischen Festungswerke (vergl. vornehmlich Raimund, p. 242, 251, und Sybel, Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 322, 349 f.).

Am Abend des 2. Juni verliessen Boemund, Gottfried und Robert das Lager vor Antiochien. Ihre Mannschaft bestand, nach Albert, aus 700 trefflichen Rittern. Der Marsch ging anfangs nach Osten, als ob man auf den oft betretenen Wegen Beute suchen oder den Vortruppen Kerboghas entgegen ziehen wolle. Nachdem es Nacht geworden, schwenkte man nach Südwesten herum und umkreiste in weitem Bogen Antiochien, bis man sich in den Senkungen befand, die sich unterhalb der südwestlichen jener drei Anhöhen hinziehen. Bis hierhin hatte der seldjukische Renegat Boemund als Führer gedient. Nun schritt der Dolmetscher des Fürsten Boemund die Anhöhe hinan

und verständigte sich in griechischer Sprache mit Firuz, der in seinem dort befindlichen Turme auf das Eintreffen der Kreuzfahrer gewartet hatte. (Dieser Zug der lothringischen Überlieferung wird dadurch bestätigt, dass Firuz — nach den Gesten — griechisch redete). Ehe weitere Massregeln ergriffen werden konnten, musste man — nach Raimund — eine Patrouille, die, Fackeln tragend, auf den Mauern die Runde machte, vorüber gehen lassen. Nach Albert kam diese Patrouille erst in die Nähe, als eine beträchtliche Anzahl von Pilgern schon im Turm des Firuz war und wurde sofort niedergemacht. Welcher von diesen Mitteilungen wir zu folgen haben, ist bei dem ungefähr gleich hohen Werth der beiden Quellen nicht mehr zu entscheiden; und interessanter ist, dass unter den tapfern Franken, als endlich die feindliche Mauer erklettert werden sollte, ein Schauer vor dem unheimlichen Wagstück sich ausgebreitet zu haben scheint. Albert wenigstens, oder vielmehr der lothringische Chronist bekennt offen, dass diejenigen Männer, die allen andern voran in die Festung eindringen sollten, sich heftig gegen die ihnen zugedachte Ehre sträubten und zunächst durch feurige Worte der Fürsten (hier natürlich nur Gottfrieds und Roberts) umgestimmt werden mussten. Diese Nachricht könnte freilich verdächtig erscheinen, da die Lieder sehr viel von der Panik der Kreuzfahrer in jener Nachtstunde zu erzählen wissen, wobei sogar Boemund sich angstvoll weigert, die Mauer zu erklettern (Chans. d'Ant. VI, 22); aber die an sich ganz glaubwürdige Erzählung des Lothringers findet, abgesehen von der halben Bestätigung, die in einigen, von den Gesten überlieferten Mahnworten Boemunds liegt, eine nicht unbedeutende Unterstützung durch die Ausführungen Radulfs (cap. 66) und einiger Kopisten der Gesten (Roberts, p. 799, und Baldrichs, p. 55), die alle von der Scheu der Pilger vor dem schaurigen Wagnis reden. Dazu kommt noch, dass ohne Zweifel zwei der Kreuzesfürsten beim Beginn

des Unternehmens weit mehr in den Vordergrund der Handlung getreten sind, als es, sozusagen kommandierenden Generalen, sonst zugekommen wäre. Denn kein geringerer als Boemund eilte endlich, nachdem die rechte Stunde herangekommen war, zum Turm des Firuz empor und befestigte eine Strickleiter an das Seil, welches ihm dieser hinabliess. Dann erstieg zwar ein tapferer Rittersmann „Fulcher, Bruder des Budellus von Chartres" die Mauer (Raimund p. 251. Andere, minder glaubwürdige Berichte schreiben die kühne That diesem Fulcher und seinem Bruder zu: vergl. Sybel, Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 348); aber schon der zweite, der in die Höhe klomm, war der unerschrockene Robert von Flandern (Raimund l. c.). Dann folgten in grosser Eile, jedoch nur einer nach dem andern, etwa sechzig Ritter, welche den Turm des Firuz und die nächstliegenden Mauerstrecken und Türme besetzten. Das Gelingen des Unternehmens war hiermit schon beinahe gesichert, doch trat noch ein Unfall, der verschieden erzählt wird, für eine kurze Weile störend dazwischen. Der Lothringer berichtet nämlich, dass im Hinaufklettern, nachdem erst 25 Mann die Mauerkrone erreicht hätten, durch eine Nachwirkung jener Panik eine Stockung entstanden sei. Die Untenstehenden, die sich bald wieder ein Herz gefasst, hätten alsdann heftig hinaufgedrängt: unter ihrem Gewicht seien ein Teil der Mauer und die Strickleiter losgerissen und mit den an der letzteren hängenden in den Abgrund gestürzt: doch nachdem die Leiter wieder oben befestigt worden, hätten sich nach geringem Zeitverlust 60 Mann auf den Festungswerken gesammelt. Die Gesten erzählen von einer Stockung erst, nachdem 60 Mann die Mauer erstiegen hatten, und lassen das heftigere Nachdrängen und das Abreissen der Leiter erst hierauf folgen. Ihre Schilderung, die der Feder eines Augenzeugen entstammt, ist natürlich vorzuziehen, doch enthält auch der Bericht des Lothringers manches brauchbare und anziehende Detail.

Sobald eine grössere Schar von Kreuzfahrern in der Festung war, musste ein besserer Zugang als über die Sprossen der Leiter gesucht werden. Man fand eine kleine Pforte, westlich vom Turm des Firuz, sprengte sie, wie es scheint, durch gemeinsame Bemühung von aussen und von innen, und in hellen Haufen breiteten die Pilger sich nun auf den Festungswerken aus. Aber noch bessern Erfolg schien es zu versprechen, wenn man sich eines Thores bemächtigte, welches östlich vom Firuzturm, vermutlich am Fuss des Citadellenberges lag. Schneidige Angriffe, die man auch hier, allem Anschein nach, von aussen und von innen unternahm, scheiterten am entschlossenen Widerstande der inzwischen alarmierten Besatzung der Citadelle. Man wendete sich deshalb zu jener kleinen Pforte zurück, erweiterte deren Höhe oder Breite, indem man mit glücklich aufgefundenem Gerät eine Anzahl von Steinen aus der Mauer herausbrach, und gewann hiermit eine für den Rest der christlichen Heerschar, namentlich für die Pferde derselben zur Notdurft hinreichende Thoröffnung. Als der Tag anbrach, pflanzte Boemund sein Banner auf der eroberten Höhe auf (Raimund l. c. in meridionali colle. Sybel macht daraus einen Berg, nördlich von der Citadelle.) und sorgte neben Gottfried und Robert ohne Zweifel dafür, dass nach allen Seiten, auch gegen die Citadelle hin, die Franken immer mehr Terrain gewannen. (Vergl. die Gesten, Raimund und Albert ll. cc.).

Im christlichen Lager war man auf den Lärm, den die Streitenden mit Schreien, Rufen und Signalblasen machten, frühzeitig aufmerksam geworden. Die Truppen, unkundig dessen, was sich vorbereitete, hatten über die Ursache des wirren Geräusches hin und her gerätselt und grossenteils die schlimme Meinung gefasst, dass Kerbogha mit seinem gewaltigen Heer soeben in die Stadt einziehe (Raimund und Albert. Sybel l. c. p. 349, Anm. 2 hat Albert missverstanden). Die Anführer aber, die besser

Bescheid gewusst, hatten ihre Leute zum Angriff bereit gehalten und führten dieselben nun, als die Sonne aufging und die Sachlage jedem deutlich wurde, zum Sturm auf die bisher belagerten Mauern und Thore. Als Feldherren wirkten natürlich Graf Raimund und die übrigen, im Lager zurückgebliebenen Fürsten, nicht jedoch Boemund, den Sybel zur Leitung des letzten Angriffs ins Lager zurückeilen lässt. Denn diese erstaunliche Rückkehr Boemunds in das allein auf weitem Umweg zu erreichende Lager entnimmt Sybel nur einer nicht verdachtfreien Bemerkung Radulfs (cap. 67), in der noch dazu etwas ganz anderes steht. Die siegreichen Christen sollen darnach, vom Firuzturme in die Stadt hinabstürmend, das West- oder Sankt-Georgsthor dem Fürsten Boemund, der dann also nur eine mässige Strecke ausserhalb der Westmauern hinabgestiegen wäre, geöffnet und ebenso durch das Brückthor den Grafen Raimund eingelassen haben. Da aber nach allen andern Hauptquellen sämtliche in meridionali colle versammelten Fürsten und Ritter dort auch den Innenraum der Festungswerke betreten haben, so ist Boemund schwerlich ausserhalb der Mauern zum Georgsthor hinabgestiegen.

Vor dem Beginn des christlichen Hauptangriffs sind die Eroberer der meridionalis collis überhaupt wohl kaum zur Stadt hinabgeeilt, weil es ihnen nicht leicht möglich war, so schnell oder mit solcher Macht die Thalsohle zu erreichen, dass sie beim Kampf um die dortigen Mauern und Thore hätten entscheidend eingreifen können. Hier fochten und siegten vielmehr die aus dem Lager hervorbrechenden Scharen, und zwar scheint der Widerstand, den sie zu überwinden hatten, ein sehr schwacher gewesen zu sein, sei es, weil die Seldjuken, erschreckt durch das, was sich in ihrem Rücken, auf dem Gebirg begeben hatte, die Festungswerke mutlos verliessen, sei es, weil nun endlich die Griechen und Armenier Antiochiens sich zu erheben wagten und den andringenden Franken die Thore öffneten.

Den letzten Umstand erwähnt der hierfür sehr glaubwürdige lothringische Chronist, und seine Worte legen sogar die Vermutung nahe, dass die Erhebung dieser Leute durch einige Genossen des Firuz veranlasst oder organisiert worden ist, weil Antiochien nach Anselm von Ribemont durch drei Bürger (Recueil, p. 892: Tribus civibus eam tradentibus) und nach dem Brief des Klerus von Lucca durch vier vornehme Männer (Riant, Inventaire, p. 224: quatuor germani viri nobiles de Antiochia etc.) den Christen in die Hände gespielt wurde.

Nachdem aber die Kreuzfahrer in schnellem Anlauf nicht bloss an die feindlichen Mauern, sondern in die Stadt hineingelangt waren, wartete ihrer überhaupt kein ernstlicher Kampf mehr. Voll tiefen Entsetzens strebten die Seldjuken nur noch, in eiliger Flucht das nackte Leben zu retten. Aber von mehreren Seiten schon umringten sie die Christen und wüteten grauenvoll unter ihren, mit jedem Augenblick sich angstvoller drängenden Massen. Die beste Gelegenheit zur Flucht schienen noch die Wege zu bieten, die aufwärts zur Citadelle und seitwärts derselben, in jener steilen Schlucht zwischen dem Citadellenberge und der nordöstlichen Anhöhe Antiochiens, durch das sogenannte eiserne Thor ins Freie führten. Einem starken Haufen gelang es auch, die Citadelle zu gewinnen; eine andere Heerschar dagegen wurde in der Schlucht von den Franken ereilt, vom Wege abgedrängt und über die jähen Abhänge in die Tiefe hinabgestürzt, wo Mann und Ross zerschmetterten. Auch der Emir Baghi Sijan, der glücklich aus der Stadt entkommen war, wurde draussen von armenischen Bauern erschlagen.

Fast die ganze gewaltige Festung war hiermit erobert. Denn weder Thore, noch Mauern, noch Türme befanden sich mehr in der Hand der Feinde, nur die Citadelle hielt sich noch. An deren Südwestseite hatte der Kampf, seitdem die Christen dort mit ihrer Besatzung in der Morgen-

frühe des 3. Juni handgemein geworden waren, wohl keinen Augenblick geruht und Boemund nahm, wie es heisst, schliesslich noch alle Kraft zusammen, um in verzweifeltem Ansturm, auf den anschliessenden Festungswerken emporringend, die Citadelle zu bezwingen. Die Vermutung wird hierdurch nahe gelegt, dass der Fürst von Tarent während der ganzen Dauer der Einnahme von Antiochien stets in der Nähe der Citadelle geblieben ist, so dass höchstens etwa Gottfried und Robert an der Beendigung des Kampfes unten in der Stadt teilgenommen haben. Aber der Sturm auf die hohe Felsenburg missglückte. Nach heissem Streit und selber schwer verwundet, musste Boemund diesen beherrschenden Platz in den Händen der Feinde lassen (Gilo, l. c. p. 910, Robert p. 807).

Der Tag war gleichwohl für die Christen glänzend gewonnen. Die grosse Stadt, ohne die sie weder Nordsyrien noch Mesopotamien dauernd beherrschen konnten, war nun in ihrem Besitz, und die Mauern derselben — was fürs erste noch wichtiger war — gewährten ihnen die gedeckte Stellung, in der allein sie dem übermächtigen Angriff Kerboghas zu widerstehen vermochten. Die Wege, auf denen dies Ziel erreicht worden, liessen sich, wie wir gesehen haben, nicht bloss in vielen Einzelheiten mit Hilfe des lothringischen Chronisten deutlicher nachweisen als bisher, sondern ausserdem und vor allem ergab sich hierbei die für die Scheidung von Geschichte und Sage so hochbedeutende Beteiligung Gottfrieds und Roberts an der grossen Kampfesscene als eine nicht mehr anzuzweifelnde Thatsache.

Kampf mit Kerbogha von Mosul.

In der ersten Hälfte des vierten Buches schildert Albert, wie wir gesehen haben, die Einnahme von Antiochien. In der zweiten Hälfte desselben Buches erzählt er den Kampf mit Kerbogha von Mosul bis zur vollständigen Besiegung dieses mächtigen Emirs. Im Anfang des Buches erkannten wir hinsichtlich des gesandtschaftlichen Verkehrs mit Samarkand als Quelle Alberts die schlechtweg phantastische Liedertradition. Dann folgte der nicht ganz fehlerfreie, im Übrigen jedoch recht gute und lehrreiche Bericht der lothringischen Chronik über die Bewältigung Antiochiens. Hieran schliesst sich nun die ebenso treffliche lothringische Aufzeichnung von allen Thaten und Leiden des in Antiochien eingeschlossenen Kreuzheeres, bis endlich am Schluss des Buches, bei Gelegenheit der grossen Siegesschlacht, durch welche Kerboghas Armada vernichtet wird, Albert seine gute Vorlage wieder verlässt und abermals das Singen und Sagen des christlichen Feldlagers in breiter Ausführung wiedergiebt. Das vierte Buch gliedert sich mithin in sehr charakteristischer Weise. Die bunten Vorstellungen von der Herrschaft des grossen Sultans, in denen die Pilger sich gefielen, und die Erdichtungen, durch die sie ihren letzten reckenhaften Kampf vor den Thoren Antiochiens zu verschönern meinten, alles dieses entnimmt Albert freilich den Liedern; dazwischen aber schreibt er getreulich die lothringische Chronik ab, die sich Schritt um Schritt als eine der werthvollsten Quellen zur Geschichte des ersten Kreuzzugs bewährt.

Sybel erzählt den Kampf mit Kerbogha in sehr spannender, schriftstellerisch verdienstvoller Weise. Die Forschung, auf der seine Erzählung ruht, erweist sich leider jedoch als sehr unzureichend. Von kleineren irrigen Behauptungen abgesehen, verlegt er Angriff und Abwehr grossenteils in Gegenden, in denen nie geschlagen worden

ist, und behandelt die Schlacht, die den Krieg mit den Mosulanern beendigte, in seltsam verkünstelter Weise. Ich möchte mir deshalb im vorliegenden Abschnitt die unangenehme Aufgabe ersparen, Sybel im Einzelnen zu widerlegen. Dem sachkundigen Leser werden die unten folgenden Ausführungen auch ohne besondere Nachweise genügen, um über die Punkte, in denen Sybels Darstellung zu verbessern ist, Gewissheit zu erlangeu. Nur muss ich hierbei noch darauf aufmerksam machen, dass unsere Kenntnisse vom Krieg der Franken mit Kerbogha immer lückenhaft bleiben werden. Die Todesnot, welche die Christen wochenlang bedrängte, wirkte betäubend auf Kopf und Herz der Berichterstatter. Der Kultus der Visionen (vornehmlich bei Raimund) und die willige Hingabe an die Liedertradition (am ausgeprägtesten in den Gesten) lenkten ihre Sinne von nüchterner und genauer Auffassung der Ereignisse ab. Klarer aber als bisher lässt sich die Geschichte dieses unvergleichlichen Kampfes dennoch entwickeln, und mit Hilfe der lothringischen Chronik hoffe ich die Forschung immerhin um ein erhebliches Stück zu fördern.

Nachdem die Kreuzfahrer Antiochien erobert hatten, schwelgte das siegreiche Heer in Raub, Plünderung und festlichen Gelagen. An verständigen Männern aber, die mit ernstem Wort auf die aus nächster Nähe droheuden Gefahren hinwiesen, fehlte es gleichwohl nicht. Kerboghas Armada war fast stündlich zu erwarten. Vor deren Eintreffen mussten, wenn noch möglich, Antiochien verproviantiert und die Citadelle genommen werden. Noch am 3. Juni gingen deshalb viele Pilger nach Sankt-Simeonshafen und schafften von dort so reichliche Lebensmittel, als sie vermochten, in die Stadt (Alb. Aq. IV, 27); und am 4. Juni wurde ein Angriff auf die Citadelle vorbereitet, jedoch nicht mehr ausgeführt. Denn gleichzeitig bemerkte man von den höher gelegenen Teilen der Festungswerke, wie das obere Orontesthal sich mit den dichten Massen des

Seldjukenheeres füllte (Fulcher, p. 345). Die Vorhut desselben rückte sogar schon an demselben Tage gegen Antiochien vor, legte sich übrigens, ehe sie von den Christen wahrgenommen wurde, in einem Thaleinschnitt der die Flussebene begrenzenden Berge in Hinterhalt und schickte nur eine kleine Schar flinker Reiter bis fast an die Stadt heran (Alb. Aq. IV, 27: sequenti die quae est sexta feria, d. h. am Freitag den 4. Juni, nachdem Antiochien am Donnerstag früh genommen war. Gesta, p. 143: tertia vero die postquam intravimus, eorum praecursores ante civitatem praecurrerunt, das ist derselbe Freitag, indem die Gesten die Einnahme Antiochiens wohl schon von Mittwoch Abend an rechnen). Ergrimmt über die Dreistigkeit der Feinde verliess hierauf Roger von Barneville, ein sehr tapferer und angesehener Rittersmann, Antiochien und warf sich, nur von wenigen Genossen unterstützt, auf jene kleine Schar. Diese floh in vollem Rosseslauf bis zu der Stelle, wo die Vorhut im Hinterhalt lag. Roger von Barneville, der unbesonnen hinterdrein gestürmt war, sah sich plötzlich von ungeheurer Übermacht bedroht. Vergebens wendete er sein Pferd, um schleunigst zu den rettenden Stadtmauern zurückzukehren. Die besser berittenen Feinde erreichten ihn bald und töteten ihn angesichts der auf Antiochiens Festungswerken stehenden und über so traurigen Beginn des neuen Krieges tief bestürzten Christen. Sein Ende wird von vielen Chroniken und von den Liedern erzählt, den besten Bericht bietet Albert (IV, 27, 28), und als den Ort seines Todes bezeichnet Wilhelm von Tyrus (VI, 4) die Gegend vor dem Paulsthor.

Am 5. Juni rückte die Hauptmacht Kerboghas zum Kampf heran, jedoch in eigentümlicher Weise, zu deren Verständnis ein kurzer Rückblick erforderlich ist. Die Seldjuken hatten in den ersten Tagen des Monats, von Osten nach Westen marschierend, Nordsyrien bis zu der weiten Niederung zwischen dem See von Antiochien und

der, ein paar Stunden oberhalb Antiochiens über den Orontes führenden Eisenbrücke durchmessen. Hier hatten sie, wie es scheint, am 4. Juni und ehe jene Vorhut weiter vorgegangen war, die von fränkischer Mannschaft besetzte Eisenbrücke erstürmt und daranf ihr Lager in der Niederung zwischen See und Fluss, oder „zwischen zwei Flüssen," d. h. zwischen dem den See von Antiochien durchströmenden Ifrin und dem Orontes aufgeschlagen. Denn da sie meinten, dass die Kreuzfahrer ihnen wie den früheren Entsatzheeren entgegenziehen würden, so wagten sie nicht, mit Tross und Bagage sogleich bis vor die Stadt zu rücken, und näherten sich derselben am 5. Juni deshalb nur mit ihrer Kriegsmannschaft und in voller Schlachtordnung. (Raimund, p. 252: Turcorum dominus, in principio adventus sui, sperans bellum illico futurum, longe a civitate, quasi per duo milliaria, tentoria sua fixit atque ordinibus factis usque ad pontem civitatis pervenit. — Albert, IV, 29: fideles Christi obsedit longe a muris residens. — Gesta, p. 143: castra metati sunt inter duo flumina (wobei nur zu beachten ist, dass die Gesten in nngeschickter Fügung der Sätze das Lagern zwischen zwei Flüssen erst nach dem Weitermarsch von der Eisenbrücke erwähnen). — Baldric. p. 61: inter flumen et lacum. — Will. Tyr. VI, 3: inter lacum et fluvium).

Die grosse Zahl des Seldjukenheeres erlaubte demselben, auf beiden Ufern des Orontes gegen Antiochien vorzudringen. Nach der eben erwähnten Stelle Raimunds könnte man nun meinen, dass Kerbogha mit dem Hauptheer auf dem Nordufer bis zu der „städtischen" Brücke gezogen sei. Da jedoch die folgenden Ereignisse sich hiermit nicht vereinigen lassen und da Raimund seine Aufmerksamkeit zunächst auf diejenigen Kämpfe richtete, die vor dem Brückthor Antiochiens stattfanden, so braucht man unter seinen Worten nur zu verstehen, dass überhaupt seldjukische Kriegsmacht, also irgend ein Teil des feind-

lichen Heeres bis zur Brücke marschierte. Das Gros des Heeres ging ohne Zweifel auf dem Südufer des Orontes vor, d. h. auf derselben Strasse, welche die Kreuzfahrer im Oktober 1097 benutzt hatten und welche die natürliche Hauptangriffslinie auf Antiochien bildete. Zu der grossen Feldschlacht, die Kerbogha erwartet hatte, kam es aber nicht, weil die Franken die schützenden Mauern der Festung jetzt noch nicht verlassen mochten. Andrerseits fühlten sich auch die Seldjuken zu einem Sturm auf Türme und Mauern nicht vorbereitet, und so vergingen der 5. und der 6. Juni, ohne dass die Waffen irgendwo gekreuzt wurden (Gesta, p. 143: steterunt (Turci) ibi per duos dies). Endlich am 7. Juni (Gesta, p. 145: tertia vero die; ebenso Alb. IV, 29 und Raim. p. 252) entschloss sich Kerbogha zu einem allseitigen Angriff, der von Norden, Süden und wohl auch von Osten über die Stadt hereinbrechen sollte und den wir zunächst dort, wo der Emir selber befehligte, verfolgen wollen.

Das seldjukische Hauptheer, welches bisher nur vor der Ostfront Antiochiens gestanden hatte, dehnte nämlich an dem genannten Tage seinen linken Flügel durch das Gebirge in weit umfassendem Bogen um die ganze Südseite der Stadt aus. Der lothringische Chronist stellt dies so dar, dass Kerbogha, um sich Antiochien mehr zu nähern, sein (bis dahin bei der Eisenbrücke befindliches) Lager abbrach und mit seiner ganzen Macht in das Gebirge zog. Einem Teil seines Heeres habe er dabei den Auftrag gegeben, das Paulsthor und die von dort bergan steigenden Mauern der Ostfront zu umlagern; er selber aber sei vor die Südfront gerückt, weil er den Verteidigern der Citadelle Trost bringen und ausserdem den Ort sehen wollte, an welchem die Christen vor einigen Tagen die Stadt überrumpelt hatten. Der Hauptzweck des Emirs war hierbei natürlich, von der Citadelle nach Antiochien hinunter zu stürmen und den Kreuzfahrern durch diesen Stoss auf den

verwundbarsten Punkt ihrer Stellung einen tötlichen Schlag zu versetzen. — In der Citadelle sollen sich damals nach Alb. Aq. l. c. zwei Söhne Baghi Sijans, Sansadon und Buldagis, aufgehalten haben. Dass Baghi Sijan mehr als einen Sohu besessen, ist auch sonst bezeugt, aber sämtliche glaubwürdige Berichte fränkischer Augenzeugen sprechen trotzdem nur von Sansadon (richtiger Schams Eddewlet). Einen Bruder desselben (übrigens nicht Buldagis, sondern Muhammed geheissen) nennt unter den lateinischen Chronisten des Zeitalters allein Albert IV, 2, 5 und l. c. Da nun die ersten beiden dieser drei Stellen, wie wir gesehen haben, ausschliesslich der Liedertradition und der Feder Alberts angehören, so dürfen wir vermuten, dass Albert in der dritten Stelle wenigstens den Namen Buldagis, vielleicht auch den Sansadons in die lothringische Chronik eingefügt hat.

Als Kerbogha sich zum Angriff anschickte, war für die Christen die Stunde gekommen, in der sie einen Gegenstoss versuchen mussten, und zwar lag ihnen hier nichts näher als ein Ausfall aus dem Paulsthor, der bei glücklichem Erfolg die verlockendste Aussicht, nämlich die auf Besetzung der Hauptrückzugslinie des Gegners eröffnete. Beim Paulsthor kommandierte, nachdem die Kreuzesfürsten ohne Zweifel die Hauptstellungen innerhalb der Stadt ebenso wie dereinst vor den Mauern unter einander verteilt hatten, Herzog Gottfried. Wie weit dessen Gebiet sich erstreckte, ist freilich nicht klar zu erkennen. Raimund nennt als dazu gehörig eine septentrionalis collis (p. 256), unter der man die nordöstlichste der drei in die antiochenische Stadtbefestigung hineingezogenen Anhöhen verstehen könnte; und Albert spricht l. c. (am Schluss des 29. Kapitels) von dem Thore, vor dem einst Boemund gelagert hatte, so dass also die Lothringer die ganze Ostfront, in der Ebene wie im Gebirg, besetzt hätten. Aber Alberts Äusserung ist von den Handschriften in so

verschiedenen Fassungen überliefert, dass er auch das Paulsthor und jenes vor demselben gelegene Boemundskastell gemeint haben kann. Die septentrionalis collis liesse sich ebenfalls auf das letztere beziehen, und da überdies der „ortskundige“ Wilhelm von Tyrus Gottfried'sche Truppen in dieses Kastell legt (VI, 3, 5), so ist die Möglichkeit nicht abzuweisen, dass die Lothringer nicht bloss die Stadtmauern der Ostfront, sondern auch die draussen gelegene Verschanzung zu decken hatten. Wie dem aber auch sei, Gottfried machte jedenfalls, nachdem Kerbogha mit dem Kern seines Heeres südwärts abgezogen war, einen energischen Ausfall auf die ihm gegenüber zurückgebliebenen Feinde. Es kam zu heissem Kampfe, in welchem die Lothringer (nach Raimund) anfangs Vorteile errungen, darnach jedoch durch allzu frühes Zusammenraffen von Beute sich eine Blösse gegeben haben sollen. Feststehende Thatsache ist, dass sie empfindlich geschlagen und zu hastiger Flucht gezwungen wurden. Im Paulsthor erlitten die in wirrer Masse Zurückweichenden besonders schweren Verlust und konnten sogar nicht verhindern, dass die ihnen auf den Fersen folgenden Seldjuken hier in die Stadt selber eindrangen. Beide Parteien standen sich dort eine Zeit lang auf Steinwurfsweite gegenüber, und erst am andern Tage glückte es den Lothringern mit Aufbietung aller Kräfte, die Feinde wieder durch das Thor hinauszudrängen.

Den besten Bericht von diesen Kämpfen liefert der lothringische Chronist, der, charakteristisch genug, Gottfrieds Niederlage unbefangen eingesteht. Raimund p. 253 und die Gesten p. 145 erwähnen den Unfall mit kurzen Worten, ohne zu sagen, welche christliche Heeresabteilung von ihm betroffen wurde. Dass die Seldjuken in die Stadt eingedrungen und am andern Tage wieder hinausgeworfen sind, erzählt nur Anselm von Ribemont, p. 892. Wir dürfen demselben hierin trauen, doch ist dabei zu beachten,

dass dieser sonst vortreffliche Gewährsmann die Ereignisse der ersten Juniwochen 1098 chronologisch falsch ansetzt und arg durcheinander wirrt. Denn er lässt Antiochien am 5. Juni in die Hände der Christen fallen. Am 6. Juni beginnt sodann Kerbogha die Belagerung der Stadt. Am 7. wird Roger von Barneville erschlagen. Am 8. machen die Seldjuken einen Angriff auf dem Nordufer des Orontes. Darnach erst folgen sowohl der Marsch Kerboghas auf die Südseite Antiochiens wie die Niederlage Gottfrieds. Dies alles lässt sich den übrigen Quellen gegenüber nicht aufrecht halten.

Kerbogha von Mosul wurde durch den Sieg, den die Seldjuken am 7. Juni vor dem Paulsthor errungen hatten, natürlich angefeuert, den beabsichtigten grossen Angriff auf die Kreuzfahrer ohne Zögern ins Werk zu setzen. Vermutlich noch an demselben Tage liess der Emir so viele Truppen, als nur möglich, in die Citadelle einrücken und von dort auf die Franken vorbrechen. Der Hauptweg von der Seldjukenburg zur Stadt führte zuerst westwärts in jene Einsattelung vor der meridionalis collis und dann in mehr oder minder nördlicher Richtung in die Stadt hinab. Den Kreuzfahrern war die strategische Bedeutung desselben nicht verborgen geblieben. Sie hatten deshalb den Beschluss gefasst, auf der meridionalis collis, um den Feinden die Benutzung dieses Weges zu verwehren, eine starke Verschanzung anzulegen, und waren hiermit, wie es scheint, schon vor dem Beginn des seldjukischen Angriffs zustande gekommen. Als die Feinde von der Citadelle herabstürmten, traten ihnen die Franken, ebenfalls aus ihren Befestigungen hervorbrechend, vornehmlich in der Einsattelung entgegen, die zur Entwickelung ziemlich bedeutender Streitkräfte Raum bot. Ein furchtbarer Kampf begann. Überzahl und Kampfesfrische der Seldjuken rangen mit dem Mut und Gottvertrauen der Pilger. Als die Nacht hereinbrach, durfte kein Teil sich den Sieg zuschreiben. Aber die

Christen waren tötlich erschöpft, und Verzweiflung an der Zukunft begann wenigstens die schwächeren Charaktere zu ergreifen. (Raim. p. 253. Will. Tyr. VI, 1, 5. Nur der letztere Autor setzt die Verschanzung auf der meridionalis collis so früh, wie angegeben; doch erscheint dies sehr glaublich).

In den nächsten Tagen verschlimmerte sich die Lage sehr erheblich. Denn sei es, dass die Franken jenen Hauptweg nicht dauernd zu sperren vermochten, sei es, dass die Seldjuken andere Pfade benutzten, oder auf der ganzen Breite der zwar sehr steilen, jedoch nicht ungangbaren Abhänge des Citadellenbergs zur Stadt hinabdrangen, zweifellos ist jedenfalls, dass die Feinde bis zur Thalsohle gelangten und in die nächsten Strassen Antiochiens einbrachen (Alb. IV, 30. Will. Tyr. VI, 4. Gesta p. 148: intra urbem bellabant). Daraus ergab sich die bittere Gewissheit, dass die Befestigung auf der meridionalis collis zur Abwehr dieser Gegner nicht hinreiche, und dem sicheren Verderben, wenn nicht neue Verteidigungsmittel gefunden würden, kaum mehr auszuweichen sei. Schnell entschlossen machten hierauf die Pilger sich ans Werk, die gefährdetsten Teile der eigentlichen Südfront Antiochiens, dicht oberhalb derselben, am Fusse der Anhöhen, durch Wall und Graben, Mauern und Wurfmaschinen zu sichern. Bei Nacht begonnen und am Tage unter wütenden Anfällen der Seldjuken fortgesetzt, glückte das grosse Unternehmen, so dass hier wenigstens der schlimmsten Not abgeholfen wurde (Rad. cap. 74). Aber Kerbogha, der den Sieg schon beinahe in Händen gehabt, hoffte noch immer, den ganzen Krieg an dieser Stelle zur Entscheidung bringen zu können. Mit verdoppelter Wucht warf er sich auf das kaum vollendete Schanzwerk, welches gerade nur von mässigen Streitkräften, von Boemund und den Seinen, besetzt war. Schon drohten diese zu erliegen, da kamen Gottfried, Robert von Flandern, Robert von der Normandie und andere

Fürsten zu Hilfe und zwangen den Emir, von dem aussichtslos gewordenen Kampfe abzulassen (Alb. Aq. IV, 31).

Die Zeitbestimmung dieser Ereignisse ist schwierig. Der Bericht der Gesten ist, obwohl er manches brauchbare Detail bietet, vom Beginn bis zum Ende des Krieges mit Kerbogha ziemlich ungeordnet und, wie wir noch näher sehen werden, von unglaubwürdigen Mitteilungen durchsetzt. Für den ersten Kampftag unterhalb der Citadelle giebt er einen zu späten Termin (quinta feria, Donnerstag den 10. Juni, p. 146), der freilich dadurch beglaubigt erscheinen könnte, dass Tudebod eine einwandfreie Kampfszene, die am Freitag den 11. Juni (sexta feria, p. 67) stattgefunden haben soll, unmittelbar an ihn anreiht. Indessen wenn auch an dieser Kampfszene und ihrer Datierung nichts auszusetzen ist, so braucht die Anreihung deshalb noch nicht richtig zu sein. — Nach der zu späten Ansetzung des ersten Kampftages erwähnt der Verfasser der Gesten sodann zweimal (p. 146 und 148) die Errichtung von Befestigungen, worin wohl nur eine dunkle Erinnerung an den Mauern- und Schanzenbau auf der meridionalis collis wie am Fuss der Anhöhen zu sehen ist. Raimund (p. 259) spricht nur von einer Befestigung und setzt dieselbe, ganz verkehrt, fast an den Schluss des Krieges mit Kerbogha. Hiernach können wir uns nur daran halten, dass in der Nacht vom 13. zum 14. Juni, d. h. in der Nacht vor der Auffindung der „heiligen Lanze“ (wovon sogleich unten) ein Meteor erschien, und dass nach diesem Datum wenigstens die Hauptbegebenheiten während des furchtbaren Ringens zwischen Citadelle und Stadt sich chronologisch feststellen lassen. Über das Meteor vergl. Gesta p. 148 und Raim. p. 257).

Am 7. Juni fand vermutlich, wie wir gesehen haben, jener heisse Kampf oben in der Einsattelung statt. Am 8. Juni mag unten am Eingang in die Stadt gefochten und am 9. und 10. Juni das dortige Schanzwerk errichtet worden

sein. Am 11. Juni folgte der letzte grosse Anfall Kerboghas in dieser Gegend, der von der gesammelten Kraft der Kreuzesfürsten zurückgewiesen wurde. Durch seine Niederlage belehrt, dass die Pilger nicht so schnell zu überwinden seien, beschloss hierauf der Emir, zwar noch die Citadelle besetzt zu halten und die Kreuzfahrer von diesem Punkte aus fortdauernd durch kleinere Angriffe zu beunruhigen, der Hauptmasse seines Heeres jedoch andere Aufgaben zu stellen. Er zog dieselbe nämlich in die Thäler oder Senkungen südwärts der Citadelle zurück, verweilte dort noch zwei Tage (12. und 13. Juni) und begann am 14. Juni Antiochien in weitem Kreise zu umlagern, wobei er die Mehrzahl seiner Truppen über den Orontes führte und sein Hauptquartier mitten in der schönen Ebene auf dem Nordufer des Flusses aufschlug. Alles dieses geht daraus hervor, dass Kerbogha nach dem Kampf des 11. Juni sein Heer teilte (Gesta p. 148: pars Turcorum remansit in castello, alia vero pars hospitata erat prope castellum etc.), darnach noch zwei Tage „in montanis“ blieb (Alb. Aq. IV, 31. Will. Tyr. VI, 4 nennt vier Tage, meint aber hiermit den ganzen, in Wahrheit sechs bis sieben Tage dauernden Aufenthalt Kerboghas im Gebirge) und am Morgen nach der Erscheinung des Meteors, d. h. am 14. Juni zum Orontes hinunter marschierte, wovon die Gesten l. c. sagen, die Seldjuken seien aus Schrecken über das Meteor aus den Bergen entflohen.

Der erste Akt der Belagerung schloss hiermit. Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir die Ereignisse ins Auge fassen, die seit dem 7. Juni vor dem Brückthor Antiochiens eingetreten waren. Jene Abteilung des Seldjukenheeres, die schon am 5. Juni auf dem Nordufer des Orontes herabmarschiert war, wünschte natürlich zunächst, sich des sogenannten Provenzalenkastells zu bemächtigen. Dasselbe hatte nach der Einnahme Antiochiens durch die Kreuzfahrer ein paar Tage lang leer gestanden, weil die ganze

Besatzung mit in die Stadt hineingestürmt war. Beim Herannahen der Feinde war jedoch Graf Robert von Flandern mit tüchtiger Mannschaft über die Brücke hinausgeeilt und hatte das Schanzwerk noch rechtzeitig wieder in Besitz genommen. Hier wurde er nun am 7. Juni, an demselben Tage, an welchem Kerbogha den Kampf auf der Südseite Antiochiens eröffnete, von überlegenen Seldjukenmassen angegriffen. Heldenmütig und erfolgreich wehrte er sich den ganzen Tag lang, so dass die Feinde für diesmal erschöpft von ihm abliessen. In der Nacht erwog er aber, dass sein Posten sehr ausgesetzt und gegen die sich stets mehrenden Scharen der Seldjuken auf die Dauer nicht zu halten war, zündete deshalb alle brennbaren Teile der Befestigung an, zerstörte Wall und Graben und zog sich in die Stadt zurück. So fanden die Feinde, die am 8. Juni mit grossen Verstärkungen abermals herbeikamen, hier nichts mehr zu thun, und begnügten sich, einstweilen das Nordufer des Orontes besetzt zu halten. (Raim. p. 252. Alb. Aq. IV, 33, 34. — Albert, oder vielmehr der lothringische Chronist setzt den Kampf um das Brückenkastell zu spät, indem er ihn, seiner Kompositionsweise gemäss, erst nach der ganzen, ihn zunächst interessierenden Reihe von Gefechten um die Ost- und Südfront Antiochiens erwähnt. Im Übrigen ist an seinem Bericht nichts auszusetzen, da seine Flandrer sehr wohl mit Raimunds „nostri" identisch sein können).

Die Christen befanden sich nach alledem in sehr schlimmem Gedränge. Auf der einen Seite hatten sie das Provenzalenkastell eingebüsst, auf der andern Seite war ihnen die Herrschaft über einen grossen Teil der von den antiochenischen Festungsmauern umschlossenen Bergabhänge verloren gegangen, und nur mit äusserster Mühe hatten sie dauernde Festsetzung der Feinde in den Strassen und Häusern der eigentlichen Stadt verhindert. Wie es dahin gekommen, ergab sich uns, obwohl ja noch manche Zweifel

übrig bleiben, doch mit leidlicher Sicherheit aus methodischer Benutzung der lothringischen Chronik und, was überdies noch zu beachten ist, aus der Verwertung einiger Bemerkungen Wilhelms von Tyrus, dessen „Ortskunde" seinen Worten in diesem wie schon in einem früheren Falle den Charakter beglaubigter Überlieferung giebt.

Nachdem aber die Christen soweit in die Enge getrieben waren, beschloss Kerbogha, wie schon erwähnt, seinen Angriffsplan zu ändern. Es erschien ihm am geeignetsten, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln und die Heldenkraft der Eingeschlossenen, die mit Schwert und Lanze nicht sogleich zu überwinden war, allmählich durch Hunger zu bändigen. Am 14. Juni verliess er deshalb mit dem Gros des Heeres das Gebirge, überschritt den Orontes und schlug sein Hauptquartier nördlich von Antiochien, in ziemlich beträchtlicher Entfernung von der Stadt auf. Der Weg, den er hierbei zurücklegte, führte ihn, wie es scheint, auf den alten Pfaden östlich um Antiochien herum. Denn wenn auch Wilhelm von Tyrus den Marsch per vadum inferius gehen lässt (VI, 4), so nötigt der Zusammenhang seiner Worte doch nicht dazu, hierunter eine Furt unterhalb, d. h. im Westen der Stadt zu verstehen, und die Gesten l. c. sagen ausdrücklich, die Seldjuken seien sämtlich aus dem Gebirge ante domni Boamundi portam, d. h. ohne Zweifel vor das Paulsthor, welches Boemund dereinst belagert hatte, „geflohen". Am nächsten Tage, den 15. Juni, verteilte Kerbogha seine Truppen dergestalt, dass, obwohl er die Hauptmasse in seiner Nähe behielt, dennoch viele kleine Abteilungen die grosse Stadt von allen Seiten umgaben und die Verbindung derselben mit der Aussenwelt soweit nur möglich abschnitten. Von diesem Augenblick war in der That der Hunger, der sehr bald grässliche Qualen hervorrief, der stärkste Gegner der Christen. Doch ruhte auch der Kampf nicht ganz; vielmehr versuchten die Seldjuken an jeder geeigneten Stelle, vornehmlich von

der Citadelle aus, die Pilger durch Neckereien zu ermüden und die letzteren wagten sich noch ein paarmale in kecken Ausfällen aufs freie Feld hinaus. So brach eines Tages Tankred an der Spitze einiger auserlesenen Genossen unvermutet aus dem Paulsthor hervor, verjagte nnd erschlug die Feinde, die sich hier den Mauern allzudreist genähert hatten (Alb. Aq. IV, 32). Ein andermal erkühnten sich einige tapfere Ritter sogar, den Orontes zu überschreiten, freilich nur, um sich vor einer grösseren Schar besser berittener Seldjuken sogleich wieder zurückzuziehen: einer von ihnen, der ganz allein den Kampf durchzuführen versuchte, wäre beinahe das Opfer seiner Verwegenheit geworden; denn als auch er sich zur Flucht genötigt sah, brach sein Pferd unter ihm zusammen und nur mit äusserster Not entging er dem drohenden Tode. Seine Rettung erschien den von den Mauern Antiochiens zuschauenden Christen wie ein Wunder (Alb. Aq. IV, 42).

Aber der Heldensinn, den einzelne fortdauernd bewährten, blieb nicht mehr ein Gemeingut des allzuschwer geprüften Heeres. Ermüdung und Hunger machten ihr Recht von Tag zu Tag unerbittlicher geltend; der Wachtdienst wurde vernachlässigt, und so gelang es plötzlich einer kleinen Feindesschar, einen von Verteidigern völlig entblössten Turm zu ersteigen und zu besetzen. Da dieser Turm zu den unfern von dem Boemundskastell befindlichen Festungswerken gehörte, so hatten ohne Zweifel die Lothringer, die hier postiert waren, eine schwere Pflichtverletzung begangen. Doch machten sie den Fehler wieder gut, indem auf den ersten Schreckensruf über das Eindringen der Seldjuken drei ihrer Edlen, an deren Spitze Heinrich von Ascha, zu dem Turm emporstürmten und ihn auch, bald von zahlreichen Genossen unterstützt, in grimmem Kampfe, in dem zwei jener Edlen erlagen, glücklich wieder eroberten (Alb. Aq. IV, 35. Raim p. 258). Die vorausgegangene Pflichtverletzung zog ihnen gleichwohl üble Nachrede zu,

wobei noch die Niederlage, die Herzog Gottfried am 7. Juni vor dem Paulsthore erlitten hatte, mitgewirkt haben mag. Denn sobald die Lothringer, diese sonst so schwertgewaltigen und gefürchteten Deutschen, sich schwach oder nachlässig zeigten, wurden sie nach Radulfs Bericht (cap. 78) als Caco-Alemanni in den Strassen Antiochiens verspottet — ein sehr beachtenswerter Spottruf, da er wohl das erste Zeichen der feindseligen Stimmung ist, unter der die Deutschen während der Kreuzzüge wegen ihrer Tugenden wie ihrer Fehler, d. h. sowohl wegen ihrer berserkerhaften Tapferkeit wie wegen ihres stolzen Auftretens so oft zu leiden gehabt haben.

Ein ähnliches Ereignis soll sich zu derselben Zeit oder auch etwas früher an einer andern Stelle der antiochenischen Festungswerke zugetragen haben. Nach den Gesten (p. 147) sollen nämlich in einem Turm in der Nähe der Citadelle eines Tages nur drei Verteidiger, unter ihnen Hugo Forcenez, Dienstmann des Grafen Gottfried von Monte Scabioso, gewesen und hier von einem stürmischen Angriff der Seldjuken überrascht worden sein. Zwei von ihnen hätten den Turm verlassen, seien dann aber erschlagen worden; Hugo dagegen habe sich den ganzen Tag lang im Turm kühn und erfolgreich verteidigt, bis die Feinde von ihm abliessen, oder auch ihn schliesslich umbrachten. (Es ist nicht deutlich, ob die Worte der Gesten — Illi vero acceperunt capitalem sententiam — sich auf Hugo und dessen Genossen oder nur auf die letzteren beziehen).

Hinsichtlich dieses Ereignisses erhebt sich der Verdacht, dass es im Grunde dasselbe sei, von dem Albert erzählt, und dass deshalb einer der beiden Berichte verworfen werden müsse. Alberts Bericht ist nun zweifellos der bessere, teils wegen seines vollkommen glaubwürdig erscheinenden Detailreichtums, teils auch weil Radulfs und besonders Raimunds Worte ihm näher stehen als der Erzählung der Gesten. Aber auch die letztere könnte insofern auf Wahr-

heit beruhen, als die beiden, einander durchaus nicht gleichen, vielmehr nur ähnlichen Ereignisse wirklich geschehen sein mögen und überdies der tapfere Kampf Hugo Forcenez' gewiss nicht ausschliesslich auf Erfindung beruht. Der Verdacht, der trotzdem an der Erzählung der Gesten hängen bleibt, wird jedoch noch dadurch gesteigert, dass die Lieder den Kampf um einen Turm, genau an jene sich anschliessend, schildern (Chans. d'Ant. VII, 21): der einzige wesentliche Unterschied ist hier, dass Hugo Forcenez nicht genannt und der Tod auch des dritten namenlosen Verteidigers des Turmes ganz bestimmt behauptet wird. Es dürfte sich deshalb empfehlen, als historisch beglaubigt nur anzunehmen, dass Hugo Forcenez irgend wann einmal durch Tapferkeit sich ausgezeichnet habe, im übrigen aber den Bericht der Gesten als nicht genügend verbürgt bei Seite zu lassen.

Die Verwandtschaft, die an dieser Stelle zwischen den Gesten und der Liedertradition abermals hervortritt, führt uns ausserdem sogleich einen ziemlich bedeutenden Schritt weiter. Raimund erzählt nämlich (p. 258), dass jene Nachlässigkeit der Lothringer in der Bewachung der Festungswerke den Beschluss hervorgerufen habe, einen Oberfeldherrn und zwar den Fürsten Boemund bis zur Beendigung des Krieges mit Kerbogha an die Spitze des ganzen Heeres zu stellen. Weshalb Boemund so hoch geehrt wurde, ob wegen seiner Tüchtigkeit, oder weil er gleichsam schon Herr von Antiochien war, ist nicht klar ersichtlich; an der Thatsache selber haben wir jedenfalls nicht zu zweifeln. Aber die erste oder eine der ersten Massregeln des neuen Oberhaupts der Pilger soll nun gewesen sein, dass er, um viele Kreuzfahrer, die sich matt und feig im Innern Antiochiens verbargen, wieder zum Kampf auf die Mauern zu bringen, die halbe Stadt in Brand stecken liess. So ungeheures wäre dem verwegenen Normannen allenfalls zuzutrauen, indessen muss dergleichen, sollen wir daran glauben, doch auf einer völlig verdachtsfreien Überlieferung ruhen.

Hier ist nun schon recht bedenklich, dass Raimund, der einzige, der die Übertragung des Oberbefehls an Boemund meldet, weder von dem Brande noch gar von der Brandstiftung spricht, obwohl ein grosses Schadenfeuer, welches ohne Zweifel einmal aufgeflammt ist, besonders die provenzalischen Quartiere im Nordwesten der Stadt (beim Brückthor und dem Palast Baghi-Sijans) getroffen zu haben scheint. Der eine der normannischen Chronisten, Radulf, erwähnt sodann zwar die Brandstiftung, macht für sie aber nicht Boemund, sondern Graf Robert von Flandern verantwortlich (cap. 75 ff.). Nur die Gesten (p. 148) schreiben die Massregel dem Fürsten von Tarent zu, ihre Erzählung stimmt jedoch fast wörtlich mit den Liedern überein (Chans. d'Ant. l. c.) — wie Boemund bei einem alten Palast Feuer anlegt, wie der Wind in die Flammen bläst, die Stadt von der dritten Stunde bis Mitternacht brennt, zweitausend Häuser und Kirchen in Asche sinken und grosse Trauer über solche Zerstörung, vornehmlich der Kirchen entsteht — so dass der ganze phantastische Bericht wohl sicherlich aus der beglaubigten Geschichte zu streichen ist.

Eine genaue Zeitbestimmung für die letzterzählten Ereignisse kann nicht gegeben werden. Es lässt sich nur sagen, dass jene kleinen Ausfälle der Christen samt der schliesslich missglückten Überrumpelung eines Festungsturmes durch die Seldjuken und der Übertragung des Oberbefehls an Boemund in die zweite Hälfte der Belagerung und mithin auch in die zweite Hälfte des Monats Juni gehören. Die Gefechte, welche Belagerer und Belagerte einander lieferten, sind hiermit sämtlich behandelt, und es bleibt uns nur noch übrig, auf eine andere Reihe von Begebenheiten, von denen ausserdem noch und zwar seit dem Beginn des Krieges mit Kerbogha das Geschick des Kreuzheeres bestimmt wurde, den Blick zu richten. Der lothringische Chronist beschäftigt sich mit diesen Begebenheiten ebenfalls erst nach der Schilderung fast aller Gefechte: er

begeht dabei, seiner bekannten Art nach, nur den Fehler, die ersteren, obwohl sie mit den letzteren grossenteils gleichzeitig sind, mit einem post haec an diese anzuknüpfen (Alb. Aq. IV, 36).

Der unerhörten Not, welche schon seit dem 7. Juni auf den Pilgern lastete, widerstand nur ein bescheidener Teil der Hohen wie der Niedern in festem Gleichmut. Auf der einen Seite gab es eine beträchtliche Zahl von Kleinmütigen und Feiglingen, auf der anderen eine wohl noch grössere Schar begeisterungsvoller Fanatiker. Die ersteren haben das Kreuzheer bis hart an den Rand gänzlicher Niederlage gebracht, die andern haben zur Rettung, zu schliesslicher Besiegung Kerboghas sehr viel beigetragen. Fassen wir zunächst das Treiben der Kleinmütigen ins Auge.

Am 7. Juni wirkten Gottfrieds Niederlage, Roberts mühevolle Verteidigung des Brückenkastells und vor allem das furchtbare Ringen in der Einsattelung zwischen der meridionalis collis und der Citadelle zusammen dahin, die stolze Siegeszuversicht vieler Christen in Furcht und Verzweiflung umzuwandeln. In der Nacht, die diesem schlimmen Tage folgte, verbreiteten einzelne Kriegsleute, die aus der Linie der Kämpfer entwichen waren, im Innern Antiochiens die Meinung, es sei alles verloren, die Stunde der communis omnium decapitatio sei gekommen; andere Ausreisser liessen sich an Stricken von den Festungsmauern herab und suchten das nackte Leben zu retten, indem sie teils zu den Seldjuken überliefen, teils an die Seeküste hinauseilten (s. vornehmlich Raim. p. 253). In den nächstfolgenden Nächten wiederholte sich dieses traurige Schauspiel. Immer zahlreichere „Strickläufer", unter ihnen vornehme Herren, namentlich Normannen, verliessen die gemeine Sache und flohen Hals über Kopf zum Meere hinab. Ihre Feigheit veranlasste das für manche Grosse wohl nicht unbegründete Gerücht, dass alle Fürsten und

Herren heimlich sich aus dem Staube machen und das übrige Kriegsvolk seinem Schicksal überlassen wollten. Eine unruhig angstvolle Stimmung, die einmal ums andre zu jäher Panik zu führen drohte, breitete sich mehr und mehr in dem ganzen Heere aus und nötigte die tüchtigeren Anführer zu höchster Wachsamkeit und Thätigkeit. So hätte sich in besonders schlimmer Stunde die ganze Armada plötzlich aufgelöst, wenn nicht, wie Raimund (p. 256) sagt, Boemund und der Bischof von Puy die Stadtthore geschlossen hätten. Und nach Albert (IV, 39 u. 41) fanden Gottfried, Robert von Flandern und der Bischof von Puy wiederholten Anlass, die Fürsten und Herren an ihre Pflicht tapfern Ausharrens zu mahnen, wobei wir natürlich nicht das geringste Recht haben, das Auftreten Gottfrieds als ein zur Verherrlichung dieses Helden erfundenes zu betrachten.

Die Flucht der Strickläufer schädigte das Kreuzheer auch noch in andrer Weise. Denn diese Ausreisser begaben sich teils nach Sankt-Simeonshafen, wo zahlreiche christliche Schiffe vor Anker lagen, teils zum Grafen Stephan von Blois, der mit seinen Kriegsleuten in Alexandrette verweilte. An beiden Orten schilderten die Flüchtlinge die Lage des Pilgerheeres als eine ganz verzweifelte und beraubten dasselbe dadurch aller Entsatzhoffnungen, auf die man bisher in Antiochien selbstverständlich hohen Wert gelegt hatte, und an beiden Orten kam es hierbei zu zwar verschiedenartigen, jedoch gleichmässig unheilvollen Ereignissen.

Zwischen Antiochien und Sankt-Simeonshafen war nämlich während der ersten Zeit der Belagerung eine ziemlich rege Verbindung erhalten geblieben. Waghalsige Leute eilten in jeder Nacht aus der Festung auf verborgenen Pfaden zum Hafen hinaus, kehrten von dort mit Lebensmitteln beladen zurück und halfen dadurch dem Hunger, der die Christen von Tag zu Tag ärger bedrängte, ein

wenig ab. Als nun aber die Strickläufer im Hafen anlangten, verliessen sogleich viele Seeleute mit ihren Schiffen die Stätte, die ihnen nicht mehr sicher genug erschien, und die übrigen, die noch aushielten, verfielen bald darauf einem schlimmen Schicksal. Denn die Seldjuken kamen endlich jenem nächtlichen Treiben auf die Spur, erschlugen mehrere Proviantträger und schickten eine Truppenschar nach dem Hafen, welche die letzten christlichen Schiffe, die noch für Herbeischaffung von Lebensmitteln gesorgt hatten, überfiel und verbrannte. Die Not Antiochiens stieg seitdem natürlich in reissender Progression. (Gesta p. 146. Alb. Aq. IV, 36).

Stephan von Blois, der, wie wir wissen, schon vor der Einnahme Antiochiens, an Leib und Seele erschöpft, aus dem christlichen Feldlager entwichen war, dachte wenigstens ehrenhaft genug, um nicht eher weiter zu fliehen, als bis er sich persönlich von der Lage der Glaubensgenossen überzeugt hatte. Er überschritt deshalb das Amanusgebirge und rückte soweit vor, dass er das Orontesthal überschauen konnte. Als sein Blick aber hier auf das endlos in der Ebene sich hinziehende Zeltlager Kerboghas traf, brach sein schwacher Mut gänzlich zusammen. Eilends ging er nach Alexandrette zurück, segelte von dort, begleitet von den vornehmsten Strickläufern, nach Cilicien oder Pamphylien und zog endlich durch das südliche Kleinasien bis nach Philomelium, wo er den Kaiser Alexius an der Spitze einer starken, aus Griechen und Kreuzfahrern, Nachzüglern des grossen Heeres, zusammengesetzten Streitmacht antraf. Die Absicht des Kaisers, der bisher wertvolle Eroberungen im westlichen Kleinasien gemacht hatte, ging bis zu diesem Augenblick dahin, nach Syrien vorzudringen und sich mit den Pilgern zu gemeinsamem Kampfe zu verbinden. Die Ausführung dieser Absicht war niemals dringender geboten als gerade jetzt, da das Kreuzheer sich nur noch mit äusserster Mühe der Über-

macht Kerboghas erwehrte. Nun aber traten die Schilderungen Stephans und der Strickläufer hemmend dazwischen. Antiochien schien rettungslos verloren: ein weiteres Vordringen schien keinen Entsatz mehr bringen, vielmehr nur das eigene Heer in die Katastrophe der Franken verwickeln zu können. So begnügte sich Alexius, die Grenzgebiete der neuerworbenen Besitzungen, um das Eindringen der Seldjuken in dieselben zu erschweren, gründlich zu verwüsten, und kehrte alsdann nach Konstantinopel zurück.

Diese Ereignisse berichten der lothringische Chronist (Alb. Aq. IV. 37 und 39—41) und der Verfasser der Gesten (p. 148). Der erstere erzählt durchaus schlicht und ansprechend, was genau so geschehen sein mag. Wenn er dabei dem Kaiser Alexius, als derselbe mit den fränkischen Flüchtlingen zusammentraf, die Frage nach dem Wohlergehen Gottfrieds, Raimunds und des Bischofs von Puy in den Mund legt, so brauchen wir hieran keinen Anstoss zu nehmen. Denn gerade diese Fürsten hatten, als die Kreuzfahrer ein Jahr zuvor von Alexius Abschied nahmen, mit demselben in den freundlichsten Beziehungen gestanden, und überdies lag es für den lothringischen Chronisten wahrlich nahe genug, wenn er eine Frage des Kaisers nach dem Wohlergehen seiner Freunde zu erwähnen hatte, dabei vornehmlich des Herzogs Gottfried zu gedenken. — Weit befremdlicher erscheint wieder die Erzählung der Gesten. Die Worte, die nach derselben Graf Stephan an den Kaiser richtete, um diesen zur Umkehr zu bestimmen, und das Dazwischentreten Widos, der über das Missgeschick seines nahen Verwandten oder gar Bruders, des Fürsten Boemund, in jammernde Klagen ausbricht, den elenden Feigling Stephan verwünscht und nach der Fortsetzung des Feldzuges, wiewohl vergeblich, verlangt — alles dieses zeigt wieder die intimste Verwandtschaft mit der Liedertradition (Chans. d'Ant. VII, 12—15).

Die Nachricht von dem Sturze aller Entsatzhoffnungen

wirkte natürlich erschütternd auf das Kreuzheer und rief die letzte jener panikartigen Stimmungen, die von den tüchtigeren Anführern energisch bekämpft wurden, hervor. Der lothringische Chronist (Alb. Aq. IV, 41) sagt dabei, dass jene Nachricht nicht etwa bloss die Flucht der Schiffsleute und des Grafen Stephan, sondern auch die Umkehr der Griechen umfasst habe, eine auf den ersten Blick sehr bedenkliche Äusserung, die bei näherer Prüfung jedoch harmlos erscheint und von Sybel (l. c. p. 360) sogar soweit gebilligt wird, dass er das Zurückweichen des Kaisers durch schnelles Gerücht oder begründete Ahnung in Antiochien bekannt werden lässt. Schnelles Gerücht ist nun zwar nicht anzunehmen, da hierzu die sehr kurze Zeit nicht hinreicht, aber von begründeter Ahnung darf man wohl reden; denn die Kreuzfahrer wussten ohne Zweifel, dass Alexius auf dem Marsch nach Syrien war: in angstvoller Unruhe mochten sie die Tage zählen, nach denen er etwa zum Entsatze eintreffen könne: als nun die Strickläufer, die Schiffsleute und Graf Stephan aus der Nachbarschaft Antiochiens über die See entflohen, lag die Ideenkombination ungemein nahe, dass auch von den Griechen keine Hilfe mehr zu erwarten sei. Doch könnte die Äusserung des lothringischen Chronisten, ohne dessen Glaubwürdigkeit wesentlichen Abbruch zu thun, ebenso gut einer nachträglichen Kombination der Ereignisse und der Stimmungen ihren Ursprung verdanken. (Ähnliche nachträgliche Kombination, wenn nicht reine Phantastik liegt wohl auch der Erzählung Baldrichs von zwei „Klienten Boemunds", die von Philomelium bis in das belagerte Antiochien gelangt seien, zugrunde, p. 73, Variante 17).

Genaue chronologische Feststellung all dieser Begebenheiten ist leider unmöglich. Wir wissen mit leidlicher Sicherheit nur, dass die Panik der Kreuzfahrer in Antiochien in der Nacht vom 7. zum 8. Juni begann, dass die vornehmeren Strickläufer sehr bald darauf das Weite

suchten und die Schiffsleute wie Graf Stephan vermutlich auch wenige Tage darauf die syrische Küste verliessen. Legt man besonderen Wert darauf, dass der letztere durch den Anblick zahlreicher Seldjukenzelte in der Orontesebene erschreckt wurde, so mag man seine Flucht nach der Umlagerung Kerboghas aus dem Gebirg in die Ebene (14. Juni), jedoch am besten nicht lange darnach, ansetzen. Sein Zusammentreffen mit Alexius hat wohl frühestens Ende Juni, vermutlich noch etwas später stattgefunden.

Was dem Kreuzheere die Kleinmütigen und Feigen schadeten, das wurde reichlich gut gemacht durch das aufstachelnde Wirken frommer Fanatiker. Zahllose verbrachten die Mussestunden, die ihnen der bittre Kampf ums Dasein übrig liess, in reuiger Zerknirschung und brünstigem Gebet und wurden endlich für ihr Jammern und Flehen durch verheissungsvolle Visionen begnadigt. Der lothringische Chronist, Raimund und der Verfasser der Gesten geben uns von diesem Treiben reichhaltige und vielfach denkwürdige Kunde. Der erste der Drei teilt zunächst den Bericht mit, den damals ein lombardischer Kleriker den Kreuzfahrern über eine Vision erstattete, die ein anderer Geistlicher in Italien im Jahre 1096 (in initio hujus viae) gehabt haben sollte. Diesem sei nämlich der heilige Ambrosius von Mailand erschienen und habe ihm prophezeit, dass in drei Jahren die Macht der Ungläubigen gebrochen und Jerusalem erobert sein würde, eine Mitteilung, an welche der lothringische Chronist folgende Worte knüpft. Haec se vidisse et audisse a sancto Dei episcopo idem egregius presbyter cum summa veritate referebat; et nunc, ex quo visio et promissio illa facta est, duo completi sunt anni; tertium adhuc restare omnibus certum est. Post haec, sicut praedixit beatus Ambrosius, episcopus Mediolanensium, in tertio anno Christi milites peregrini et eorum principes obtinuerunt Jherusalem, et mundaverunt illic sancta, Sarracenis fugatis et attritis (Alb.

Aq. IV, 38). Diese Worte sind vor allem deshalb wichtig, weil der hervorgehobene Teil derselben ohne Zweifel vor der Eroberung Jerusalems und zwar im Jahre 1098 geschrieben ist, während der nachfolgende Satz natürlich erst später, sei's von dem lothringischen Chronisten, sei's vor Albert hinzugefügt wurde. Wir erhalten damit endlich einen Fingerzeig über die Entstehungsweise der lothringischen Chronik. Ihr Verfasser schrieb dieselbe, wie wir folgern dürfen, nicht auf einmal nieder, sondern in grossen Abschnitten, je nach Beendigung einer zusammengehörenden Reihe von Ereignissen. Vielleicht umfasst seine Geschichte des Kreuzzugs bis zum Sommer 1098 schon mehrere solcher Abschnitte, aller Wahrscheinlichkeit nach hat er aber diese ganze Geschichte spätestens gegen Ende des genannten Jahres niedergeschrieben. Während der Ereignisse hat er sich vermutlich mehr oder minder ausführliche Notizen gemacht und dieselben in Ruhepausen des Kreuzzuges zu zusammenhängenden Darstellungen verarbeitet, wobei ihm aber nicht überall gelungen ist, die Entstehungsweise der Erzählung aus aneinander geschobenen Notizenblättern zu verwischen, wie dies namentlich bei der Geschichte des Krieges mit Kerbogha, dem Teil des Kreuzzuges, der allen Chronisten die grössten Schwierigkeiten bereitete, zu bemerken ist.

Von einer andern Vision erzählen Raimund und die Gesten (p. 255 f. und p. 146). In der Marienkirche zu Antiochien sei Jesus Christus, begleitet von der Jungfrau Maria, einem Priester Stephan erschienen und habe den Kreuzfahrern, wenn sie Busse thun wollten, in fünf Tagen Hilfe zu senden versprochen. Diese Vision hat zunächst Wert wegen der Zeitbestimmung, denn die fünf Tage müssen, wie sich sogleich näher ergeben wird, vom 14. Juni an rückwärts gerechnet werden, und die Vision ist also am 9. oder 10. Juni eingetreten, woraus wir schon entnehmen können, dass die mutlosen und die exaltierten

Stimmungen der Kreuzfahrer gleichzeitig neben einander hergingen. Sodann begab sich der Priester Stephan in der Morgenfrühe, nachdem ihm nachts die Vision zuteil geworden war, zu den Fürsten, welche, fast alle auf einem Platze vereint, die Verteidigung gegen Kerbogha und zwar sursum ante castellum oder contra Turcorum castellum leiteten. Die Stelle, wo sie standen, ist wohl dicht oberhalb der eigentlichen Stadt, am Fusse des Citadellenberges zu suchen, dort wo am 9. und 10. Juni die grösste Gefahr drohte und eben damals jene neue grosse Verschanzung angelegt wurde. Ebendort (juxta novum praesidium — in medio urbis adversus arcem, quae est in montanis — consistens; Alb. Aq. IV, 37, 38) machte auch jener Lombarde, wie es scheint einige Tage später, die oben behandelte Mitteilung von der Erscheinung des heiligen Ambrosius. Der Priester Stephan erzählte den versammelten Fürsten von seiner Vision und regte dieselben, die gern jede Gelegenheit benutzten, um der Panik des Kriegsvolks zu steuern, dadurch zu dem feierlichen Schwur an, dass sie aus Antiochien nicht weichen, dasselbe vielmehr auf Leben und Tod verteidigen wollten. Nach Raimund leisteten alle Fürsten den Eid mit Ausnahme Gottfrieds, der gerade an der Ostfront der Stadt verweilte. Nach den Gesten schwur auch Gottfried, aber als einer der letzten, vermutlich also erst nachdem er in seinem Standort von dem Verfahren der Genossen in Kenntniss gesetzt worden war; und nach derselben Quelle setzte Tankred der Beteuerung der andern hinzu, dass er, solange ihm noch vierzig Ritter folgten, nicht bloss im Krieg gegen Kerbogha aushalten, sondern auch von dem Zug nach Jerusalem nicht ablassen wolle.

Am Tage vor der Vision des Priesters Stephan war aber noch eine, und zwar die folgenreichste aller Visionen kund geworden, jene nämlich, deren sich ein geringer Provenzale, Peter Bartholomaeus rühmte, wonach ihm der heilige Andreas zu wiederholtenmalen erschienen war und

ihm die Stelle — im Fussboden der Peterskirche zu Antiochien — gezeigt hatte, an der „die heilige Lanze" verborgen sei; man solle sie ausgraben, denn in ihrem Besitze werde man unüberwindbar sein. Raimund, der (p. 253 ff.) ohne Zweifel den glaubwürdigsten Bericht über Peter und dessen Vision beibringt, sagt zunächst nichts davon, dass das Ausgraben der heiligen Lanze, um zu glücklichem Ende zu führen, an einem bestimmten Tage stattfinden sollte. Der lothringische Chronist behandelt diese Angelegenheit ganz kurz (Alb. Aq. IV, 43), und nur die Gesten deuten von vornherein an, dass das Auffinden der Lanze ebenfalls mit einem fünftägigen Termin verbunden gewesen sei (p. 147). Die Gesten sind nun freilich für die Erkenntnis der Visionen eine nicht unverdächtige Quelle, da abermals ihr Bericht, und zwar ihr Bericht fast allein, eine starke Verwandtschaft mit der Liedertradition zeigt (Chans. d'Ant. VII, 16 ff.). Indessen wenn auch der Provenzale Peter vielleicht anfangs nichts davon sagte, dass die Lanze erst nach einer bestimmten Zahl von Tagen gefunden werden könne, so muss doch wenigstens die gleich darauf folgende Vision des Priesters Stephan, nach welcher Christus in fünf Tagen Hilfe gewähren wollte, zu dem Glauben geführt haben, dass sich dies auf das Auffinden der heiligen Lanze beziehe (Raim. p. 257). An dem hiernach bestimmten Tage — wir wissen schon, es war der 14. Juni — wurde den ganzen Tag lang in der Peterskirche gegraben und schliesslich, wie es nicht anders sein konnte, spät abends die Lanze gefunden.

Diese Reliquie hat die Kreuzfahrer unendlich begeistert und in dem entscheidenden Kampf mit Kerbogha nachdrücklich gestärkt. Befremdlich erscheint dabei nur, was bisher nicht genügend beachtet ist, dass die Lanze schon am 14. Juni gefunden und die Befreiungsschlacht doch erst um vieles später geschlagen wurde. Dies möchte sich aber daraus erklären, dass der Glaube an jenen Peter Bartho-

lomaeus und an die heilige Lanze nur langsam im Kreuzheere Wurzel fassten. Als Peter seine Visionen den Grossen der provenzalischen Heerschar verkündigte, schenkte ihm nur Graf Raimund Vertrauen, während der Bischof von Puy Zweifel äusserte. Die Ausgrabung der Lanze gestaltete sich dann zu einer Unternehmung allein der Provenzalen, und das Aufsehen, welches die Reliquie erregte, scheint zunächst über deren Kreise nicht hinausgedrungen zu sein, da Peter mit einer neuen Vision nachhelfen musste, nach welcher das Fest der Auffindung der heiligen Lanze erst noch besonders und zwar erst in der Oktave der wirklichen Auffindung gefeiert werden sollte. Dies führt auf den 21., vielleicht sogar, da die Auffindung am 14. Juni spät abends geschehen war, auf den 22. Juni und somit bis auf wenige Tage vor die Befreiungsschlacht (Raim. p. 257). Die Ekstase hatte hiermit das höchste geleistet, dessen sie fähig war. Die hungernden Kriegermassen standen bereit, mit der letzten Kraft ihrer matten Glieder unter den Scharen Kerboghas schrecklich zu wüten.

Ungefähr am 24. Juni beschlossen die Kreuzesfürsten, die Errettung aus ihrer unhaltbar gewordenen Lage durch einen gewaltigen Ausfall auf das Heer der Seldjuken zu versuchen. Für die nächsten drei Tage, die Frist, die sie zur Vorbereitung auf die Schlacht aus rein militärischen Rücksichten nötig haben mochten, geboten sie ein allgemeines Fasten und Beten, um dadurch die religiöse Erhitzung der Truppen noch zu steigern. Am 27. Juni schickten sie überdies Peter den Einsiedler und den sprachenkundigen Grafen Herluin als Gesandte zu Kerbogha, damit die Unvermeidlichkeit des Kampfes, falls der Emir nicht überraschend nachgiebig gesinnt sein sollte, klar hervorträte.

Über das Datum der Verhandlung mit Kerbogha wurde bis jetzt gestritten. Hagenmeyer (Peter der Eremite, p. 228 ff. und p. 356 ff.) setzt dieselbe auf den 27. Juni, Sybel dagegen bleibt dabei (l. c. p. 364), die Sendung

Peters und Herluins vor das dreitägige Fasten, d. h. auf den 24. Juni zu verweisen. Von den ausschlaggebenden Quellen sagen aber der lothringische Chronist (Alb. Aq. IV, 47) und Fulcher (p. 347) einmütig, dass die Verhandlung am Tage vor der Schlacht, die am 28. Juni geschlagen wurde, und mithin am 27. Juni stattfand, während nur die Gesten (p. 150) die Verhandlung vor dem dreitägigen Fasten erwähnen und überdies ihre Worte keineswegs so wählen, dass man zu dem Schlusse genötigt wäre, das Fasten habe erst nach der Verhandlung begonnen. Dazu kommt noch, dass der Bericht der Gesten an dieser Stelle der Liederverwandtschaft halber wiederum nicht verdachtsfrei ist (vergl. besonders Chans. d'Ant. VII, 25, 30), und so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass Peter und Herluin am 27. Juni an Kerbogha abgesendet wurden.

Die Aufträge, die sie erhielten, werden von den meisten Quellen in sehr unbefriedigender Weise mitgeteilt. Denn nach der Mehrzahl der Berichte sollen die Gesandten den Emir nur aufgefordert haben, das antiochenische Gebiet, auf welches er kein Recht habe, zu verlassen; das heisst, sie hätten ihm nur Drohungen überbracht. Das kann nicht richtig sein, weil die Gesandtschaft als zwecklos erscheinen musste, wenn sie nicht wenigstens noch anderes zu melden hatte. Dieses andere erzählt nun vornehmlich der lothringische Chronist, und wenn auch dessen Stärke, wie wir schon ein paarmale bemerkt haben, nicht gerade in genauer Wiedergabe politischer Verhandlungen besteht, so dient in dem vorliegenden Falle seine Darstellung dennoch zu trefflicher Ausfüllung der Lücke, die in der sonstigen Überlieferung sich findet.

Nach den Worten des Lothringers (Alb. Aq. IV, 44 f.) haben die Gesandten dem Emir von Mosul zwei Vorschläge unterbreitet, dass nämlich entweder Kerbogha sich zum Christentum bekenne, wofür die Kreuzesfürsten seine Vasallen werden und sogar, wie es scheint, Antiochien räumen

wollten, oder dass von jedem der beiden Heere eine auserwählte kleine Schar zu einem grossen Zweikampf, einer Art Gottesurteil entsendet werde; diejenige Partei, deren Streiter hierbei erliegen würden, sollte von Antiochien ablassen und in ihre Heimat zurückkehren.

Diese Vorschläge könnten wegen ihres romantischen Charakters Verdacht erregen. Aber der eine von ihnen und, wie man vielleicht sagen darf, gerade der romantischere, nach welchem der ungeheure Krieg zwischen Morgenland und Abendland durch einen Zweikampf beendigt werden sollte, ist anderweitig so gut verbürgt, dass zu seiner Beglaubigung nichts mehr hinzugefügt zu werden braucht. Der andere Vorschlag, dem wir schon hiernach nicht allzuskeptisch gegenüber stehen dürfen, ist trotzdem schlechthin verworfen, „sonderbar und ungefüge" gescholten worden — ein höchst subjektives Urteil, dem man mit mindestens gleichem Rechte die Ansicht entgegenstellen könnte, dass die Aufforderung, Kerbogha solle Christ werden, der Stimmung des Zeitalters durchaus entsprach. Wir haben jedoch nicht nötig, uns auf Abwägung der grösseren oder geringeren Berechtigung subjektiver Meinungen einzulassen, weil wir darauf hinweisen können, dass gleiche oder ähnliche Aufforderungen von den Christen auch sonst noch an die Muhammedaner gerichtet worden sind (vergl. z. B. Graf Raimunds Erklärung, der Emir von Tripolis solle Christ werden, dann werde man Frieden mit ihm halten, Gesta p. 157), und weil die Thatsache, dass die Gesandten mit Kerbogha über einen Wechsel des Bekenntnisses gesprochen haben, sogar aus den unvollständigen Berichten der andern Quellen deutlich hervorgeht (s. darüber Hagenmeyer l. c. p. 357 ff., wo die charakteristischen und in der Liedertradition nicht nachweisbaren Mitteilungen der Gesten und deren Kopisten am übersichtlichsten zusammengestellt sind). Da überdies noch die Erzählung des lothringischen Chronisten durch ihre schlichte, vertrauenerweckende Art, die

mit späteren Fabeleien nichts gemein hat, sich selber aufs beste empfiehlt, so haben wir lediglich keinen Grund, dieselbe fernerhin zu bezweifeln.

Die Kreuzesfürsten können bei ihren Vorschlägen verschiedene Absichten gehabt haben; der eine Vorschlag hat vielleicht nur die Befriedigung des eigenen Kriegsvolks, der andere dagegen wirklich die Beendigung des schrecklichen Krieges ohne das Wagnis einer grossen Feldschlacht bezweckt. Denn die Masse des Pilgerheeres verlangte vor allem Fortsetzung des Zuges nach Jerusalem: ihr war Antiochien ziemlich gleichgültig: ihren Wünschen kamen die Fürsten entgegen, wenn sie sich in politischer Beziehung unterwürfig gegen Kerbogha zeigten. Sie thaten dies, indem sie nach den herrschenden feudalen Anschauungen Vasallen des Emirs werden zu wollen erklärten, aber sie sicherten sich vor der Notwendigkeit, ihren Worten thatsächliche Folge geben zu müssen, durch die, wie sie wohl wussten, ausschweifende, dem Kriegsvolke dagegen Dank seiner religiösen Erregung völlig unanstössige Forderung, dass Kerbogha zuvor Christ werden müsse. Haben mithin die Fürsten, oder wenigstens einige von ihnen von diesem Vorschlage vielleicht selber keinen Erfolg erwartet, so war ihr Anerbieten des Zweikampfs vermutlich ernsthafter gemeint. Für ein nüchternes Urteil erlaubte der trostlose Zustand des christlichen Heeres kaum Hoffnungen auf einen entscheidenden Sieg. Besser mochte sich die Zukunft gestalten, wenn man nur eine kleine Auswahl reckenhafter Männer und sorgfältig gefütterter Pferde zum Kampfe zu stellen brauchte. Kerbogha wusste jedoch ganz genau, wie schwach und ausgehungert die grosse Mehrzahl seiner Feinde war. Er lehnte deshalb, auf leichte Bewältigung derselben rechnend, beide Vorschläge rundweg ab, und der positive Inhalt der Verhandlung beschränkte sich hiernach auf das fast allseitig überlieferte kühne Verlangen der Gesandten, der Emir solle das antiochenische Gebiet, auf

welches er kein Recht habe, verlassen, und auf die grimmen Drohungen, mit denen dasselbe beantwortet wurde.

Nachdem die Gesandten heimgekehrt waren, soll Peter, wie der lothringische Chronist erzählt (Alb. Aq. IV, 46), von seinen Erlebnissen Bericht erstattet, insbesondere Kerboghas Kampflust erwähnt und dabei dessen schreckliche Drohungen zu schildern begonnen haben. Da dies aber inmitten der Fürsten und der von allen Seiten herbeiströmenden Kriegsleute geschehen sei, so habe ihn Gottfried unterbrochen, bei Seite geführt und ihn, damit er das Heer nicht mutlos mache, zu unverbrüchlichem Stillschweigen aufgefordert — ein beachteuswertes Auftreten des Herzogs von Lothringen, welches wir, obwohl nur unser Chronist davon spricht, dennoch als genügend beglaubigt betrachten dürfen.

Über die Befreiungsschlacht, die nun endlich — am 28. Juni — stattfand, sind wir verhältnismässig schlecht unterrichtet. Denn die Mitteilungen der Augenzeugen lassen zwar nicht quantitativ, wohl aber qualitativ sehr viel zu wünschen übrig. Die Ursache dieses Mangels ist in der ungeheuren Erregung der Gemüter zu suchen, die eine unbefangene Auffassung des Ereignisses nicht mehr zuliess.

In solcher Stimmung lieh sogar Raimund, den wir bisher, abgesehen von seiner echt provenzalischen Begeisterung für die Visionen, nur als nüchternen Erzähler kennen gelernt haben, der Liederphantastik sein Ohr. Kerbogha soll nach ihm, während die Franken sich zum Kampfe ordneten, sorglos beim Schachspiel gesessen haben und erst durch ein eigentümliches Gespräch mit einem Emir Mirdalin oder Amirdalis, der ihm den unzähmbaren Heldengeist seiner Feinde schilderte, auf die ganze Grösse der ihm drohenden Gefahr anfmerksam gemacht worden sein (Raim. p. 260). Ähnliches erzählt freilich auch Fulcher sowohl von dem Schachspiel wie von dem Gespräch mit jenem

Emir, aber die Glaubwürdigkeit derartiger Mitteilungen wird selbst durch ihre Wiederkehr bei von einander unabhängigen Autoren nicht erheblich verstärkt (Fulch. p. 348). Das Lob, welches Mirdalin den Kreuzfahrern spendet, kann nur erfunden sein und verdächtigt natürlich die kleine Episode von Anfang bis zu Ende. Überdies erwähnen die Lieder das Schachspiel seldjukischer Grossen und legen dem Emir Mirdalin oder, wie sie ihn nennen, Amedelis zu wiederholtenmalen ähnliche Worte in den Mund (Chans. d'Ant. VII, 27, 30, 32 und VIII passim). Raimunds und ebenso Fulchers Erzählung als sagenhaft zu bezeichnen, dürfte deshalb nicht zu kühn sein: nur die Person Mirdalins, der früher in Antiochien gelebt haben und den Franken wohl bekannt gewesen sein soll, scheint der Geschichte anzugehören. — Im eigentlichen Schlachtbericht lässt Raimund ausserdem seinem Wunderglauben wieder die Zügel schiessen. Er behauptet, dass von den durch die heilige Lanze geschützten Kriegern des Bischofs von Puy kein einziger verwundet worden sei, ja dass die acht Schlachthaufen, mit denen die Franken aus Antiochien ausgezogen, sich draussen bis auf dreizehn vermehrt hätten, und dass das Heer der Christen, welches vor der Schlacht das schwächere gewesen sei, während derselben sich als das zahlreichere erwiesen habe.

In ähnlicher Weise wie Raimund sind die Gesten von Lieder- und Wunderphantastik durchsetzt. Sie legen dem Feldherrn der Seldjuken beim Ausmarsch der Pilger aus Antiochien das zuversichtliche Wort in den Mund „Lasst sie alle hervorkommen, damit wir sie besser in unsrer Gewalt haben" und knüpfen unmittelbar daran die Bemerkung, Kerbogha sei durch die grosse Zahl der Christen, nachdem dieselben sämtlich im freien Felde Aufstellung genommen hatten, in solchen Schrecken versetzt worden, dass er einem seiner Emire befohlen habe, beim Aufflammen eines gewissen Feuerzeichens, welches die Niederlage des eigenen Heeres

ankündigen sollte, den allgemeinen Rückzug anzuordnen (p. 151). Hier erhebt sich nicht bloss die Frage, woher die Kreuzfahrer von solchen Worten und Anordnungen des feindlichen Feldherrn Kunde erhalten haben mögen, sondern der geschilderte Stimmungswechsel Kerboghas erscheint auch an sich fast unglaublich. Nach allem, was wir sonst wissen, rechnete der Emir von Mosul, durch seine bisherigen Erfolge verblendet, mit voller Sicherheit auf einen glänzenden Sieg, und es ist ihm daher vermutlich nicht in den Sinn gekommen, für den Fall eines entschiedenen Misserfolgs in so weitgreifender Weise vorzusorgen. Sein Schrecken über die herrlichen Christenhelden, wie dieselben nach und nach vor Antiochien zum Kampfe antreten, sein steigender Schrecken und die Erteilung jenes Befehls bilden überdies ein Lieblingsthema der Lieder (Chans. d'Ant. VIII), und so darf wohl als wahrscheinlich bezeichnet werden, dass dieser Zug der Überlieferung nur der Phantasie der Kreuzfahrer sein Dasein verdankt. — Nachdem die Schlacht begonnen, erscheint denn auch dem Autor der Gesten, um die Zahl der Christen zu mehren, göttliche Hilfe. Hier sind es sogar Sankt Georg, Sankt Merkur und Sankt Demetrius, die an der Spitze unzählbarer Scharen auf weissen Rossen und mit weissen Bannern von den Bergen herab auf die Feinde Jesu Christi einstürmen. Dieselbe Nachricht findet sich natürlich auch in den Liedern und, von den Kopisten der Gesten abgesehen, in dem Bericht eines andern Augenzeugen (vergl. den Brief des Klerus von Lucca an alle Gläubigen. Riant, Inventaire p. 225).

Ob die Erzählung des lothringischen Chronisten von sagenhaften Elementen frei war, lässt sich leider nicht mehr feststellen. Denn hier hat nun wieder Albert von Aachen, wie schon in jedem ähnlichen Fall, die für uns vielleicht wertvollste Überlieferung durch Einmischen der Liedertradition gründlich verdorben. Die Aufzählung der zahlreichen Fürsten und Herren, welche das Christenheer zum

Kampfe hinausführten, dürfte grossenteils aus den Liedern stammen (Alb. Aq. IV, 47; Chans. d'Ant. VIII. 10—15, 17, 19). Dasselbe gilt wohl auch von dem Treiben Sansadons in der Citadelle zu Antiochien, der, von Kerbogha aufgefordert, den Aufbruch der Christen zum Kampf durch eine Botschaft zu melden, zwar keine Botschaft schickt, dafür aber ein schrecklich anzusehendes, schwarzes Banner aufhisst und Schauer erregende Signale ertönen lässt (Alb. Aq. IV, 48). Denn obwohl sich von diesem Geschichtchen in den uns erhaltenen Liedern nichts findet, so erregt, wie wir nach früher beobachtetem (s. oben S. 126) aussprechen dürfen, die Erwähnung des in Wahrheit nicht mehr in der Citadelle befindlichen Sansadon den Verdacht, dass sie erst von Albert eingefügt ist, und der an dieser Stelle höchst phantastische Ton des Vortrags deutet ebenfalls auf die Liederquelle hin. Die besonderen Heldenthaten sodann, die dem Herzog Gottfried und dem Grafen Hugo nachgerühmt werden, sind, ich möchte sagen, unzweifelhaft der Liedertradition entnommen, in der diese und noch viele andere Mirabilia, besonders von Gottfried, erzählt werden (Alb. Aq. IV, 50 f. Chans. d'Ant. VIII, 33 und späterhin). Und dass wir für alles dieses, mindestens in erster Linie, Albert von Aachen und nicht den lothringischen Chronisten in Anspruch zu nehmen haben, dafür giebt einen fast mathematisch sicheren Beweis die Nennung Solimans (Kilidj Arslans) und des Roten Löwen, zweier der bedeutendsten Helfer Kerboghas, von denen der erstere in den Liedern eine grosse Rolle spielt, aber auch der letztere nicht unerwähnt bleibt (Alb. Aq. IV, 49. Chans. d'Ant. VIII, an vielen Orten und zuletzt 49, f.). Denn das haben wir zur Genüge gesehen, dass die Einmischung Solimans in die Geschichte der Kämpfe um Antiochien und in den Text der Lothringer Chronik nur durch die Lieder und durch deren Benutzung von seiten Alberts von Aachen verschuldet worden ist. Überdies ist der Rote Löwe, um dies

hier nachzuholen, von Albert von Aachen schon einmal erwähnt worden, natürlich aber ebenfalls innerhalb eines Abschnittes, der aus der Liedertradition stammt (Alb. Aq. III, 36; vergl. hierzu den Anfang des obigen Abschnittes „Belagerung von Antiochien").

Wie bedenklich sich aber auch hiernach Alberts Schilderung der grossen Entscheidungsschlacht darstellt, so können in derselben doch noch unverfälschte Stücke der lothringer Chronik enthalten sein, und wir müssen umsomehr auf Rettung derselben bedacht sein, als unsere sonstigen, wirklich guten Nachrichten überaus dürftig sind. Der Hergang des denkwürdigen Ereignisses mag nun folgender gewesen sein.

Kerbogha hatte sein Hauptquartier eine Strecke weit nördlich, vielleicht sogar nordöstlich von Antiochien eingerichtet, weil ja seine Verbindungslinie mit der Heimat nach Osten wies und weil er östlich von Antiochien über den Orontes gegangen war. Jedenfalls mussten die Kreuzfahrer, sobald sie aus dem Brückthore, d. h. von der Nordwestecke Antiochiens ausmarschiert waren, sich zum Angriff gen Nordosten wenden. Das Gros des seldjukischen Heeres war in der Nähe des Hauptquartiers vereinigt und hätte mit einer geringen Vorwärtsbewegung, bis zum Brückthore, eine Stellung gewinnen können, in der es leicht gewesen wäre, den Ausfall der Christen aus Antiochien, wenn nicht unmöglich zu machen, so doch ausserordentlich zu erschweren. Die Offiziere Kerboghas verlangten denn auch, dass diese Bewegung ausgeführt werde, ohne jedoch die hoffärtige Siegeszuversicht ihres Feldherrn von dem Nutzen solcher Vorsichtsmassregel überzeugen zu können. Das Heer blieb in seinen Positionen, und nur eine kleine Schar wurde, wie es scheint, bis zur Orontesbrücke vorgeschoben. (Für die Vorgänge im seldjukischen Hauptquartier siehe Ibn-Alatyr, Recueil, p. 195 und Kemaleddin, l. c. p. 583).

Die Franken ordneten sich dergestalt zum Kampf, dass

die bedeutenderen Fürsten und Herren mit ihren Vasallen, Knechten und Landsleuten festgeschlossene Schlachthaufen bildeten. Wie gross die Zahl dieser Haufen war, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden: Raimund redet, wie erwähnt, einmal von acht, einmal von dreizehn, der Verfasser der Gesten nur von sechs, bezüglich sieben solcher Heeresabteilungen. Auch die Aufeinanderfolge derselben — sie zogen eine hinter der andern zum Brückthore hinaus — schwankt in der Überlieferung, so dass man nur sagen kann, die Scharen Hugos von Vermandois, Roberts von Flandern und wahrscheinlich auch Roberts von der Normandie bildeten eine Art ersten Treffens; dann folgten die Lothringer und die Provenzalen unter Herzog Gottfried und dem Bischof von Puy; den Schluss machten die italienischen Normannen unter Tankred und Boemund. Graf Raimund, der Krankheits halber in der Stadt zurückblieb, deckte dieselbe mit einiger Mannschaft gegen etwaige Angriffe von seiten der Citadelle. Die Schar, die dem Grafen hierbei überlassen wurde, wird von keinem geringeren als seinem eigenen Historiographen gegen 200 Mann stark genannt, eine Angabe, in der irgend ein Fehler stecken muss, da eine so kleine Zahl von Kriegern zur Besetzung auch nur der gefährdetsten Stelle, der grossen Verschanzung am Fusse des Citadellenberges schwerlich hinreichte (Raim. p. 259. Alb. Aq. IV, 48 lässt den Grafen cum plurima virtute Christianorum in der Stadt bleiben).

Als der Ausmarsch über die Orontesbrücke begann, stiess man, wie es scheint, sogleich auf jenen bis dorthin vorgeschobenen seldjukischen Posten und wurde mit demselben handgemein. Die arabischen Chronisten wissen freilich nichts von diesem Posten, doch kann dessen Vorhandensein sehr leicht ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein, und dasselbe dürfte von Raimund gelten, der die Christen pacifice auf das nördliche Ufer des Orontes gelangen lässt, aber selber erst mit dem Zentrum des Heeres,

d. h. zu einer Zeit ausmarschierte, als in der Nähe der Brücke nicht mehr geschlagen wurde. So mag völlig wahr sein, d. h. aus der lothringischen Chronik stammen, was Albert von Aachen (IV, 49) erzählt, dass nämlich der Vortrab dem ganzen Heere zunächst die Möglichkeit, sich auf dem Nordufer auszubreiten, durch ein scharfes Gefecht erkämpfen musste. Dieser Vortrab bestand aus einer Anzahl von Fusstruppen, Bogen- oder Armbrustschützen, die nunmehr, von den Fürsten beauftragt, den eigentlichen Schlachthaufen freie Bahn zu schaffen, in schnellem Anlauf vorbrachen und die Feinde durch wohlgezielte Schüsse so sehr bedrängten, dass dieselben nach kurzer Frist den Kampf aufgaben und den Christen das Feld völlig überliessen.

Darnach ergoss sich Schar um Schar der letzteren auf das Nordufer. Unmittelbar nachdem sie die Brücke verlassen, machte jede Schar eine Rechtsschwenkung, teils weil sie nur so dem Lager Kerboghas sich nähern konnte, teils auch weil das Terrain dazu zwang. Denn erst wenn man an jener Anhöhe, auf der das Provenzalenkastell gelegen hatte, vorübergezogen war, konnte man hinreichenden Raum für die Entwickelung grösserer Heeresmassen gewinnen. Sodann versuchten die Franken eine lange Front in der Weise zu bilden, dass die ersten Scharen, als rechter Flügel, in der Nähe des Orontes thalaufwärts zogen, während die übrigen Haufen darnach strebten, weiter nordwärts in der Ebene, als Zentrum und linker Flügel, sich anzuschliessen (Gesta p. 151. Dux Godefridus et Flandrensis comes et Hugo magnus equitabant juxta aquam. Raim. p. 260. Nostri autem tantum acies suas versus montana dirigebant etc.). Inmitten dieses Manövers erhielt man die überraschende Botschaft Kerboghas, dass derselbe den ihm tags zuvor angebotenen gottesgerichtlichen Kampf einiger ausgewählten Streiter von jedem Heere annahm. Was den Emir hierzu bewog, ist nicht bekannt. Aus den lateinischen Chroniken und den Liedern

ergiebt sich als Meinung der Kreuzfahrer, der Emir habe Furcht vor einem unglücklichen Ausgang der Schlacht gehabt. Aber dies ist ohne Zweifel unrichtig und viel eher etwa an eine Hinterlist des seldjukischen Feldherrn zu denken. Die Franken liessen sich jedoch nicht irre führen. Ihre ganze Streitmacht stand ja jetzt auf engem Raume zu entscheidendem Kampfe bereit. Priester und Mönche, die in grosser Zahl mit hinausgezogen waren, begeisterten die Truppen durch den Hinweis auf die heilige Lanze, auf hochgehaltene Kreuze und vor allem auf die Hilfe Gottes, die ihnen unmöglich fehlen könne. Andere Priester standen auf den Mauern Antiochiens, für das Heil des Heeres betend. Alle Krieger befanden sich in leidenschaftlicher Spannung, voll heisser Sehnsucht im Blut der Ungläubigen sich zu baden. Eine bessere Stunde zur Schlacht liess sich nicht denken, und so wurde das verspätete Anerbieten Kerboghas von den Kreuzesfürsten mit kurzen Worten abgelehnt.

Wann der Zusammenstoss grösserer Massen der beiden Heere begonnen hat, lässt sich nicht genau sagen. Vielleicht geschah dies schon in dem Augenblick, als die ersten Scharen des rechten christlichen Flügels jene Frontbildung begannen, vielleicht aber auch etwas später. Kerbogha wich nämlich anfangs dem ernsten Zusammentreffen mit den Christen aus, sei es, weil er abwarten wollte, bis diese alle im freien Felde vereinigt und damit, seiner Meinung nach, in seiner Gewalt waren, sei es, weil er seine Schlachtordnung noch nicht vollendet hatte (Gesta l. c. Curbaram coepit paulatim redire retro contra montanam). Die Schlachtordnung aber, die er schliesslich einnahm, war eine sehr wohl erwogene und für die Kreuzfahrer furchtbar gefährliche. Er dehnte seine Hauptmacht vom nördlichen Teil der Orontesebene, vielleicht vom Fuss der Berge, die dort die Ebene begrenzen, nach Süden bis zum Orontes aus (Gesta l. c. Aliae autem turmae ordinatae sunt a flumine

usque ad montanam) und versperrte hierdurch den Christen in weit gedehnter, nach Westen oder Südwesten gerichteter Front alle Wege, auf denen sie vorzudringen versuchen konnten. Ausserdem aber schickte er, da es ihm an Truppen nicht fehlte, eine starke Schar im nördlichen Teil der Ebene gen Westen ab, mit dem Auftrage, sobald das Detachement weit genug vorgedrungen, d. h. vor allem hinter der Anhöhe, auf der das Provenzalenkastell gelegen hatte, vorbeimarschiert sei, nach Süden oder Südosten einzuschwenken und in der Richtung des Weges, der von Sankt-Simeonshafen nach Antiochien führte, auf die Franken loszustürmen. Das Hauptangriffsziel dieser Abteilung war natürlich das enge Gebiet zwischen jener Anhöhe und der Orontesbrücke. Glückte es den Seldjuken, sich hier festzusetzen, so waren die Christen nicht bloss umzingelt und im Rücken gefasst, sondern auch von Antiochien abgeschnitten und nach menschlichem Ermessen völliger Vernichtung rettungslos preisgegeben.

Die Marschrichtung dieses Detachements ist nicht immer richtig erkannt worden, obwohl die Quellen dieselbe klar bezeichnen. Nach den Gesten (l. c.) teilte Kerbogha sein Heer und schickte eine Schar contra mare (gen Westen). Dieselbe Schar eilte bald darauf in der Richtung a mari (auf dem Wege von Sankt-Simeonshafen, also nach dem Einschwenken von Westen her) zum Angriff auf die Christen. Damit stimmt in der Hauptsache Albert überein (IV, 49), der ein 15,000 Mann starkes Detachement versus haec montana et viam quae respicit ad Portum sancti Simeonis marschieren lässt, welches den Franken in den Rücken kommen oder, wie er dies ausdrückt, diejenigen Pilger, die etwa ad maritima fliehen möchten, niedermachen sollte.

Zu ihrem Glücke bemerkten die Kreuzfahrer die Annäherung dieses Detachements frühzeitig genug, um für Abwehr desselben Sorge tragen zu können. Sie bildeten

aus einigen Manuschaften des Herzogs Gottfried und Roberts von der Normandie einen selbständigen Schlachthaufen, stellten ihn unter die Führung des Grafen Reinald von Toul und sendeten ihn thalabwärts dem neuen Feinde entgegen. Der Zusammenstoss der beiden kleinen Heere fand ohne Zweifel westlich von der Orontesbrücke und der viel genannten Anhöhe statt, und es entspann sich dort ein sehr blutiger Kampf, der einerseits zwar weiteres Vordringen der Seldjuken eine Zeit lang verhinderte, andererseits aber die furchtbare Gefahr, die von dieser Seite drohte, erst recht grell ins Licht stellte. Denn sei es, dass Reinalds Schar ungeschickt operierte, sei es, dass sie zu schwach an Zahl war, jedenfalls vermochte dieselbe die Feinde nicht bloss nicht zurückzuwerfen, sondern wurde von ihnen bald auf einen engen Raum zusammengedrängt. Und als die Sieger gar das dürre Gras jener Gegend anzündeten, und Rauch und Flammen die Christen arg belästigten, hatten die Waffen der Seldjuken ein leichtes Spiel. Fast die ganze Schar wurde niedergemacht; nur wenige gut Berittene entgingen dem Gemetzel (Raim. p. 260 Alb. Aq. IV, 49 f.).

An das Anzünden des Grases knüpfen sich einige kritische Bedenken. Denn die Gesten (l. c.) sagen, dasselbe sei geschehen, nachdem die Seldjuken geschlagen worden und damit Kerbogha aus diesem Feuerzeichen ihre Niederlage erfahre. Die Seldjuken haben jedoch in diesem Gefechte gesiegt und die Meinung, dass sie ein Feuerzeichen geben wollten, hängt offenbar mit der oben behandelten irrigen Ansicht von Kerboghas furchtsamer Stimmung vor Beginn der Schlacht zusammen. Sodann erzählt Radulf zwar lang und breit (cap. 89), dass die Christen von den Seldjuken durch Anzünden des Grases in die bitterste Not gebracht worden seien, aber er setzt hinzu, dass hierbei der Ostwind den Pilgern Rauch und Flammen ins Gesicht getrieben habe, und erst das Umspringen des Windes habe

die Christen von diesem Übel befreit und dasselbe über die Seldjuken gebracht. Dass diesen Pilgern, die mit der Front nach Westen den Seldjuken entgegengetreten waren, der Ostwind Rauch und Flammen ins Gesicht getrieben habe, erscheint nun freilich auf den ersten Blick unerklärlich, indessen die andern Quellen bieten, wenn man überhaupt auf Radulfs in dieser Sache ziemlich schwache Autorität Wert legen will, ein hinreichendes Mittel zum Verständnis seiner Schilderung. Nach Raimund wurden die Christen auf einen Klumpen, gyrum, zusammengetrieben und die Gräser circa eos angezündet; nach Albert geschah das Anzünden sogar an der Stelle, quo eorum transitus erat ad societatem Christianorum, also östlich von diesem Christenhaufen und nachdem derselbe von der Übermacht der Feinde umzingelt war.

Der Untergang der Reinald'schen Schar war ein schwerer Schlag für das Kreuzheer und führte natürlich auf derselben Stelle oder dicht dabei zu neuem Blutvergiessen und verzweifeltem Ringen. Die Christen durften sich hier am allerwenigsten besiegen lassen und haben denn auch schliesslich das Feld behauptet, ohne dass wir jedoch mit Sicherheit angeben könnten, wie dies geschehen ist. Denn einigermassen fest steht nur, dass die italienischen Normannen, die bisher gleichsam die Nachhut des Hauptheeres gebildet hatten, sämtlich oder grösstenteils kehrt machten, den Platz der geschlagenen Genossen einnahmen und — vornehmlich unter Boemunds umsichtiger Führung — die Feinde zum Rückzug zwangen. Vielleicht wurden sie hierbei, da auch ihnen der Kampf grosse Not bereitet zu haben scheint, von noch anderen Abteilungen des Hauptheeres unterstützt; aber die Heldenthaten, die Herzog Gottfried und Graf Hugo bei Gelegenheit solcher Hilfeleistung — nach Albert — vollbracht haben sollen, sind, wie schon oben berührt, so sagenhaften Charakters, dass wir sie, falls nicht besondere Beweise für ihre Richtig-

keit gefunden werden, schwerlich in die beglaubigte Geschichtserzählung aufnehmen dürfen.

Zwischen dem Gros der christlichen Armada und Kerboghas überlegenen Massen war inzwischen die Schlacht ebenfalls heiss entbrannt. Die lodernde Begeisterung der Pilger ersetzte hier von vornherein, was ihnen an materieller Kraft gegenüber der grösseren Zahl und Kampfesfrische der Feinde fehlte, und nachdem endlich der Sieg in ihrem Rücken erfochten war und Boemund mit seinen Normannen sich ihnen wieder zugesellt hatte, durfte ein guter Ausgang des grimmen Streites schon ins Auge gefasst werden. Die Lage der Christen wurde überdies noch dadurch gebessert, dass der Zusammenhalt des muhammedanischen Heeres ein sehr lockerer war. Denn Kerbogha hatte zwar eine fast unzählbare Menge von Emiren und Söldnerscharen Vorderasiens zum Kriege aufgeboten, aber unter denselben gährte viel alter Hader, den der Feldherr, statt ihn zu dämpfen, durch herrisches Auftreten noch gesteigert hatte. Als die Christen kampfesfroh gegen die seldjukischen Linien vordrangen, kam bei diesen der weitverbreitete Unwille gegen Kerbogha zu offenem Ausbruch. Ganze Abteilungen des Heeres verweigerten den Gehorsam und wichen aus der Schlachtlinie, oder wendeten die Waffen sogar gegen die eigenen Genossen. Unter diesen Umständen konnte den Kreuzfahrern die Erringung des vollständigen Sieges nicht mehr allzuschwer fallen.

Die Nordfranzosen, Flandrer und Lothringer warfen sich schliesslich mit voller Wucht auf diejenigen Feinde, die noch in der Nähe des Orontes Stand hielten. Sie bildeten also nach wie vor den rechten Flügel des Christenheeres. Die Normannen schlossen sich, wie es scheint, den Lothringern, gleichsam als Centrum der ganzen Front, an und die Provenzalen rückten gegen die Zelte Kerboghas, mithin im nördlichen Teile der Ebene als linker Flügel, vor (Gesta l. c. und Alb. Aq. IV, 52, f. In Alberts Be-

richt dürften wenigstens einige, sachlich charakteristische Wendungen aus der lothringischen Chronik stammen). An einigen Stellen kam es noch zu scharfem Kampfe, jedoch nicht mehr für lange. Denn zu überwältigend wirkte auf die Seldjuken das Zusammentreffen des Aufruhrs in den eigenen Reihen mit dem jubelnden Ansturm der Christen. Der Emir von Mosul gab die verlorene Sache auf, liess sein Lager in Brand stecken und entwich mit dem Rest seines Heeres in voller Flucht gen Osten.

Die Sieger machten überreiche Beute, deren Aufzählung und Beschreibung den Eindruck hervorruft, als ob jener Lagerbrand nicht viele Werte zerstört habe, weil er, von den Seldjuken zu spät gelegt, keine grosse Ausdehnung gewonnen haben, oder von den Christen schnell gelöscht sein mag. Hinsichtlich des Beutemachens versichert Raimund (l. c.) wie ein Wunder Gottes, dass sich die Krieger durch Habgier nicht vom Kampfe abwendig machen liessen, während Albert (IV, 56) gerade die Provenzalen anklagt, sie hätten, einmal im Lager Kerboghas angelangt, nur noch für ihre Bereicherung gesorgt und dadurch noch andere Kreuzfahrer zu gleichem Thun bewogen und von der Verfolgung der Feinde abgehalten. Raimunds Worte erwecken deshalb den Verdacht, dass sie geschrieben seien, um einer in der That laut gewordenen Anklage zu begegnen.

Die Verfolgung konnte wegen der tiefen Erschöpfung der christlichen Reiterei nicht mit grossem Nachdruck ausgeführt werden. Immerhin scheinen einige beträchtlichere Scharen der Kreuzfahrer ein paar Wegstunden weit, bis zur Eisenbrücke, den Seldjuken auf den Fersen geblieben zu sein. Der rastlose Tankred soll seinen Ritt noch erheblich weiter, usque ad castellum Tancredi (Gesta l. c.) erstreckt haben. Die Bezeichnung des von ihm erreichten Punktes könnte Befremden erregen, weil ein Tankredskastell östlich von der Eisenbrücke nicht eigentlich bekannt ist und weil auch die Lieder (Chans. d'Ant. VIII, 54) diese

seltsame Bezeichnung enthalten. Da aber der verfolgende Tankred (nach Radulf cap. 91 f.) in die Gegend von Imm und Harim gekommen ist und diese Orte schon früher in Besitz genommen hatte (s. oben S. 64), so braucht man an der Aussage der Gesten wohl nicht zu zweifeln. Auch nach Albert (IV, 55) verfolgte Tankred die Seldjuken weiter als irgend ein andrer der christlichen Fürsten.

Der grosse Sieg befreite die Kreuzfahrer aus der schrecklichsten Not, die sie so lange heldenmütig ertragen hatten, und gewährte ihnen zugleich eine Machtstellung, in der die glückliche Vollendung des Kreuzzuges allzugrossen Schwierigkeiten nicht mehr begegnen konnte. Die Phantasie der Pilger und das Interesse der Sänger hafteten deshalb an den ungeheuren Kämpfen um Antiochien, auch nachdem diese längst überstanden waren. So kam es, dass die Liedertradition vor allem diese Kämpfe umfasst, in ihrem Kern gleichsam ein Epos vom antiochenischen Kriege geschaffen hat, und dass ausserdem die den Krieg um die schöne Orontesstadt behandelnden Abschnitte der Chroniken am stärksten von den Erzeugnissen der Liederphantastik durchsetzt sind. Im Anschluss daran ist gelegentlich als meine Auffassung Alberts von Aachen bezeichnet worden (s. Sybel l. c. p. 98), dass ich wohl in den Anfängen der Chronik Alberts und dann wieder in späteren Teilen derselben, nach der Besiegung Kerboghas, gute Überlieferung sähe, aber die Bücher, die den antiochenischen Krieg behandeln, gäbe ich doch selber Preis. Dies ist nun freilich nie meine Ansicht gewesen und mit keinem Wort habe ich jemals zu solchem Urteil Anlass gegeben, dasselbe ist vielmehr nur aus dem Vorurteil entstanden, dass aus Alberts Erzählung von jenem Kriege jedenfalls nichts zu retten sei. Um diesem Vorurteil zu begegnen und bei der allerdings ganz besonders schwierigen Sachlage konnte ich mich in den letzten der vorstehenden Abschnitte meiner Untersuchung nicht auf den Versuch beschränken, das Vorhanden-

sein der guten lothringischen Chronik einfach nachzuweisen, sondern musste grossenteils auf die Kritik der gesamten Uberlieferung und auf die Rekonstruktion der Ereignisse selber eintreten. Für die Folge wird dies nur noch in vereinzelten Fällen nötig sein und im übrigen die Konstatierung der lothringischen Chronik genügen. Im Vorstehenden aber haben wir gesehen, dass uns diese Chronik auch in dem wirrsten Teil der Überlieferung nicht verlässt und eine der wertvollsten Quellen, vielleicht die wertvollste für die Geschichte jenes Krieges bildet. Ja indem sich die lothringische Chronik als eine in allen Hauptsachen glaubwürdige und sagenfreie von den durch Albert von Aachen drauf gepfropften Erzeugnissen der Liedertradition loslösen liess, ergab sich uns, dass diese Tradition vielmehr breite Einwirkung auf den Text anderer gleichzeitiger Chroniken ausgeübt hat. Hier traten in den Vordergrund die Gesten, für die allerdings noch eine besondere Erwägung in Frage kommt. Die Lieder zeigen nämlich in der uns heute vorliegenden Fassung noch weit innigere Verwandtschaft mit den Kopisten der Gesten als mit diesen selber, streckenweise besonders mit Robert dem Mönch, und es ist deshalb vor kurzem die Meinung ausgesprochen worden, dass die Lieder in den betreffenden Abschnitten nur eine Umbildung Roberts seien, dieser also als die Quelle jener betrachtet werden müsse (Hagenmeyer, Peter der Eremit, p. 356). Da ich nun von vornherein abgelehnt habe (s. oben S. 4), die Untersuchung diesmal schon bis auf die eigentliche und erschöpfende Liederkritik zu erstrecken, so will ich auch mein Urteil darüber noch zurückhalten, ob und wie etwa Roberts Text auf die heute vorliegende Fassung der Lieder eingewirkt haben mag. Soweit aber habe ich die letzteren doch geprüft, bezüglich über die vielen Abweichungen zwischen denselben und Roberts Chronik, welche die Beiden gemeinsamen Erzählungen durchsetzen, mich unterrichtet, dass ich mich einstweilen mit der, im wesentlichen auch

von Sybel (l. c. besonders p. 94) gebilligten Annahme begnügen darf, die Lieder seien in ihrer ursprünglichsten Fassung das früheste Erzeugnis der Überlieferung, darnach seien die Chroniken geschrieben worden und die Verfasser derselben hätten je nach ihrer mehr oder minder erregten Stimmung die Liederphantastik schwächer oder stärker auf sich wirken lassen. Falls sich dies als richtig erweist, und bis jetzt sehe ich keinen Grund, daran zu zweifeln, so fliesst schon in den Gesten ein breiter Strom dieser Phantastik, und aus dem unerschöpflichen Born derselben haben dann Tudebod, die Historia belli sacri und vor allem Robert immer reichlicher geschöpft. Wie aber auch diese Frage endgültig entschieden werden mag, der Nachweis darüber, ob alle verdächtigen Mitteilungen der Gesten schon aus den Liedern stammen oder nicht, ist für die Kritik Alberts von Aachen nur von sekundärer Bedeutung. Die Zergliederung desselben in einen glaubwürdigen Chroniktext und in plump daran gefügte Erzeugnisse der Liedertradition ist, wie wir gesehen haben, auch ohne jene Entscheidung in den Hauptstücken sicher durchführbar.

In den Schluss der Erzählung vom Ausgang der grossen Befreiungsschlacht flicht Albert noch einige anekdotenhafte Erinnerungen an den kümmerlichen Zustand, in dem das Christenheer zum Kampfe ausgerückt war. Man habe kaum noch 200 tüchtige Streitrosse besessen; edle Herren, wie der schwäbische Graf Hartmann und Heinrich von Ascha, seien so verarmt gewesen, dass sie ohne Herzog Gottfrieds Mildthätigkeit hätten verhungern müssen; aber auch dieser habe das gute Pferd, auf dem er in die Schlacht geritten, da er selber keines mehr besessen, nur auf dringendes Bitten von Graf Raimund erhalten; und sogar Robert, „der sehr mächtige Fürst des fetten Flanderns", sei so blutarm gewesen, dass er nur durch Betteln ein Pferd sich habe verschaffen können. Diese Mitteilungen sind ohne Zweifel Zusätze Alberts und stammen zum Teil wohl aus

lothringischer Lokaltradition, zum Teil aber auch aus der Liederphantastik, nach der Gottfried und Tankred im ganzen Heere um die Mittel zum Ankauf eines Pferdes für Graf Robert bettelten (Chans. d'Ant. VII, 12). Zu erwähnen ist hierbei noch, dass ein anderes Geschichtchen, wonach Robert vor der Schlacht so schwach gewesen sein soll, dass er kaum habe zu Pferde steigen können, sich nicht auf diesen, sondern auf Graf Hugo bezieht (vergl. Sybel l. c. p. 364 und Guibert p. 205).

Bevor wir nun aber endlich den sagenerfülltesten Teil der Kreuzzugsgeschichte verlassen, empfiehlt es sich, den Blick noch zu richten auf gewisse Äusserungen des lothringischen Chronisten, die in eigentümlicher Weise die Mitte zwischen Wahrheit und Dichtung halten. Ich meine seine Zahlenangaben, von denen ich schon früher nachgewiesen habe (vergl. oben S. 12 und besonders meinen Aufsatz „Peter der Eremite und Albert von Aachen, Histor. Zeitschr. XLIV, 33), dass sie nicht Zahlen im strengen Sinne des Wortes enthalten. Hierauf möchte ich an dieser Stelle noch einmal zurückkommen, weil der lothringische Chronist, Dank seinen ungemein häufigen Zahlenangaben, einen lehrreichen Beitrag zur Kritik des mittelalterlichen Zahlenwesens überhaupt liefert. Er sagt nämlich äusserst selten, dass eine mässige Schar oder ein grosses Heer irgend ein Unternehmen begonnen habe, auch gebraucht er in nur wenigen Fällen den Ausdruck, dass eine Truppe ungefähr so und so stark gewesen sei. Er nennt vielmehr fast immer bestimmte Zahlen, aber dieselben sind stets in auffallender Weise abgerundet. Kleine Streifscharen umfassen 10, 15, 30, 60 Mann, nicht 17, 23 oder eine ähnliche, nicht abgerundete Zahl. Grössere Haufen bestehen ebenso aus 200, 500, 1000, 2000 Mann, ganze Heere aus 10,000, 20,000, 40,000 Mann. Das sind offenbar keine eigentlichen Zahlen, sondern allgemeinere Bezeichnungen, die wir heute mit klein, mässig, gross, sehr gross u. dergl.

wiedergeben, oder für die wir, soweit militärische Verhältnisse inbetracht kommen, Patrouille, Zug, Schwadron, Regiment, Brigade, Armeekorps u. s. w. sagen.

Dieser Sprachgebrauch dient freilich nicht zur Stärkung der Glaubwürdigkeit des lothringischen Chronisten, prüft man die Zahlen aber nur auf ihre ungefähre Richtigkeit, so findet man, dass die Mehrzahl derselben, wenigstens um ein allgemein zutreffendes Bild zu geben, sehr gut gewählt erscheint. Und dazu kommt noch, dass derselbe Sprachgebrauch offenbar auch die andern Kreuzzugschronisten beherrscht, so dass individueller gestaltete Zahlen in unserer ganzen Überlieferung sich selten finden. Die Gesten, um nur diese als Beispiel anzuführen, lassen den Sultan Kilidj Arslan auf seiner Flucht durch Kleinasien auf 10,000 Araber stossen, den Grafen Raimund 500 Ritter aus Armenien nach Nordsyrien vorausschicken, den Fürsten Boemund mit 4000 Rittern dem übrigen Heere voran nach Antiochien marschieren, u. s. w. Ja der bildliche Charakter der Zahlen, der hieraus erhellt, prägt sich beim Lothringer wie bei den übrigen Chronisten in einzelnen Fällen besonders scharf aus. Der erstere lässt die Kreuzfahrer nach der Besiegung Kerboghas per centenos et quinquagenos zu Balduin von Edessa eilen, und Radulf sagt (cap. 90), dass jene christliche Schar, die während der grossen Befreiungsschlacht im Westen des Schlachtfeldes kämpfte, der ungeheuren Seldjukenmacht gegenüber nur eine Sechshundertschaft gewesen sei (ille quasi innumerus, vix hic quasi sexcentenus). Die Zahl 12 veranlasst sodann den Lothringer von 12 Grossen zu reden, durch die Balduin zur Regierung von Edessa gekommen, den Tod von 12 seldjukischen Emiren in der Brückthorschlacht (März 1098) zu behaupten und 12 Christenritter in einer mesopotamischen Burg in grosse Not zu bringen (Alb. Aq. V, 20). Die 12 toten Emire sind auch den Gesten bekannt, und Raimund sagt, dass in der ersten Schlacht, durch welche die Seldjuken Antiochien

zu entsetzen versuchten (Dezember 1097), Robert von Flandern durch 12,000 Türken überrascht worden sei. Am verlockendsten aber war für unsere Chronisten der Gebrauch der Zahl 7. Nach dem Lothringer zog Balduin mit 700 Reitern von Mamistra ins Eufratese, erhielt derselbe von seinem Schwiegervater Tafnuz anstatt 60,000 nur 7000 Goldstücke, rückten die Kreuzfahrer mit 700 Reitern zur zweiten Entsatzschlacht (9. Februar 1098) aus, kehrten die Streifscharen, die man Kerbogha entgegengeschickt, 7 Tage vor dessen Ankunft ins Lager zurück, stand Boemund seit 7 Monaten (d. h. sehr lange) mit Firuz in Unterhandlung, zogen Gottfried und Robert mit 700 Reitern zur Einnahme von Antiochien u. s. w. Ebenso reden die Gesten von 7 (d. h. sehr wenigen) Griechen, die vor Konstantinopel im Kampf mit den Lothringern (Januar 1097) gefallen; und Raimund lässt, nachdem die Provenzalen das Kastell vor dem Brückthor gebaut, einen kleinen Posten derselben von 7000 (d. h. ungeheuer vielen) Seldjuken überfallen werden.

Die Hauptgefahr bei solcher Behandlung der Zahlen, die keinen Sinn für Genauigkeit derselben aufkommen liess, lag natürlich in der Übertreibung der hohen Angaben. Der Lothringer ist dieser Gefahr nicht ganz entgangen. Wenn er leidenschaftlich erregt war, oder wo ihm Augenzeugenschaft fehlte, verirrte er sich in riesenhafte Zahlen, so dass er, um nur dies früher Erwähntem hinzuzufügen, die Menge der nach der Einnahme Antiochiens dort an der Pest Gestorbenen auf mehr als 100,000 schätzt. Noch schlimmer aber sind in dieser Richtung die meisten andern Chronisten von der Wahrheit abgewichen, z. B. — abgesehen von den vielen Hunderttausenden, die sie dem Christenheere oder gar der Armada Kerboghas geben — in der Schätzung der Seldjuken Kilidj Arslans bei Doryläum. Raimund berechnet dieselben, schon kaum glaublich, auf 150,000, die Gesten gar auf mehr als 360,000 Mann.

Wie stark vor allem das grosse Christenheer gewesen sein mag, lässt sich daher aus den uns überlieferten Zahlen allein nicht feststellen. Die Befreiungsschlacht vom 28. Juni 1098 scheint zwar hierfür einen guten Anhalt zu bieten, weil wir eine Aufzeichnung der Stärke fast sämtlicher Abteilungen besitzen, die an jenem Tage aus Antiochien ausmarschierten und wonach dieselben zusammen 120,000 bis 130,000 Mann gezählt haben müssten (Orderic. Vital. ed. le Prévost, III, 555; vergl. besonders Sybel, l. c. p. 364). Die ganze Masse der Kreuzfahrer mit Einschluss der Besatzung Antiochiens und der in Edessa und sonstwo verstreuten Abteilungen könnte alsdann an jenem Tage wohl noch gegen 200,000 Mann, und die Zahl der Pilger beim Beginn des Zuges im Frühling 1097, wie oft versichert worden ist, 300,000 Mann betragen haben. Aber jene 120,000 bis 130,000 Mann erscheinen äusserst bedenklich. Denn es klingt unglaublich, dass die Zeit eines einzigen Tages, selbst eines langen Frühlingstages, hingereicht habe, um ein so grosses Heer zuerst durch ein enges Défilé, über die Brücke von Antiochien, ins freie Feld hinauszubringen, hiernach auf letzterem unter mancherlei Schwierigkeiten eine Schlachtordnung bilden, die grosse Schlacht schlagen und schliesslich noch an demselben Tage den Feind ein paar Meilen weit verfolgen zu lassen. Delbrück hat deshalb vollkommen Recht, so hohe Zahlen als Phantasieprodukte zu betrachten (Sybel, Histor. Zeitschr. XLVII, 424 ff.), und wir müssen dieselben verwerfen, wo immer sie uns entgegentreten. Findet sich doch selbst in offiziellster Berichterstattung die zweifellose Übertreibung, dass von der Citadelle Antiochiens mehr als 100,000 Seldjuken mit den Christen innerhalb der Stadt zu schlagen versucht hätten und dass in der grossen Befreiungsschlacht 69,000 Mann vom Heere Kerboghas gefallen seien (vergl. die Briefe der Kreuzesfürsten an alle Gläubigen und an Papst Urban II. Migne, Patrol. curs. compl. CLV, 390 und Fulcher, p. 351).

Der lothringische Chronist ist jedoch wegen Übertreibungen, wie berührt, nicht gerade erheblich zu tadeln. Im Gegenteil seine wenn auch bildlichen, so doch sehr häufigen und sich daher auch unter einander kontrolierenden Angaben machen zumeist den Eindruck, als ob sie auf besonnener Wahrnehmung beruhen und somit wenigstens ungefähre Wahrheit enthalten. Es mag deshalb gestattet sein, darauf hinzuweisen, dass Albert von Aachen (IV, 47) dem Herzog Gottfried beim Ausmarsch aus Antiochien nur 2000 Mann mitgiebt. Diese Stelle befindet sich zwar inmitten unglaubwürdiger, auf der Liedertradition ruhender Erzählung, sollte sie aber trotzdem aus der Feder des lothringischen Chronisten stammen, und in der Chanson d'Antioche ist wenigstens von jener Zahl nicht die Rede, so würde die letztere eine Andeutung über die wirkliche Grösse des Kreuzheeres geben. Wenn nämlich auch noch andere Lothringer, was nach der Überlieferung nicht unmöglich erscheint, neben den 2000 Mann in die Schlacht zogen, so können die lothringischen Scharen insgesamt doch kaum, wie Orderichs oben erwähnte Aufzählung will, 30,000 Mann stark gewesen sein. Vielmehr mag das ganze aus Antiochien ausrückende Heer die letztere Zahl nicht viel überboten haben. Und alles, was damit gegen die hohen Zahlen in der Geschichte des ersten Kreuzzugs gesagt ist, gilt auch für manches spätere Ereignis, z. B. für die Erhebung des Abendlandes zum zweiten Kreuzzug, bei der die ominöse Zahl „70,000 Panzerreiter" eine grosse Rolle spielt (s. meine Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs, S. 107).

Die hervorgehobene Stelle Alberts verdient übrigens noch weitere Beachtung. Denn in derselben erscheinen die Deutschen, quorum manus et gladius solet esse saevissimus in cervicibus inimicorum, wieder als die grimmigsten Streiter, und bald darauf (IV, 52) werden die Theutonici als corda intrepida habentes gerühmt. Hier ist es ganz gleichgültig, ob diese Worte aus der lothringischen Chronik, oder aus

der Liedertradition stammen, da wir sogar die letztere benutzen dürfen, um das Urteil, welches im Kreuzheere über die einzelnen Fürsten und Kriegerscharen gefällt wurde, kennen zu lernen. Nach der Chanson d'Antioche (VIII, passim) glückte nun Gottfried und den Seinen in der grossen Befreiungschlacht, ähnlich wie einst in der Schlacht am Brückthor, eine ganze Reihe wundersamer Heldenthaten, deren Erzählung uns abermals bestätigt, dass das lodernde Kriegsfeuer der Deutschen auf ihre Genossen, wie sehr auch deren Tapferkeit von den Liedern gepriesen wird, dennoch einen besonders starken Eindruck machte.

Von Antiochien nach Jerusalem.

Das fünfte Buch Alberts umfasst die Geschichte des Kreuzzugs vom 28. Juni 1098 bis zum Juni 1099, d. h. bis zum Beginn der Belagerung Jerusalems. Von Einwirkung der Liedertradition, oder von Verderbnis des lothringischen Textes durch Albert kann in dem ganzen Berichte nur an sehr wenigen Punkten die Rede sein. Es fragt sich daher fast allein, wie weit wir unserer Chronik selber Glauben zu schenken haben.

Im ersten und zweiten Kapitel erzählt der Lothringer, dass Antiochien nach dem Siege von heidnischen Gräueln gereinigt, der christliche Gottesdienst eingerichtet, der Patriarch wiedereingesetzt oder „zum Fürsten der antiochenischen Kirche" gemacht, und Boemund als Herr und Schirmvogt der Stadt anerkannt worden sei. An alledem ist nichts auszusetzen; denn was Sybel (l. c. p. 375) hieran sonderbar findet, erledigt sich dadurch, dass der Patriarch nicht Fürst Antiochiens, sondern — nach besserer Lesart — Fürst der dortigen Kirche wurde.

Im zweiten Kapitel führt der Lothringer noch aus, Boemund sei wegen der Verdienste, die er sich um Eroberung und Verteidigung Antiochiens erworben, zum Schirmvogt der Stadt gemacht worden; dagegen habe Graf Raimund, semper insatiatus desiderio acquirendi, den untern Teil der Stadt, beim Brückthor, im eigenen Interesse militärisch besetzt und hierdurch den späteren Streit zwischen Normannen und Provenzalen veranlasst; die übrigen Fürsten hätten getreu dem Eide, den sie Kaiser Alexius geschworen, von Antiochien lediglich nichts für sich verlangt. In dieser durchaus glaubwürdigen Ausführung ist nur ein kleiner Satz bedenklich. Nachdem nämlich von der neuen Herrscherstellung Boemunds und auch davon die Rede gewesen ist, dass es den Normannen glückte, die Citadelle Antiochieus, die von den Seldjuken nicht mehr verteidigt wurde, zu besetzen, findet sich die kurze Bemerkung, nach der Niederlage Kerboghas seien Sansadon und die übrigen Hüter der Citadelle entflohen und hätten dieselbe somit leer stehen lassen. Dies ist unrichtig, weil wir sicher wissen, dass die Besatzung der Citadelle sich an die Christen ergeben hat. Aber die kurze Bemerkung Alberts, die schon stilistisch den Charakter eines Einschiebsels zeigt, nährt überdies noch durch die Erwähnung Sansadons (vergl. oben S. 154) den Verdacht, dass sie eben nicht aus der Feder des lothringischen Chronisten, sondern aus der Alberts stamme.

An die Übergabe der Citadelle knüpft sich noch eine Kontroverse zwischen Raimund und den Gesten, die mit einigen Worten berührt werden muss. Nach Raimund (p. 262) erfolgte die Übergabe an alle Fürsten, so dass Boemund Gewalt anwenden musste, um sich der ausschliesslichen Herrschaft in der Citadelle zu bemächtigen. Nach den Gesten (p. 151) wünschten die Seldjuken, sich nur an Boemund zu ergeben, verschmähten deshalb das ihnen gereichte provenzalische Banner, warteten, bis Boemund heran-

gekommen war, und schlossen mit demselben einen Vertrag. Raimunds Worte dürften von Parteilichkeit, von Hass und Neid der Provenzalen nicht frei sein, aber der Bericht der Gesten wird durch seine innige Verwandtschaft mit den Liedern (Chans. d'Ant. VIII, 59 ff.) ebenfalls stark verdächtigt, so dass wir höchstens als wahrscheinlich bezeichnen dürfen, Boemund habe bei der Besetzung der Citadelle die Provenzalen mit glücklicher und vielleicht rauher Hand auf die Seite gedrängt, wobei wohl die andern Fürsten ihn umsomehr gewähren liessen, als sie ihm Antiochien längst zugestanden hatten und ihm auch in dieser Angelegenheit gestatteten, zugleich im Interesse des ganzen Christenheeres wie zu seinem besonderen Vorteil zu handeln.

Im dritten Kapitel giebt der Lothringer einen wertvollen Bericht über die Sendung zweier Kreuzesfürsten, Hugos von Vermandois und Balduins von Hennegau, an Kaiser Alexius. Die Franken sahen nämlich die antiochenische Frage nach der Übertragung der Schirmvogtei an Boemund noch nicht als erledigt an, sondern verlangten nach einer abschliessenden Auseinandersetzung mit dem Kaiser. Jene Gesandten sollen nun, wie die Gesten (p. 152) sagen, den etwas eigentümlich klingenden Auftrag erhalten haben, den Kaiser aufzufordern, dass er Antiochien in Besitz nehme und zugleich seine Verpflichtungen gegen die Kreuzfahrer erfülle. Der Lothringer legt hingegen grosses Gewicht darauf, dass Alexius seine Verpflichtungen schon bisher nicht erfüllt, d. h. die Franken beim Kampf um Antiochien schmählich in Stich gelassen habe; und der Zweck jener Gesandtschaft scheint deshalb weniger gewesen zu sein, den Kaiser zur Erneuerung der Griechenherrschaft in Nordsyrien anzuspornen, als vielmehr das Kreuzheer wegen der Übergabe Antiochiens an Boemund zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen. Eine ähnliche Auffassung der Sache macht ein Kopist der Gesten, Baldrich (p. 79), insofern geltend, als er in einer aus seiner Feder

stammenden Erweiterung des den Gesandten erteilten Auftrags versteckte Vorwürfe und Drohungen gegen Alexius richtet.

Das vierte Kapitel enthält die Schilderung der Lagerseuche, die einige Zeit nach der Besiegung Kerboghas in Antiochien und dem umliegenden Lande ausbrach. Eine Verwandtschaft zwischen dem lothringischen Text und den Liedern (Chans. d'Ant. im Anhang zum zweiten Bande, S. 286 u. 292), den Ort betreffend, wo der an der Seuche gestorbene Bischof von Puy begraben wurde, ist zu wenig umfangreich und ihrem Inhalt nach allzu natürlich, um Verdacht gegen jenen Text zu wecken. Ohne denselben wüssten wir überdies beinahe nichts von dem Auftreten der Seuche und den Verheerungen, die sie anrichtete. Beachtenswert ist dabei, dass der am 1. August gestorbene Bischof von Puy das erste, sagen wir auch nur das erste namhafte Opfer der Seuche gewesen sein soll, so dass dieselbe nicht schon Anfang, sondern erst etwa Ende Juli zu wüten begonnen hat.

In den Kapiteln 5 bis 12 erzählt der Lothringer eine, die grosse Burg Hasart (richtiger Ezaz) betreffende und bisher nicht genügend gewürdigte Episode. Ezaz liegt nördlich von Haleb, auf der graden Strasse zwischen Antiochien und Tell-Baschir, dem letzteren Orte schon näher als Antiochien. In den Händen der Seldjuken störte der Platz die Verbindung zwischen dem Euphratese und dem Orontesgebiet, in den Händen der Christen hätte er zu trefflicher Abrundung ihrer Besitzungen gedient. Nun herrschte dort ein kriegerischer Mann, namens Omar, der die Kreuzfahrer arg belästigte, zugleich aber auch mit dem mächtigen Emir Ridhwan von Haleb in Fehde lag. Von dem letzteren endlich zu hart bedrängt, kam er auf den Gedanken, die Christen um Hilfe zu bitten, und er wendete sich an den in Antiochien weilenden Gottfried, weil er von einem seiner Untergebenen, der eine gefangene loth-

ringische Dame geheiratet hatte, auf den Herzog besonders aufmerksam gemacht worden war. Gottfried traute der Botschaft Omars anfangs nicht; nachdem ihm aber der Sohn desselben als Geissel übergeben worden, schloss er ein Bündnis mit ihm nnd versprach ausgiebige Unterstützung gegen Ridhwan von Haleb. Omars Boten meldeten dies hocherfreut ihrem Herrn durch Absendung von zwei Brieftauben. Gottfried setzte sich gleich darauf mit starker Macht in Marsch und traf unterwegs mit seinem Bruder Balduin, der einen stattlichen Heerhaufen von Edessa herbeigeführt hatte, zusammen. Aber dem Heere Halebs schienen auch die vereinigten lothringischen Streitkräfte nicht gewachsen zu sein. Gottfried verlangte deshalb von Raimund und Boemund, die sich aus Groll über die steigenden Erfolge der Lothringer bisher von diesem Handel fern gehalten hatten, unter heftigen Drohungen, dass sie ihm schleunigst Hilfe zuführten. Seine Worte wirkten, und so zog nun ein hinreichend grosses Heer gen Ezaz und nötigte Ridhwan, die schon begonnene Belagerung des Platzes anfzugeben. Die Macht der Kreuzfahrer und besonders der Lothringer erhielt hierdurch für den Augenblick einen beträchtlichen Zuwachs.

Freilich nur für den Augenblick. Denn nach einiger Zeit — wir können nicht genau sagen wann — eroberte Ridhwan Ezaz doch und liess seinen Gegner Omar töten. Wenn aber anch das Unternehmen Gottfrieds keine dauernden Folgen hatte, so ist es für uns trotzdem nicht gleichgültig. Das romantisch erscheinende Detail der lothringischen Erzählung, namentlich die Brieftaubensendung, wirkt auf den ersten Blick befremdlich; aber dass in Syrien damals Brieftauben benutzt wurden, ist uns vielfach, z. B. durch Raimund (p. 291) sicher verbürgt. Sodann hat man die Behauptung des lothringischen Chronisten, dass Gottfried von Antiochien aus den Marsch gen Ezaz allein begonnen und darnach erst die Normannen und Provenzalen

durch Drohungen zur Unterstützung der Lothringer bewogen habe, für unglaubwürdig gehalten. Raimund (p. 264) sagt allerdings, Gottfried habe schon in Antiochien seinen Herrn, den Grafen Raimund, dringend um Hilfe gebeten, und beide Fürsten seien dann zum Kampf mit Ridhwan von Haleb ins Feld gerückt. Da jedoch einerseits der lothringische Chronist nachdrücklich hervorhebt, dass den Drohungen inständige, aber vergebliche Bitten Gottfrieds vorangegangen seien (Alb. Aq. V, 11), und da andrerseits das Verschweigen der Drohungen bei Raimund erklärlich genug ist, so dienen beide Darstellungen des Sachverhalts, anstatt sich zu widerlegen, vielmehr einander zu guter Ergänzung. Ferner ist zu beachten, dass die Unterstützung Omars gegen Ridhwan ohne Zweifel noch in den Sommer 1098 gehört und nichts mit der, wie wir bald sehen werden, viel später unternommenen Reise Gottfrieds nach Edessa zu thun hat. Endlich bietet uns der, obschon fehlgeschlagene Versuch der Lothringer, Ezaz in ihre Obhut zu nehmen, einen neuen, nicht zu unterschätzenden Beweis für die Kühnheit und Rührigkeit, mit welcher dieselben nach Erringung fürstlicher Macht im Morgenlande strebten (vergl. noch Sybel l. c. p. 378 und Riant, Inventaire etc. p. 181, 183 f.).

Im 13. Kapitel erzählt der lothringische Chronist, dass Herzog Gottfried, erschreckt durch die Verheerungen, welche die Lagerseuche in Antiochien anrichtete, und eingedenk ähnlicher Verheerungen, die er beim Romzuge Kaiser Heinrichs IV. im Jahre 1083 zu beklagen gehabt, Antiochien verliess und sich in die ihm von seinem Bruder Balduin überlassene Herrschaft Tell-Baschir zurückzog. Diese Mitteilung ist bisher als ein Erzeuguis der Sage betrachtet und mit späteren Fabeleien über wundersame Erkrankungen und Genesungen Gottfrieds in Verbindung gesetzt worden. Lassen wir aber die Fabeleien für diesmal bei Seite und begnügen wir uns einstweilen mit der Kritik der lothringi-

schen Chronik. Hier ist nur gesagt, dass Gottfried Antiochien verliess, weil er dort von einer persimilis clades, wie dereinst auf dem Romzuge, getroffen zu werden fürchtete. Worin diese clades bestanden, ist dann mit der Ausführung gegeben, dass im Jahre 1083 viele deutsche Ritter, also auch wohl Vasallen Gottfrieds an einer Seuche gestorben seien. Dass der Herzog damals selber erkrankt war, ist in diesen Worten gar nicht enthalten. Der Sinn der etwas ungeschickt zusammengefügten Sätze scheint vielmehr nur der zu sein, dass Gottfried im Jahre 1083 viele Krieger an Krankheiten verloren hatte und dass in Erinnerung hieran nunmehr er und ohne Zweifel ein grosser Teil seiner Vasallen und Knechte aus dem verpesteten Antiochien in die gesunderen Orte der Herrschaft Tell-Baschir übersiedelten (vergl. Sybel l. c. p. 216, 219).

Das 14. Kapitel giebt Nachricht von einigen Kämpfen, die Gottfried von Tell-Baschir aus mit den Leuten feindlicher armenischen Fürsten zu bestehen hatte. Besonders handelt es sich dabei um die Bestrafung jenes Pankratius, von dem schon mehrfach (s. oben S. 106) die Rede war. Der Bericht erscheint schlechthin glaubwürdig.

Die Kapitel 15 bis 22 versetzen uns nach Edessa. Zunächst wird bemerkt, dass im Sommer 1098 eine grosse Zahl von Kreuzfahrern den Grafen Balduin aufsuchte, um bei demselben, während die übrigen Fürsten in oder bei Antiochien rasteten, Kriegsdienste zu nehmen. Unter diesen Pilgern werden Rainald von Toul und Fulcher von Chartres genannt. Bei dem ersteren ist zu bemerken, dass er nach Sybel (l. c. p. 372) schon am 28. Juni im Kampf mit den Seldjuken gefallen sein soll; sein Tod in der grossen Befreiungsschlacht wird jedoch von keiner glaubwürdigen gleichzeitigen Quelle, vielmehr nur von den Liedern (Chans. d'Ant. VIII, 29) gemeldet. Hinsichtlich Fulchers von Chartres ist zu beachten, dass ein gleichnamiger Mann schon vorher in Balduins Diensten stand (Alb. Aq. III, 25),

ein anderer Namensvetter der erste bei der Einnahme Antiochiens war (s. oben S. 116) und am Ende des vorliegenden Abschnitts der lothringischen Erzählung noch ein Folbert oder Fulcher von Chartres erscheint (Alb. Aq. V, 22). In welcher Weise diese Folberts oder Fulchers auf eine oder mehrere Personen zurückzuführen sein mögen, kann ich für jetzt nicht mit Sicherheit feststellen. Vielleicht wird darüber noch eine genauere Durchforschung der Handschriften Alberts Aufschluss geben (vergl. einstweilen Orderic. Vital. III, 538).

Vom Grafen Balduin wird sodann erzählt, wie er seine Herrschaft in Mesopotamien immer mehr befestigt und ausdehnt. Er entdeckt eine gegen ihn gerichtete Verschwörung der Edessener und bestraft die Schuldigen so streng, dass er hierdurch die armenischen Grossen, unter andern seinen Schwiegervater Tafnuz, der ihm längst versprochene Gelder noch immer nicht gezahlt hat, tief einschüchtert. Ausserdem kommt er in neue Händel mit den Emiren von Samosata und Serudj, deren Hauptstädte er schon vor Monaten eingenommen hatte. Den ersteren lässt er enthaupten, von dem andern wird er einmal überlistet, wobei zwölf lothringische Ritter in Gefangenschaft geraten; doch wird der Kampf mit dem Emir nachdrücklich fortgesetzt und durch die Gefangennahme von sechs seldjukischen Kriegern die Freilassung von wenigstens sechs jener Ritter erwirkt. Die andern sechs Ritter (von denen späterhin noch vier glücklich entkamen, zwei jedoch umgebracht wurden) behielt der Emir usque ad diem discessionis (Balduini) in Jherusalem in Haft.

An der Glaubwürdigkeit dieser Mitteilungen ist in allen Hauptpunkten nicht zu zweifeln. Sie empfehlen sich durch Reichtum und Anschaulichkeit des Details, wie durch engen Anschluss an frühere Schilderungen der Thaten Balduins (vergl. besonders Alb. Aq. III, 17—25). Die Bemerkung dass der Emir von Serudj sechs Ritter bis zum

Tag der Abreise Balduins nach Jerusalem in Haft behalten hat, kann sich sowohl auf den Herbst 1099 wie 1100 beziehen. Denn gegen Ende 1099 ging der Graf nach Jerusalem, um durch ein Gebet am heiligen Grabe für seine Person den Kreuzzug zu vollenden; im Herbst 1100 verliess er jedoch Edessa, um Gottfrieds Nachfolger zu werden. Welche Zeit gemeint ist, bleibt zweifelhaft; doch dürfte sich die Wagschale mehr zum Jahre 1099 neigen, weil in jenen lateinischen Worten über den Zweck der Reise, der bei der Krönungsfahrt wohl nicht unerwähnt geblieben wäre, keine Andeutung enthalten ist. Wie dem aber auch sei, die Stelle hat vornehmlich insofern Interesse für uns, als sie vielleicht für Bestimmung der Zeit zu gebrauchen ist, in welcher der Lothringer den Rest der Geschichte des ersten Kreuzzugs geschrieben hat. Denn falls sie nicht, was allerdings der Fall sein kann, als ein späterer Zusatz betrachtet werden muss, so hat unser Chronist diesen Teil seines Werkes etwa im Jahre 1100 geschrieben, oder seine gleichzeitigen Aufzeichnungen in eben dieser Zeit zu einer zusammenhängenden Darstellung aneinander gereiht.

Kapitel 23 giebt Nachricht von dem unglücklichen Schicksal einer deutschen Pilgerschar, die, im Sommer 1098 Antiochien erreichend, dort von der Seuche ergriffen und fortgerafft wurde. Kapitel 24 berichtet von einer ganzen Reihe unbedeutender Vorgänge in und um Antiochien, von denen nur einer sagenhaft sein dürfte. Sansadon soll nämlich seine Mutter und seine Söhne, die bei der Einnahme Antiochiens von einem provenzalischen Ritter gefangen worden seien, durch ein Lösegeld von 3000 Goldstücken befreit haben. Diese Mitteilung kann ja buchstäblich richtig sein. Da sie jedoch eine verdächtigende Ähnlichkeit mit der Nachricht von den Erlebnissen der Gattin und der Kinder Kilidj Arslans hat (Alb. Aq. II, 36; s. oben S. 32) und sonst in der gesamten Überlieferung völlig allein steht, so ist schwer zu sagen, ob sie ganz oder halb wahr sein

und zum teil oder gar nicht aus der Feder des Lothringers stammen mag.

Im 25. Kapitel wird eine meteorartige Erscheinung geschildert, welche die Kreuzfahrer in einer Septembernacht lebhaft erregte. Unter den guten wie schlimmen Deutungen, die derselben gegeben wurden, erwähnt der Lothringer neben anderm, die Macht der Ungläubigen in Jerusalem nehme dergestalt ab, ut aditum tandem Christianis exhibere filiis videatur. Da hier die sonst sehr nahe liegende Bemerkung, dass Jerusalem wirklich bald darnach von den Christen erobert worden, nicht hinzugefügt ist, so erhebt sich die Vermutung, der Lothringer habe, wenn nicht einen grösseren Teil des vorliegenden Abschnittes, so doch mindestens die Ausführung über das Meteor und dessen Deutungen noch vor der Einnahme der heiligen Stadt niedergeschrieben, eine Vermutung, die auch dadurch nahe gelegt wird, dass unser Chronist das Meteor schliesslich nur mit dem verhältnismässig unbedeutenden Kampf um Maarra in Nordsyrien in Verbindung bringt.

Dieser Kampf und mehrere damit zusammenhängende Ereignisse werden im Anfang des 26. Kapitels und in den Kapiteln 29 bis 32 behandelt. Den Thaten der Provenzalen im Innern Nordsyriens, die hierbei vornehmlich in Betracht kommen, stand der lothringische Chronist augenscheinlich recht fern. Seine Kunde ist dürftig und ungenau; aber die Irrtümer, die er sich zu Schulden kommen lässt, und die Lücken, die sein Bericht zeigt, dürfen nicht anders beurteilt werden, als ähnliche Mängel der übrigen Chronisten, z. B. Raimunds bei der Behandlung lothringischer Angelegenheiten. So sagt der Lothringer gleich im Anfange, dass die Kreuzesfürsten insgesamt Albara erobert hätten, während dieser Erfolg in der That allein dem Grafen Raimund zu danken war. In dieser falschen Angabe liegt jedoch keine Absicht (vergl. Sybel l. c. p. 379, 394), vielmehr nur ein einfacher und um so erklärlicherer Irrtum,

als unser Chronist die Einnahme von Albara nur wie die Einleitung zu dem nachfolgenden, von vielen Kreuzesfürsten durchgeführten Kampf um Maarra ansah. Dem letzteren, der kaum über zwei Wochen in Anspruch genommen hat (27. November bis 11. Dezember), giebt der Lothringer sodann eine Dauer von fünf Wochen, eine Zeitbestimmung, die sich auch in den Liedern findet (Chans. d'Ant. im Anhang zum zweiten Bande, S. 293). Gleich darauf sagt er aber, dass die Christen nach der Eroberung von Maarra drei Wochen friedlich in der Stadt verweilt haben, und man darf deshalb vermuten, dass in jenen fünf Wochen ursprünglich zwei Wochen Kampf und drei Wochen friedlichen Aufenthaltes zusammengefasst waren, obgleich auch dies wieder nicht ganz genau ist, weil die Pilger nach Erringung des Sieges nicht bloss drei, sondern noch über vier Wochen in Maarra verweilten. Endlich erwähnt der Lothringer, ebenfalls gleich den Liedern (l. c. p. 295), dass Graf Raimund während der Bestürmung von Maarra eine seldjukische Burg eroberte und derselben das Material zur Errichtung eines grossen Belagerungsturmes entnahm. Er nennt diese Burg Talamria und bezeichnet damit vielleicht nur den schon früher von den Provenzalen eingenommenen Ort Talamania (Gesta p. 152).

Die Verwandtschaft des lothringischen Textes und der Lieder, die also nur wenige Punkte umfasst, nötigt in diesem Falle nicht zu der Annahme, dass der erstere durch besonders schlimme Einwirkung der poetischen Tradition, wenigstens nicht in Gestalt späterer Interpolation, verunstaltet worden sei. Die Irrtümer, die beiden Überlieferungen gemein sind, lassen sich vielmehr auf die ziemlich wirr durcheinander gehenden Nachrichten zurückführen, die nichtteilnehmende, etwa in Antiochien verweilende Männer vom Hergang der Ereignisse erhalten haben mögen. Der Rest dessen, was unsere Chronik bietet, stimmt teils mit den andern Berichten überein, teils enthält er sogar wertvolle

Zusätze, deren wichtigster die Aufzählung der an dem Kampfe um Maarra teilnehmenden Fürsten betrifft. Raimund (p. 268) erwähnt hier nämlich nur den Grafen Raimund, Robert von Flandern und — späterhin — Boemund. Die Gesten (p. 154) sprechen anfangs nur von Graf Raimund, lassen dann aber Boemund auf die „Comites" folgen. Nach Radulf (cap. 96) erscheint es unzweifelhaft, dass Robert von der Normandie und Tankred, sei es von Anfang an, sei es erst im ferneren Verlauf des Kampfes, zur Eroberung von Maarra beigetragen haben. Schon aus diesen Stellen ergiebt sich als feststehend, sowohl dass fast alle Kreuzesfürsten, wenn auch vielleicht nur allmählich, einer nac dem andern, mit Graf Raimund vor jener Stadt sich vereinigten, als auch, dass jeder unserer Chronisten den Namen dieses oder jenes Fürsten aus Nachlässigkeit oder mangelnder Kenntnis wegliess. Der Lothringer sagt nun, es seien Raimund, Robert von der Normandie, Eustach von Bouillon Robert von Flandern, Boemund und Gottfried gen Maarra gezogen, doch seien Gottfried, Boemund und Robert von Flandern, die nur zwei Wochen (quindecim diebus) an der Belagerung Maarras teilgenommen, wieder nach Antiochien zurückgekehrt, während Raimund, Robert von Flandern, Eustach und Tankred bei Maarra zurückgeblieben seien. In dieser Darstellung sind einige Irrtümer oder wenigstens Unklarheiten. Denn von jenen drei Fürsten, die schon nach zwei Wochen den Rückmarsch nach Antiochien angetreten haben sollen, ist wenigstens einer, Boemund, noch etwas länger bei Maarra geblieben, und hinsichtlich der andern drei Fürsten, die sich von Raimund nicht wieder getrennt haben sollen, ist sehr wahrscheinlich, dass sie dies dennoch, wenn auch nur auf kurze Zeit, gethan haben. Indessen die Hauptpunkte der Mitteilung des Lothringers sind richtig und lehrreich, dahin gehend, dass erstens sämtliche Fürsten vor Maarra zusammengekommen sind, zweitens das Haupt der Normannenpartei (Boemund)

und die Häupter der „dritten“ Partei (Gottfried und Robert von Flandern) sich für längere Dauer wieder von den Provenzalen getrennt haben, und drittens die übrigen Fürsten (Robert von der Normandie, Tankred und auch, woran zu zweifeln kein Anlass, Eustach von Bouillon) bei den nächstfolgenden Kriegsfahrten, obschon mit kurzer Unterbrechung, im Geleite Raimunds geblieben sind. Hinsichtlich Gottfrieds könnte es freilich scheinen, als ob derselbe nie vor Maarra anwesend gewesen sei, weil Raimund (p. 270) sagt, „dux aberat“ und (p. 271) „mandavit (comes Raimundus) ad ducem Lotharingiae et ad alios qui Marrae non interfuerant“. Aber die erste dieser Stellen bezieht sich nur auf die Zeit, nachdem Gottfried das Lager vor Maarra schon wieder verlassen hatte, und die zweite, die, sogar wenn Gottfried allein in ihr genannt wäre, auch nur durch die Erinnerung an Ereignisse derselben Zeit hervorgerufen zu sein brauchte, nötigt durch die Erwähnung der „alios“, die doch jedenfalls bei Maarra gewesen waren, zu der gleichen Interpretation. An einer kurzen Anwesenheit Gottfrieds bei Maarra, die uns durch den hierfür glaubwürdigsten Zeugen, den lothringischen Chronisten, verbürgt ist, haben wir somit nicht zu zweifeln.

Aus alledem ergiebt sich nun folgendes. Graf Raimund, der in den voraufgegangenen Wochen noch leidenschaftliche, aber vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, um die dauernde Festsetzung der Normannen in Antiochien zu hintertreiben, war endlich mit den Provenzalen ins Innere Syriens abmarschiert, teils um sich ähnliche Erfolge, wie Boemund, Gottfried und Balduin bisher erreicht hatten, zu sichern, teils auch, weil seine Untergebenen nach der Fortsetzung des Kampfes mit den Feinden Jesu Christi dringend verlangt hatten. Anfangs war er vielleicht allein, vielleicht auch sogleich in Begleitung dieses oder jenes Kreuzesfürsten den Feinden entgegengetreten. Als aber die Belagerung Maarras sich in die Länge zog, trafen alle

übrigen Fürsten, unter ihnen sowohl der grosse Führer der Normannen wie die Häupter der dritten Partei, auf dem neuen Kriegsschauplatz ein und blieben dort sämtlich, wie es scheint, bis zum Fall der Stadt. Kaum war der Sieg errungen, so gab es neuen Hader zwischen Provenzalen und Normannen, indem Boemund erklärte, er werde dem Grafen Maarra nur dann überlassen, wenn dieser ihm den ungeteilten Besitz Antiochiens endlich rückhaltslos zugestehe. Die neutralen Fürsten, d. h. vornehmlich Gottfried und Robert von Flandern, gerieten hierdurch in ein eigentümliches Gedränge. Sie hatten sich in der antiochenischen Frage längst den Wünschen Boemunds geneigt erwiesen (Raim. p. 267: dux et comes Flandrensis leviter de civitate Antiochiae habebant etc.), sei es, weil ihnen das kleinlich habgierige und zugleich dumpf fanatische Wesen der Provenzalen widerwärtig war, sei es, weil sie in redlicher Gesinnung schlechtweg anerkannten, dass der Normannenfürst einen beachtenswerten Rechtsanspruch auf die Orontesstadt habe. Aber einen ernsten Druck auf den Grafen Raimund auszuüben, hatten sie sich begreiflicherweise gescheut, da in diesem Fall die gänzliche Auflösung des Kreuzheeres, die zu befürchten auch so schon Ursache genug vorhanden war, kaum zu verhindern gewesen wäre. Als nun der Hader in Maarra sich wiederholte, zogen diese Fürsten es vor, der Entscheidung völlig aus dem Wege zu gehen. Gottfried verliess, weil er nur quindecim dies im Felde zugebracht hat, den Grafen Raimund vermutlich gleich nach dem Fall von Maarra. Robert von Flandern und andere Gesinnungsgenossen mögen ihn begleitet haben, oder ihm bald gefolgt sein, so dass Normannen und Provenzalen fast oder ganz allein einander gegenüber stehen blieben, was aber für Raimund weit nachteiliger war als für Boemund. Denn die Rückkehr der Fürsten nach Antiochien liess schon erkennen, dass dieselben geringe Neigung hegten, den Kreuzzug auf der Bahn, welche die Provenzalen

eingeschlagen hatten, fortzuführen. Die Stimmung der letzteren wurde durch die Besorgnis vor neuer Stockung des grossen Unternehmens so erregt, dass Graf Raimund sich, wenn er nicht schleunig nachgebe, von völliger Zerstörung seiner Machtstellung bedroht sah. Nachdem ihn auch Boemund, der von diesem Gegner keinen kräftigen Widerstand mehr erwartete, voll Hohn verlassen hatte, versuchte er zwar noch, sämtliche Fürsten in einer Unterredung, zu der er sie um die Jahreswende von 1098 auf 1099 nach Rugia, mittewegs zwischen Antiochien und Maarra, berief, durch Anbietung grosser Geldsummen dahin zu bewegen, dass sie sich sofort mit ihm zum Zug nach Jerusalem vereinigten; aber er stiess hierbei nicht bloss auf starke Abneigung, ihm zu willfahren, sondern er wurde ausserdem gleich darauf durch seine eigenen Leute genötigt, die Kreuzfahrt von Maarra aus — am 13. Januar 1099 — allein fortzusetzen. Die Spaltung des Pilgerheeres, die hiermit eintrat, bildete sich sogar dahin aus, dass nicht bloss Boemund und die Mehrzahl der Normannen, sondern auch die Häupter der „dritten Partei", die so eng verbundenen Gottfried und Robert von Flandern, bis zum Ende des Winters in Nordsyrien blieben, während Robert von der Normandie, Tankred und vermutlich Eustach von Bouillon, durch das Geld Raimunds und wohl auch durch Beutelust verlockt, sich allmählich den Provenzalen wieder anschlossen. Der Marsch dieser Heereshälfte führte, um dies hier gleich abzumachen, über Kafrtab nach Scheizar, von dort über den Orontes, an diesem Flusse eine kleine Strecke aufwärts, darnach südwestlich, das Gebiet von Himss (Kamela) streifend, jedoch diese Stadt nicht selber berührend, über das Gebirge an die tripolitanische Küste hinaus. Die Landschaften und Orte, die man zwischen Scheizar und der Küste durchzog, lassen sich trotz den Bezeichnungen, welche der Lothringer und die übrigen Chronisten dafür beibringen, wohl nicht mehr sämtlich genau feststellen. An der Küste

besetzten einzelne Streifscharen Tortosa und Maraklea; die Hauptmasse der Provenzalen schlug ihr Lager vor dem sehr festen tripolitanischen Schlosse Irkah auf und begann hier eine mühevolle und blutige Opfer fordernde Belagerung, die von dem Lothringer kurz, aber im Ganzen zutreffend geschildert wird. Die Dauer derselben betrug beinahe drei Monate (14. Februar bis 13. Mai). Unser Chronist nahm an ihr, wie wir sehen werden, nur während der zweiten Hälfte dieser Zeit teil; sein Irrtum (Alb. Aq. V, 37), dass die Belagerung nur drittehalb Monate gedauert habe, ist daher sehr entschuldbar.

Ehe wir aber weitergehen, haben wir noch einige Ereignisse vom Anfang des Jahres 1099 nachzuholen. Nach dem Berichte Roberts des Mönchs, also eines Kopisten der Gesten (p. 850), kamen die Kreuzesfürsten kurze Zeit nach der ergebnislosen Unterredung von Maarra noch einmal in Kafrtab zusammen, und Raimund sprach dort bewegliche Worte über seinen Streit mit Boemund und seinen Wunsch nach Beilegung desselben. Sybel verwirft diese Mitteilung (l. c. p. 390), die allerdings nur durch Roberts schwache Autorität gedeckt ist; indessen macht dieselbe doch nicht den Eindruck freier Erdichtung, zumal ein Kern von Wahrheit sehr leicht in ihr enthalten sein kann, da in Kafrtab Robert von der Normandie und vielleicht auch Tankred und Eustach zu Raimund stiessen und von diesem mit solchen Worten, wie Robert der Mönch erzählt, empfangen sein mögen. Boemund, Gottfried und Robert von Flandern sind dagegen gewiss nicht nach Kafrtab gegangen, und daher sind auch nicht irgend welche Fürsten, was Robert irrigerweise hinzusetzt, von Kafrtab nach Antiochien zurückgekehrt.

Wichtiger ist, dass in derselben Zeit Herzog Gottfried, wie der Lothringer erzählt (Alb. Aq. V, 26, 27), mit geringem Gefolge zu seinem Bruder Baldnin nach Edessa eilte und während des Rückmarsches nach Antiochien ein

ruhmvolles Abenteuer mit einem, ihm von den Seldjuken gelegten Hinterhalt bestand. Beides, die Reise nach Edessa und der erfolgreiche Kampf mit feindlicher Übermacht, wird auch von Raimund erwähnt, von diesem jedoch nicht in den Januar 1099, sondern in den Herbst 1098 gesetzt (p. 262, 267). Raimund weiss aber von den sonstigen Schicksalen der Lothringer während dieser Monate nur wenig zu melden. Es liegt deshalb sehr nahe, dass er die Reisen Gottfrieds nach Ezaz, Tell-Baschir und Edessa durcheinander wirrte, und unter allen Umständen ist seine Autorität in diesem Falle nicht hinreichend, gerade der lothringischen Überlieferung Abbruch zu thun.

Was den Herzog Gottfried damals bewog, nach Edessa zu gehen, können wir nur mutmassen. Das bisherige Ergebnis des Kreuzzuges bestand darin, dass die Normannen eine bedeutende territoriale Stellung im Orontesthale, die Lothringer eine augenblicklich vielleicht noch bedeutendere im Enfratese und in Mesopotamien gewonnen hatten. Dem Herzog und seinem Bruder standen dort glänzende Aussichten in die Zukunft offen, zugleich aber warteten ihrer schwere Aufgaben, da sie auf weitgestreckten Grenzen sowohl mit den Seldjuken zu kämpfen hatten wie mit den Armeniern, deren anfängliche Begeisterung für die Franken schon an mehreren Orten in Widersetzlichkeit gegen die ihnen zunächst auf dem Nacken lastende lothringische Oberherrschaft umgeschlagen war. Hierzu kam nun, dass das heisse Verlangen der Provenzalen nach Vollendung der Pilgerfahrt den Herzog zu schneller Beantwortung der Frage drängte, ob er mit seinem Bruder fürs erste nur an der Lösung jener nordsyrisch-mesopotamischen Aufgaben fortarbeiten, oder den Provenzalen nachfolgen solle, teils um der frommen Stimmung, die auch ihn beseelte, zu genügen, teils um etwaige weitere Gelegenheiten des Erwerbes nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Darüber mit Balduin persönlich zu beraten, mag Gottfried das Bedürfnis

gehabt haben. Die Entscheidung, die das Brüderpaar kühnen und grossen Sinnes fällte und die sich aus der Geschichte der nächsten Monate ergiebt, ging dahin, dass Balduin einstweilen allein die Machtstellung der Lothringer auf beiden Ufern des Eufrat zu erhalten und zu erweitern suchen, Gottfried dagegen mit der Hauptkraft der Lothringer den Kreuzzug bis zu seinem Ende durchführen werde.

Während der Herzog fern von Antiochien weilte, hatten die Normannen dort die Gunst des Augenblickes schlau für sich benützt. Graf Raimund war ja durch die Stimmung seines Heeres verhindert, thätlich gegen sie aufzutreten. Der bedeutendste Fürst der „dritten" Partei, eben Herzog Gottfried, der vielleicht die Anwendung von Gewalt gegen die Provenzalen nicht geduldet haben würde, war abwesend. So wagte Boemund, einige feste Plätze in Antiochien, die Raimunds Leute von der Einnahme der Stadt an bis zu diesem Augenblick stets festgehalten hatten, durch Tankred plötzlich überrumpeln und mit seiner eigenen Ritterschaft besetzen zu lassen. Seine ausschliessliche Herrschaft in Antiochien wurde hierdurch endgültig hergestellt, und auf allen Seiten fügten sich die Fürsten in die nicht mehr zu ändernde Thatsache. —

Die Aufeinanderfolge der Ereignisse im Anfang des Jahres 1099 ist schwer zu bestimmen. Gehen wir aus von jenem Gespräch in Rugia, welches, wenn auch etwas früher oder später, so doch jedenfalls um die Jahreswende gehalten worden ist, so mögen sich hinter einander zugetragen haben: selbstverständlich zuerst die Rückkehr der Fürsten von Rugia nach Antiochien, bezüglich nach Maarra, sodann Gottfrieds Abreise nach Edessa, die Vertreibung der letzten Provenzalen aus Antiochien, Abmarsch Raimunds aus Maarra (13. Januar) und einige Tage darauf Eintreffen Roberts von der Normandie in Kafrtab. Die meisten Zweifel erregte bisher die Datierung der Vertrei-

bung der Provenzalen aus Antiochien. Raimund und die Gesten erwähnen dieselbe nicht. Radulf (cap. 98) setzt sie in einen unwahrscheinlich frühen Zeitpunkt, noch während des Kampfes um Maarra. Zwei Kopisten der Gesten, Tudebod (p. 95) und Historia belli sacri (cap. 93) schalten sie vor Raimunds Abmarsch von Maarra ein, und auf ungefähr denselben Augenblick führt die Äusserung des lothringischen Chronisten, die wegen ihrer Beziehung auf Gottfrieds Abwesenheit in dieser Frage wohl entscheidende Autorität besitzt (vergl. Sybel, l. c. p. 389).

Nachdem der Herzog von Edessa nach Antiochien zurückgekehrt war, trafen er und seine dortigen Genossen, ohne Zweifel wegen der ungünstigen Jahreszeit (Ende Januar), noch nicht sogleich Vorbereitungen zu der wahrscheinlich doch schon in Aussicht genommenen Fortsetzung des Kreuzzuges. Ihr Zaudern brachte sie nun aber in ähnliche Gefahr wie einige Wochen vorher den Grafen Raimund. Auch in ihren Heerhaufen regte sich heftiger Unwille über die lange Verschleppung der Pilgerfahrt. Die Krieger begannen sich zu zerstreuen und konnten zum Teil nur mit Gewalt von der Rückkehr in die Heimat abgehalten werden. Deshalb traten die Fürsten endlich (am 2. Februar) zu einer Beratung zusammen und bestimmten, dass die Truppen sich zum Marsche rüsten, von allen Orten, in denen sie bisher gestanden, nach Laodicea vorgehen und dort sich zu gemeinsamem Zuge gen Süden am 1. März bereit halten sollten. Der Befehl wurde pünktlich ausgeführt, jedoch vereinigten sich bei Laodicea im wesentlichen nur Lothringer und Flandrer zur Vollendung des Kreuzzuges, da Boemund und dessen Normannen vorzogen, allein zu gunsten ihres jungen antiochenischen Staates weiter zu kämpfen. Die Kriegerschar, welche Gottfried nnd Robert von Flandern ins Feld führten, soll nach dem lothringischen Chronisten 20,000 Mann stark gewesen sein, eine ersichtlich abgerundete, aber wohl ungefähr und insoweit

ebenso glaubwürdige Zahl wie die der Provenzalen bei Maarra, die derselbe Chronist auf 10,000 Streiter schätzte (Alb. Aq. V, 28, 29, 33).

Mit dem endgültigen Abzug Gottfrieds von Antiochien ist ein Abschnitt unserer Chronik erledigt, der einen kurzen Rückblick erfordert. Wir fanden den Lothringer zumeist vortrefflich unterrichtet. Worüber er weniger Bescheid wusste, war nur eine Ereignisgruppe, die seinen Landsleuten fern lag. Von fast allem Übrigen giebt er wohlgeordnete, detailreiche, den Eindruck guter Überlieferung machende Nachrichten, dergleichen nur ein Geichzeitiger und Teilnehmender sammeln und aneinander reihen konnte. Von irgend einer, den Thatbestand fälschenden Tendenz zu gunsten Gottfrieds, oder zum Nachteil eines andern ist nichts in ihm zu bemerken. Die härtesten Egoisten des Kreuzheeres, Boemund und Raimund schilt er zwar gelegentlich, jedoch nur so, wie sie es, mindestens nach allgemein lothringischer Auffassung, sicher verdienten. Tadelt er zeitweise den Grafen Raimund etwas strenger oder häufiger als den Fürsten Boemund, so ist dies der Stimmung seines eigenen Fürsten, des Herzogs Gottfried, genau entsprechend; auch entgeht hierbei der Normann keineswegs seinem ernstlichen Unwillen, indem er demselben z. B. maxima invidia et indignatio animi adversus comitem Raimundum (Alb. Aq. V, 26) vorwirft. Die Widersprüche, deren er sich schuldig gemacht haben soll und die Sybel (l. c. p. 394) veranlasst haben, in seinem Werk ein aus verschiedenartigen Erzählungen von Normannen, Lothringern und Provenzalen in grösster Naivität zusammengesetztes Buch zu sehen, diese Widersprüche sind schlechterdings nicht vorhanden. Im Gegenteil seine Darstellung nötigt zu der Annahme, dass sie auf den Wahrnehmungen und Forschungen eines einzigen besonnenen Augen- und Ohrenzeugen ruhe. Er hat ja beinahe alles in Erfahrung gebracht und aufgezeichnet, was im Gesichtskreis der Loth-

ringer lag, und er hat nur solche Urteile gefällt, die wir als dem lothringischen Standpunkte angemessene bezeichnen dürfen. Es lässt sich sogar sagen, dass er seine Notizen zur Geschichte des Kreuzzuges vom Sommer 1098 bis zum Frühling 1099 vermutlich an einem bestimmten Orte, in Antiochien, gesammelt hat. Denn wäre er längere Zeit von Antiochien fern, z. B. mit anderen Lothringern im Eufratese oder in Edessa gewesen, so könnten wir kaum erklären, woher er über so viele und zum Teil unbedeutende, speziell antiochenische Ereignisse genaue Nachrichten erhalten hat. In der Orontesstadt selber verweilend, hatte er in dieser Beziehung mit keinen Schwierigkeiten zu kämpfen, und überdies konnte er dort leicht genug ab- und zuwandernde Lothringer über die Vorgänge in Ezaz und Tell-Baschir, in Edessa und zum Teil selbst in Maarra ausfragen. Verarbeitet hat er seine Notizen zu einer zusammenhängenden Geschichte dieser Monate, je nachdem man auf die eine oder die andre der oben (S. 179 ff.) behandelten Textesstellen Wert legt, vielleicht schon vor der Eroberung Jerusalems, vielleicht auch erst nach Ablauf des Jahres 1099.

Von Laodicea marschierten die Lothringer und die Flandrer in den ersten Tagen des März südwärts nach Djebele (Gross-Gibellum) und schlugen ihr Lager vor dieser Stadt auf, in der Absicht, dieselbe zur Ergebung zu zwingen. Nachdem sie etwa eine Woche (Alb. Aq. V, 33: per hebdomadam) dort verweilt, wurden sie jedoch durch eine Botschaft Graf Raimunds veranlasst, ihr Unternehmen aufzugeben und ohne ferneren Aufenthalt weiter südwärts, bis zum provenzalischen Lager vor Irkah, vorzurücken. Raimund hatte nämlich auf die Nachricht, dass die Seldjuken ihn von Damaskus aus mit grosser Macht anzugreifen beabsichtigten, schleunige Hilfsleistung von Herzog Gottfried

und Robert von Flandern erbeten. Nachdem ihm dieselbe zu Teil geworden, unterblieb nun zwar der gefürchtete seldjukische Angriff, dafür aber erhob sich inmitten der Pilger neuer nnd fast noch schlimmerer Hader als je bisher. Woher derselbe entstanden und welchen Verlauf er genommen, darüber verbreiten sich vornehmlich der provenzalische und der lothringische Chronist. Ihre Berichte, die man bisher für unvereinbar hielt (vergl. Sybel l. c. p. 393 ff.), decken sich bei unbefangener Prüfung in allen Hauptpunkten, und hiermit fallen, was für uns das Wesentliche ist, die gegen die Glaubwürdigkeit der lothringischen Überlieferung erhobenen Einwände auch diesmal in sich zusammen.

Albert von Aachen erzählt (V, 33—38), Graf Raimund habe den Herzog Gottfried und Robert von Flandern betrogen, als er Hilfe von ihnen gegen die Damascener begehrte; das Hilfsgesuch sei nur ein Vorwand gewesen, um die Lothringer und Flandrer von Djebele, dessen Einwohner den Grafen Raimund durch Bestechung zu solchem Verfahren gebracht hätten, hinweg zu locken. Der wahre Sachverhalt habe sich sowohl daraus ergeben, dass das Lager vor Irkah keineswegs von den Damascenern beunruhigt worden sei, als auch aus Tankreds und andrer Worten, die Raimunds schnödes Spiel rückhaltlos enthüllt hätten. Tankred habe überdies noch eine besondere Ursache zum Groll gegen den Grafen gehabt, weil dieser ihn zwar in seine Dienste aufgenommen, aber bei weitem nicht nach Gebühr bezahlt habe. Der Normann sei deshalb, nachdem er seine Beziehungen zu den Provenzalen gelöst, in die Reihen der lothringischen Ritterschaft eingetreten; und zwischen den Provenzalen einerseits, den Lothringern und Flandrern andrerseits habe ein vollständiger Bruch gedroht. Graf Raimund habe zwar hierauf die höchsten Anstrengungen gemacht, nm die erzürnten Genossen zu besänftigen, und es sei ihm dies auch soweit gelungen, dass dieselben einige

Wochen lang an der Belagerung von Irkah sich beteiligt hätten; als aber noch immer keine begründete Aussicht zur Eroberung der fast uneinnehmbaren Burg sich gezeigt, da seien grosse Massen der Pilger unruhig geworden, hätten leidenschaftlich nach Fortsetzung des Kreuzzuges verlangt, und da ihnen Gottfried, Robert und Tankred gewillfahrt, so sei schliesslich Raimund gezwungen worden, von Irkah abzulassen und mit dem ganzen Heere weiter gen Süden zu ziehen.

In diesem Berichte ist eins, aber auch nur eins bedenklich, dass nämlich Raimund, von den Leuten von Djebele bestochen, Betrug gegen Gottfried und Robert verübt haben soll. Denn es ist weder wahrscheinlich, dass er so überaus schmählich gehandelt, noch dass Gottfried mit den Seinen von solcher That sichere Kunde erhalten hat. Dagegen gar nicht unwahrscheinlich ist, dass das betreffende Gerücht entstand, dass der leidenschaftliche Tankred demselben Worte verlieh, dass Lothringer und Flandrer eine zeitlang daran glaubten und daher auch der lothringische Chronist dasselbe wie eine verbürgte Thatsache behandelte. Man muss nur beachten, welch wilde Habgier im Herzen der Kreuzfahrer, namentlich seit der Eroberung Antiochiens und während der Ausbreitung ihrer Herrschaft in Nordsyrien, sich allmählich entwickelt hatte. Es war jetzt soweit gekommen, dass — wie Raimund, der provenzalische Chronist, gerade zum Eintreffen Gottfrieds und Roberts im Lager vor Irkah bemerkt — die reiche Beute, die man allerorten gemacht hatte, Neid und Streit unter den Fürsten hervorrief (Raim. p. 278: Orta est itaque ex rerum opulentia contentio atque superbia inter principes etc.), ja dass jeder einzelne der Kreuzesfürsten Briefe und Boten in die Städte der Muhammedaner mit der Versicherung schickte, er sei der wahre Herr des ganzen Christenheeres, natürlich nur um sich allein dadurch die Zahlungen zu sichern, zu denen die feindlichen Ortschaften, wenn man sie mit einem An-

griff verschone, gern bereit waren (Raim. l. c.). Angesichts solcher Stimmungen und Handlungen ist die Entstehung jenes Gerüchts begreiflich genug.

Hinsichtlich des Grundes, der Tankred zum Übergang von Raimund zu Gottfried bewogen, findet sich sodann gar kein eigentlicher Widerspruch zwischen der lothringischen und der provenzalischen Überlieferung. Nach der letzteren versprach Graf Raimund schon in Rugia dem Normannen, falls dieser in seine Dienste treten wolle, 5000 Solidi und zahlte ihm späterhin diese Summe wirklich aus. Wir wissen aber nicht, ob Tankred sich hiermit von vornherein und für alle Fälle zufrieden erklärte, oder ob er etwa die Höhe der Zahlung von dem Mass seiner Dienstleistung abhängig gemacht wissen wollte. Daher kann ein Streit zwischen Raimund und ihm, selbst wenn er in der That 5000 Solidi erhalten hat, sehr wohl aus dem Grunde entstanden sein, den der lothringische Chronist hierfür anführt: minime solvebat (Raimundus) juxta laborem et militum copiam, quam idem Tancredus procurabat ac ducebat.

Sybel kennt freilich einen anderen Grund für Tankreds Handlungsweise. „Es war," so sagt er, „nicht persönliche Abneigung und nicht der Unwille über unvollzogene Verpflichtung, es war die politische Einsicht, dass in solcher Nähe des normannischen Fürstentums zu Antiochien keine provenzalische Herrschaft aufkommen dürfe. Ich zweifle nicht, dass Tankred im Auftrage oder im Einverständnis mit Boemund handelte, dass . . . . Tankred sich dem Zuge des tolosanischen Heeres anschloss, von vornherein in der Absicht, seine Thätigkeit zu beaufsichtigen und nötigen Falles zu vereiteln." Auf den ersten Blick hat diese Begründung von Tankreds Verfahren viel Ansprechendes, und ich selber habe sie früher für völlig zutreffend angesehen. Bei näherer Prüfung dürfen wir aber nicht an ihr festhalten. Denn die Quellen reden mit keinem Wort von solchen tiefgeheimen Plänen Boemnnds und Tankreds, und es ist kaum anzu-

nehmen, dass Boemund oder gar der politisch wenig einsichtige Tankred schon im Winter 1098 auf 1099, d. h. in einer Zeit, die noch allzuviele andere Gedanken und Sorgen nahe legte, klar und entschlossen die Verdrängung der Provenzalen aus ganz Nord- und Mittelsyrien ins Auge gefasst haben. Die grosse Mehrzahl der letzteren hegte überdies, seitdem sie Maarra verlassen, nur zwei Wünsche: erstens, möglichst schnell Jerusalem zu erreichen, und zweitens, durch Brandschatzung der syrischen Landschaften, die man durchzog, sich ausgiebig zu bereichern. Wenn Graf Raimund durch sein immer wieder hervortretendes Verlangen, Eroberungen zu seinem Sondernutzen zu machen, die Heerfahrt verlangsamte oder die Gelegenheiten zum Gewinn von Geld und Gut verminderte, so erregte er damit vor allem den heftigen Unwillen seiner eigenen Leute; und auch Tankred hat wohl nur deshalb gezürnt, weil er sich dem Grafen zwar zum Marsch nach Jerusalem verdungen hatte (Raim. p. 278: quum accepisset a comite Raimundo quinque millia solidorum et duos farios optimos, eo pacto ut in servitio ejus esset usque in Jherusalem), nicht aber zu der, übergrosse Opfer an Blut, Geld und Zeit fordernden Belagerung von Irkah.

Etwa um mitte März trafen die Lothringer und Flandrer vor Irkah ein. Die Entzweiung, die gleich darauf, von Tankred geschürt, dem christlichen Heere drohte, kam jedoch nicht zu offenem Ausbruch, weil Graf Raimund sich sofort bemühte, die erzürnten Genossen und zwar in erster Linie den Herzog Gottfried, den besonnensten und versöhnlichsten unter seinen Gegnern (virum magnae patientiae et amoris, Alb. Aq. V, 35) durch freundliche Worte und Geschenke zu besänftigen. Irkah wurde hierauf noch mehrere Wochen lang ernstlich belagert, und eine griechische Gesandtschaft, die im April eintraf, begehrte sogar, die Pilger sollten fürs erste überhaupt nicht weiter marschieren, sondern warten, bis Alexius sich ihnen — in

einigen Monaten — zu gemeinsamem Zuge nach Jerusalem angeschlossen haben werde. Graf Raimund war natürlich gern bereit, das Verlangen der Griechen zu erfüllen. Aber der Unwille über die endlose Verschleppung des heiss ersehnten Marsches nach Palästina regte sich bald von neuem, ergriff nach und nach alle Gruppen des Heeres, Ritter wie Knechte, Provenzalen wie Lothringer, und führte endlich — am 13. Mai — zu einer tumultuarischen Aufhebung der Belagerung von Irkah. Denn plötzlich verweigerten die Truppen den Dienst, zündeten das Lager an und zogen in dichten Scharen gen Süden ab. Raimund weinte Thränen des Grimmes und der Wut, vermochte den Aufruhr jedoch nicht zu bändigen, da diesmal auch seine fürstlichen Genossen sämtlich sich von ihm abwendeten. Selbst Herzog Gottfried trat offen auf die Seite der Empörer, belobte dieselben und zwang hierdurch den Grafen zu voller Unterwerfung unter den Willen des Heeres.

Der Marsch der Christen ging zunächst nur bis Tripolis. Mit dem Emir dieser Stadt hatte man schon bisher sowohl verhandelt wie gekämpft. Einmal hatte man ihm eine schwere Niederlage beigebracht, in welcher nach der auf bekannte Weise abgerundeten Berechnung 700 Feinde geblieben sein sollen (Raim. p. 285). Jetzt gelangte man zu einem friedlichen Übereinkommen, nach welchem der Emir eine bedeutende Geldsumme zahlte, das Kreuzheer dagegen versprach, Tripolis, Irkah und Djebeil (Klein-Gibellum) fürderhin nicht anzugreifen (Alb. Aq. V, 38). Zu beachten ist hierbei, dass die für „Gibellum" zugesagte Schonung sich, wie schon hervorgehoben, auf Djebeil und nicht auf Djebele bezieht. Der von Sybel (l. c. p. 401, n. 3) gegen Albert von Aachen gerichtete Tadel fällt damit in sich zusammen.

Von Tripolis zog das Kreuzheer über Djebeil, Beirut, Sidon, Tyrus, Akkon und Cäsarea an der Küste entlang und wendete sich erst ganz zuletzt landeinwärts, um über

Ramle Jerusalem zu erreichen. Der lange Küstenmarsch war wegen der schlechten Beschaffenheit, vornehmlich der Enge der Wege sehr beschwerlich und wäre auch ebenso gefährlich gewesen, wenn man sich nicht mit den meisten Machthabern dieser Gebiete, ähnlich wie mit dem Emir von Tripolis, friedlich vertragen hätte: nur in der Gegend von Sidon hatte man einige Kämpfe zu bestehen. Die Berichte, welche die Gesten, Raimund und Fulcher von dem ganzen Marsch bis nach Jerusalem geben, sind sehr kurz und inhaltsarm. Etwas ausführlicher und reicher ist die Erzählung des lothringischen Chronisten (Alb. Aq. V, 38—46) und verdient, da sie durchaus den Eindruck der Augenzeugenschaft macht und gute Ergänzung der andern Berichte bietet, ernstere Beachtung, als ihr bisher zu teil geworden. Am Schlusse scheint sie sich freilich auf den ersten Blick eines groben Fehlers schuldig zu machen. Denn von den, vornehmlich lothringischen Scharen, die dem grossen Heere, als man sich Jerusalem näherte, vorauseilten, soll auch eine, ausdrücklich von Herzog Gottfried entsendete, Bethlehem besetzt haben, während die Ehre dieser That sonst in erster Linie Tankred zugeschrieben wird (Sybel l. c. p. 405 n. 4). Hier liegt aber kein Fehler vor, weil Tankred ja damals lothringischer Dienstmann war (vergl. noch Alb. Aq. VI, 23: Tancredus Godefridi miles.) und weil mithin der lothringische Chronist nur nicht beachtet oder nicht erfahren hat, dass Tankred sich unter den von Gottfried nach Bethlehem entsendeten Herren und Rittern befand. Dafür weiss unser Chronist wenigstens, dass Tankred mit einer jener Streifscharen vor dem Hauptheere bis in die Nähe von Jerusalem gekommen war; denn er lässt einen andern Scharenführer, Gaston von Bearn, der sich zu weit vorgewagt hatte und von den Feinden hart bedrängt wurde, durch den (offenbar von Bethlehem aus in der Richtung auf die heilige Stadt vorgedrungenen) Tankred glücklich gerettet werden. Lassen sich daher die Erzählungen, welche

der lothringische Chronist und einige andere Berichterstatter (es sind dies Fulcher und Raimund) von Tankreds Thaten geben, zwanglos miteinander vereinigen, so ist nur noch zu bemerken, dass eine eigentümliche Schilderung Radulfs (cap. 112 ff.), die Sybel (l. c. p. 405 f.) hierher gezogen hat, schwerlich in diesen Zusammenhang gehört. Denn nach der Auslegung, die Sybel derselben giebt, wäre Tankred von Bethlehem in mehr als abenteuerlicher Wagefahrt bis in den Osten von Jerusalem geschweift und schliesslich ganz allein auf den Ölberg gestiegen. Radulfs Bericht, dessen romantisches Detail überdies ernste Bedenken erregt, nötigt aber nicht zu der Annahme, dass Tankred schon von Bethlehem aus dieses Wagestück unternommen habe. Es braucht dies vielmehr, wenn überhaupt, so doch jedenfalls nicht eher der Fall gewesen zu sein, als bis das ganze Christenheer schon in die Nähe von Jerusalem gelangt war und wenigstens die Vortruppen schon feste Stellung vor der heiligen Stadt genommen hatten.

Eroberung des heiligen Landes.

Am Schluss des fünften Buches erzählt Albert von Aachen, wie die Christen vor Jerusalem ihr Lager aufgeschlagen haben. Das sechste Buch umfasst die Eroberung der heiligen Stadt, die Gründung des Reichs Jerusalem, die Besiegung der Ägypter in der Schlacht bei Askalon und die Auflösung des grossen Kreuzheeres. Alberts Schilderung dieser Ereignisse ist weitaus die inhaltreichste und belehrendste von allen, die wir besitzen; nur ist sie wieder von sagenhaften Elementen stark durchsetzt. Abermals also stehen wir vor der Aufgabe, die Zusätze, durch welche der lothringische Mythograph, d. h. Albert von

Aachen (vergl. Sybel, l. c. p. 406), den Text des lothringischen Chronisten verunstaltet hat, als solche kenntlich zu machen und die Glaubwürdigkeit des sehr bedeutenden Erzählungsrestes zu sichern. Um den gewünschten Zweck zu erreichen, dürfte übrigens an dieser Stelle nicht notwendig sein, so tief wie bei den Kämpfen um Antiochien in die Detailkritik der Überlieferung einzudringen: es genügt vielmehr wohl, in Kürze hervorzuheben, welche Teile des Albert'schen Berichts der Mythographie angehören und in welchen Abschnitten derselbe auf der zumeist sehr gut, hier und da freilich auch minder gut unterrichteten lothringischen Chronik ruht.

Nach den Aussagen der übrigen Quellen umlagerten die Christen Jerusalem während der ersten Wochen nach ihrer Ankunft so, dass Raimund einen Teil der Süd- und der Westseite, Gottfried und Tankred den Rest der Westseite, Robert von Flandern und Robert von der Normandie die Nordseite umschlossen, während auf der Ostseite kein Kreuzesfürst Stellung nahm. Die Schilderung des lothringischen Chronisten stimmt hiermit überein (Alb. Aq. V, 46); derselbe fügt nur hinzu, dass zur Beobachtung der Ostfront der Stadt sowohl ein starker Wachtposten (virorum fortium custodia) auf den Ölberg, als auch eine Anzahl kleinerer Wachtposten oder Patrouillen (vigiliae et custodiae) in das Thal Josaphat geschickt wurde, woran wir zu zweifeln keinen Anlass haben (vergl. Sybels abweichende Meinung l. c. p. 407).

Das gesamte christliche Heer schätzt der lothringische Chronist auf etwa 60,000 Köpfe (Alb. Aq. V, 45). Dabei rechnet er aber ausser den Männern auch die Frauen mit. Die ersteren hat er kurz vorher zu 50,000 angenommen, von denen jedoch kaum 20,000 kampffähig gewesen seien (Alb, Aq. V, 41). Die letzterwähnte Zahl dürfte der Wahrheit nahe kommen, denn Raimund (p. 298), der aus Tendenz, wie es scheint, die Stärke des Christenheeres möglichst

gering anschlägt, giebt demselben doch 12,000 Kampffähige, dabei 1200 bis 1300 Ritter. Wilhelm von Tyrus kombiniert offenbar die ihm vorliegenden Angaben, indem er von Kampffähigen höchstens 20,000 Mann zu Fuss und 1500 Ritter nennt (Will. Tyr. VIII, 5. Vergl. Sybel l. c. p. 412).

Nachdem die Kreuzfahrer sich am 7. Juni vor Jerusalem gelagert, vergingen nur wenige Tage, bis sie, noch sehr mangelhaft gerüstet, aber von heisser Kampflust getrieben, einen Sturm auf die heilige Stadt wagten. Denselben beschreibt Albert von Aachen in Übereinstimmung mit den übrigen Quellen (VI, 1); streitig ist nur das Datum dieses Angriffs. Albert setzt ihn auf den fünften Tag der Belagerung, d. h. auf Sonnabend den 11. Juni. Die Gesten dagegen (p. 159) lassen ihn secunda vero veniente feria geschehen, was nach gewöhnlicher Deutung des Wortes feria den siebenten Tag der Belagerung, Montag den 13. Juni, ergiebt. Vielleicht hat der lothringische Chronist geirrt, vielleicht ist aber auch eine andere Interpretation der Gesten möglich. Fulcher nennt zwar ebenfalls den siebenten Tag (p. 357), seine Autorität ist jedoch für diese jerusalemitischen Ereignisse nicht gross, und in einer Handschrift des wichtigsten Kopisten der Gesten, Tudebods, der selber die Belagerung von Jerusalem mitgemacht hat, findet sich die eigentümliche Lesart: secunda die veniente feria (untere Hälfte der Seite 103), wodurch der auch sonst sich aufdrängenden Konjektur, dass die Gesten hier mit feria nur dies gemeint haben, eine kleine Stütze geboten wird. Sollte diese Konjektur das Richtige treffen, so wäre zwischen dem lothringischen Chronisten und den Gesten kein Widerspruch vorhanden. Denn die letzteren erzählen, dass tertia die obsidionis ein kleines Gefecht und secunda veniente feria oder die, d. h. also am fünften Tage, der Sturmangriff stattgefunden habe. Wilhelm von Tyrus (VIII, 6) folgt Albert von Aachen in der Angabe des fünften Tages.

Das Datum des ersten Sturmes auf Jerusalem schwankt aber nicht bloss zwischen Sonnabend dem 11. und Montag dem 13. Juni. Radulf (cap. 118) und mehrere Kopisten der Gesten nennen vielmehr noch Freitag den 10. Juni (proxima parasceve, dies veneris, quarto Idus Junii). Robert der Mönch (p. 864) stellt daraus den Unsinn zusammen: secunda feria hebdomadae secundae quarto Idus Junii. Der Freitag mag der Sage, die vielleicht jeden bedeutenderen Kampf um Jerusalem auf den Wochentag der Passion Jesu Christi verlegen wollte, seinen Ursprung verdanken, wir werden aber hierdurch zugleich aufmerksam gemacht, dass wir uns wieder auf einem der Mythographie günstigen Boden befinden. In der That ist auch die Veranlassung des ersten Sturmangriffs auf Jerusalem in einigen Quellen in durchaus unglaubwürdiger Weise erzählt. Nach Radulf l. c. soll ein auf dem Ölberg hausender Einsiedler, den Tankred (s. den Schluss des vorigen Abschnittes) bei jenem vermutlich halb oder ganz erdichteten Ritt auf den Ölberg kennen gelernt, die Verkündigung ausgesprochen haben, dass die Pilger proxima parasceve angreifen würden. Nach Raimund (p. 293) soll der Einsiedler den Kreuzesfürsten sogar gesagt haben, wenn sie „morgen" die Stadt bis zur neunten Stunde bestürmten, würde ihnen Gott dieselbe übergeben. Auf die Antwort der Fürsten, dass sie noch keine Sturmgeräte besässen, habe jener weiter gesagt, Gott sei allmächtig, eine einzige Leiter reiche zur Ersteigung der feindlichen Mauern hin, wenn Gott es wolle. Hierauf hätten die Kreuzfahrer den gerade am Leiternmangel scheiternden Angriff gemacht.

Diese Begründung des Kampfes scheint in das Gebiet der Sage oder der Liedertradition verwiesen werden zu müssen. Denn es ist ganz unglaublich, dass die Fürsten, die trotz starker geistlicher Erregung klug erwägende Feldherren waren, durch die Reden eines fanatischen Thoren in solcher Weise bestimmt worden seien. Was sie zum Angriff drängte, ist klar genug. Im Lager vor Jerusalem

wurden sie von Durst und Hitze arg geplagt. Um grossen Qualen zu entgehen, glaubten sie, auch einen noch ungenügend vorbereiteten Sturmlauf wagen zu dürfen. Den Einsiedler, der ihnen hierzu geraten haben soll, werden wir sogleich in viel verständigerer Weise auftreten sehen, während jene thörichten Worte, die ihm Raimund in den Mund legt, in den uns erhaltenen Liedern noch insofern nachklingen, als dort, wenn auch mit anderweitiger Phantastik verbunden, ebenfalls davon die Rede ist, dass man die Stadt „morgen" angreifen solle (vergl. Sybel l. c. p. 407, und La conquête de Jérusalem, publ. par C. Hippeau V, 2).

Nach dem Misserfolg, den sie sich durch übergrosse Verwegenheit zugezogen, machten sich die Kreuzfahrer wohl oder übel daran, das unentbehrliche Belagerungsgerät zu rüsten. Unter immer steigenden Leiden, die ihnen Durst und Hunger verursachten, zimmerten sie Sturmleitern und gewaltige Mauernbrecher, schwere Wurfgeschütze und hochragende Wandeltürme. Die festen Baumstämme wie die schmiegsamen Zweige, die sie hierzu bedurften, lieferten ihnen die freilich dürftigen Holzvorräte des umliegenden Landes, vornehmlich ein Wald oder Wäldchen, welches nach dem lothringischen Chronisten (Alb. Aq. VI, 2) einige Meilen weit versus plagam Arabiae, also östlich von Jerusalem lag, nach Radulf aber (cap. 121) bei Sichem, d. h. nördlich von der heiligen Stadt, eine Meinungsverschiedenheit, bei der man wohl ohne Zweifel dem Augenzeugen, dem lothringischen Chronisten, zu folgen hat. Ausserdem soll Tankred eine Anzahl besonders grosser Stämme in einer Höhle aufgefunden haben, was vielleicht richtig ist, aber durch die Art, wie Radulf davon erzählt, kaum hinreichend beglaubigt wird. Denn dieser Schriftsteller erwähnt Tankreds Finderglück nicht bloss zweimal (cap. 118 und 120), sondern er verknüpft dasselbe auch in breiter Ausmalung damit, dass der Normann, durch fluxus ventris zum Aufsuchen eines einsamen Platzes genötigt,

sich in einer Höhle verborgen und dort seine Entdeckung gemacht habe. Die Seltsamkeit dieses Geschichtchens berechtigt, wie mir scheint, zu der Vermutung, dass dasselbe nur der Phantasie der Kreuzfahrer, die neben weihevollen Szenen auch die buntesten Schnurren und Schwänke erdichtete, seinen Ursprung verdanke. Um so fester freilich haftete es in dem Gedächtnis der Pilger; und wer sowohl die beispiellose Fruchtbarkeit dieser Phantasie kennt wie die Gläubigkeit, mit der die Zeitgenossen die Produkte derselben aufnahmen, wird sich auch darüber nicht wundern, dass gerade Radulf, der eine zeitlang in Tankreds Umgebung gelebt hat, dieses Märchen kritiklos aufnahm, ja das Finderglück des Normannen sogar zweimal sich bewähren liess. Durch die Erzählung der Historia belli sacri, die nur Radulf ausschreibt, wird das Märchen natürlich nicht besser beglaubigt.

Die mühevolle Vorbereitung des Hauptangriffs, bei der es nicht bloss galt, jedes Gerät und jede Maschine zu sofortiger Verwendung im offenen Kampfe fertig zu stellen, sondern überdies noch geeignete Stoffe zur Entzündung von Bränden in der feindlichen Schlachtlinie wie zur Auslöschung von Feuersbrünsten in der eigenen reichlich anzusammeln, dauerte sehr lange Zeit, nach dem Wortlaut der lothringischen Chronik vier Wochen (Alb. Aq. VI, 3) — eine chronologische Angabe, die, wenn nicht auf Tag und Stunde, so doch im allgemeinen jedenfalls richtig ist. Denn vom Sonnabend dem 11. Juni, an welchem Tage nach der Mitteilung unserer Quelle jener vergebliche erste Sturmangriff stattgefunden hatte, bis zum Sonnabend dem 9. Juli, den der Lothringer hierbei, wir werden unten sehen aus welchem Grunde, vermutlich im Auge hatte, verstrichen genau vier Wochen.

Während dieser Zeit lieferten die Christen ihren Feinden nur ein grösseres Gefecht, in welches vornehmlich provenzalische Scharen, die zur Unterstützug genuesischer

Schiffer nach Joppe geschickt waren, verwickelt wurden. Dieser Kampf, der anfangs für die Provenzalen sehr schlimm stand, soll schliesslich nach der Angabe unserer Quelle (Alb. Aq. VI, 4 und 5) durch das Herbeieilen einer lothringischen Streifschar eine günstige Wendung genommen haben. Sybel (l. c. p. 409) sieht hierin ein Produkt lothringischer Tradition, welches man zurückweisen müsse. Aber selbst abgesehen davon, dass zu solchem Zurückweisen kein ausreichender Grund vorhanden, ist der nüchterne Bericht des Lothringers viel zu detailliert, um eine Erfindung argwöhnen zu lassen. Die Erzählung dieses Chronisten von dem vornehmen Muhammedaner, den man gefangen genommen, findet sogar eine Unterstützung in den Worten der Gesten (p. 159): occiderunt multos ex eis, unumque retinuerunt vivum, qui nova eis per ordinem diceret.

Gegen Ende jener vier Wochen scheint sich der christlichen Heeresmasse eine ziemlich gedrückte Stimmung bemächtigt zu haben. Dass die Vornehmen inzwischen schon einmal gehadert, wer künftig Herr Jerusalems werden solle, dürfte hiermit nicht in Widerspruch stehen. Denn zu schwer lasteten Hitze und Durst, Hunger und Krankheiten auf dem gemeinen Volk und führten einen Notstand herbei, von dem die meisten Quellen, besonders aber der Lothringer ein scharf gezeichnetes und inhaltreiches Bild entwerfen. Im Lager wurden zwar manche Erfrischungsmittel, Wein und Weintrauben (letztere können wohl schon vor dem 15. Juli in leidlich reifem Zustande von der heissen Strandebene bei Joppe nach Jerusalem hinauf geschafft worden sein) feil geboten, ihr hoher Preis erlaubte jedoch nur den reichen Pilgern, aus ihnen Behagen, Kraft und Mut zu schöpfen (Alb. Aq. VI, 7). Zur Steigerung der Kampfeslust schienen deshalb die alten geistlichen Reizmittel unentbehrlich zu sein. Die Kleriker schlugen nun vor, man möge jenem Einsiedler auf dem Ölberg die Lage der christlichen Armada schildern. Die Fürsten gingen hierauf ein,

und der Einsiedler antwortete mit der für jene Tage völlig sachgemässen Mahnung, man solle frommen Sinnes fasten und beten und dann im Vertrauen auf Gottes Hilfe tapfer drauf losstürmen (Alb. Aq. VI, 7). Die Kleriker verordneten sofort ein dreitägiges Fasten; aber die Schleusen, durch die der geistliche Drang der Pilger schon mehrfach, in Antiochien wie bei Maarra, hindurchgebrochen, waren hiermit wiederum weit geöffnet. Einem Provenzalen erschien Bischof Adhemar von Puy und verlangte, das Heer solle, ehe es zum Angriff schreite, eine Prozession rings um Jerusalem ausführen und während derselben solle jeder Streiter des Herrn jede Verunglimpfung, die ihm etwa von einem Bruder in Christo widerfahren, diesem von Herzen vergeben. Die Prozession wurde von den Fürsten gebilligt und fand am Freitag, dem 8. Juli (sexta feria), statt. Barfüssig, sonst aber bis an die Zähne bewaffnet, umschritt ein grosser Teil des Heeres die heilige Stadt. Auf dem Ölberg machte der gewaltige Zug für eine kurze Weile halt, und mehrere Prediger (Tudebod. p. 106: Arnulf, Alb. Aq. VI, 8: Arnulf und Peter der Eremit, Raim. p. 297: praedicavimus.) ermahnten die Pilger zur Busse, Versöhnung und frommen Werken. Der Aufruf zur Versöhnung hatte besondere Bedeutung für zwei Fürsten des Heeres, für Tankred und den Grafen Raimund, deren alter Hader nicht bloss noch immer nicht völlig ausgetragen, vielmehr dadurch, dass Tankred bei jenem Streifzuge nach Bethlehem sein Banner auf der Geburtskirche Jesu Christi aufgepflanzt hatte, neu belebt war. Jetzt verziehen sich die Fürsten, dem Verlangen der Geistlichen nachgebend, die Kränkungen, die sie einander zugefügt hatten (vergl. Sybels abweichende Darstelluug l. c. p. 410 seq.).

In der Nacht, die auf diese Prozession folgte, in der Nacht also vom Freitag zum Sonnabend (8—9. Juli) unternahm ein Teil des Kreuzheeres ein schweres Werk. Es waren nämlich zwei Gruppen von Belagerungsmaschineu,

je ein gewaltiger Wandelturm, Wurfgeschütze und sonstige Geräte, einerseits von den Provenzalen, andrerseits von den Lothringern, Flandrern und Normannen gerüstet worden. Beide Gruppen, um die sich übrigens hier wie dort die Ingenieure des Heeres, die Provenzalen, besondere Verdienste erworben haben (Raim. p. 297), befanden sich bisher im Westen der Stadt, die eine südwestlich, die andere nordwestlich. Die Lothringer hatten aber inzwischen erkannt, dass sie entschiedener auf Erfolg hoffen dürften, wenn sie ihren Hauptangriff mehr nach Osten verlegten, und deshalb trugen sie nun die schweren Maschinen, den Turm in einzelne Teile zerlegt, eine bedeutende Strecke ostwärts. Der Teil der feindlichen Mauern, den sie hierbei zum Angriff ausersahen, war ohne Zweifel das östlichste Stück von der Nordseite der jerusalemitischen Befestigungen, nicht aber die Ostseite, weil von dem ziemlich tiefen Thal Josaphat das Heranbringen eines Belagerungsturmes kaum möglich gewesen wäre.

Der 9., 10., 11. und vielleicht auch der 12. Juli vergingen hierauf noch in leidlicher Ruhe, weil die Maschinen auf dem neuen Platze erst wieder zum Kampfe hergerichtet werden mussten. Die Gesten nennen als solche Arbeitstage (p. 160) prima et secunda et tertia feria (10. bis 12. Juli). Der Lothringer giebt ein eigentümliches Datum, welches hierher bezogen werden zu müssen scheint. Er sagt (Alb. Aq. VI, 6) Obsessa est Jerusalem tertia feria in secunda hebdomada mensis Julii, also am 12 Juli. Bisher hat man gemeint, in diesem Satze sei von dem Anfang der ganzen Belagerung Jerusalems, d. h. von dem 7. Juni, die Rede, und hat deshalb Julii als einen Schreibfehler für Junii angesehen. Das Datum steht aber nicht am Beginn des lothringischen Berichts vom Kampfe um Jerusalem, sondern in der Mitte desselben, wenigstens nach der Erzählung von den Ereignissen der ersten Wochen der Belagerung, und passt ungezwungen zu dem Anfang

des Hauptangriffes auf die heilige Stadt. Zwischen dem Lothringer und den Gesten bleibt nur die kleine und nicht schwer ins Gewicht fallende Meinungsverschiedenheit übrig, dass nach dem einen schon am 12., nach dem andern erst am 13. Juli dieser Kampf begonnen habe. Wer da Recht hat, ist kaum zu entscheiden.

Die Bestürmung Jerusalems entwickelte sich nun so, dass ein paar Tage lang mit den geringeren Geräten, mit Wurfgeschützen und Mauernbrechern gefochten wurde, während am 14. Juli, für den der Hauptschlag beabsichtigt war, allem Anschein nach die Wandeltürme in den Kampf eintreten sollten. An diesem Tage wurde auch in gesteigerter Heftigkeit mit den Feinden gerungen, doch glückte es erst in der Morgenfrühe des 15. Juli, die Türme hart an die Mauern heranzubringen, und so wurde erst am 15. die eigentliche Schlacht, die den Kreuzzug ans Ziel führte, geschlagen.

Diese Reihenfolge der Kämpfe ergiebt sich aus folgendem. Nach dem Lothringer begannen dieselben tertia feria, Dienstag 12. Juli (Alb. Aq. VI, 6), nach den Gesten (p. 160) wenigstens quarta feria, Mittwoch 13. Juli. Nach Raimund (p. 297) wurde dem Heer verkündigt, jeder solle sich zum Hauptsturm in quinta feria, Donnerstag 14. Juli, bereit halten. Nach dem Lothringer (VI, 12) wurden sowohl der Turm der Lothringer wie der der Provenzalen in der Morgenfrühe des 15. Juli an die Mauern herangebracht, so dass nun endlich der Hauptsturm, der für den Vortag etwas zu zeitig angesetzt war, ernstlich beginnen konnte. Der für die Kritik wichtige Umstand, dass die Türme erst am Morgen des 15. Juli verwendet wurden, tritt im Bericht der Gesten und Raimunds nicht so klar hervor, doch liegt immerhin eine Bestätigung desselben in Raimunds Worten (p. 299): mane autem facto tantus ardor nostris incubuit, ut usque ad muros progrederentur et machinas illuc deducerent.

Von den Einzelnheiten dieser Kämpfe geben die Gesten nicht viel. Reichhaltiger ist Raimund. Aber weitaus den wertvollsten Bericht bietet die lothringische Chronik. Derselbe zeigt zwar neben der Stärke auch die Schwäche des lothringischen Standpunktes, da er (was bei der schon behandelten Geschichte der Belagerung vom 7. Juni bis 12. Juli natürlich ebenfalls hier und da hervortritt) nur über diejenigen Ereignisse eingehend und sicher unterrichtet ist, die von diesem Standpunkt deutlich wahrgenommen werden konnten. Trotzdem aber bildet er ohne Frage die beste, die Hauptquelle unserer Kenntnisse, und die Geschichte der Eroberung Jerusalems wird künftig in erster Linie nach seinen Angaben darzustellen sein.

Um ihn richtig zu würdigen, muss man ihn übrigens zuvor sorgfältig in seine Teile auflösen. Alberts Geschichte der Eroberung Jerusalems vom Anfang des Hauptkampfes bis zu gänzlicher Beendigung des Gemetzels, welches die siegreichen Christen in der heiligen Stadt verübten, umfasst nicht weniger als 22 Kapitel (VI, 9—30), von denen jedoch 4 Kapitel (24—27) aus unten zu erörternden Gründen zunächst von der Betrachtung auszuscheiden sind. Die Komposition der übrigbleibenden 18 Kapitel ist sodann folgende.

In den ersten 4 Kapiteln (9—12) spricht der Lothringer von der Offensive der Christen gegen die feindlichen Mauern. Grosse Wurfgeschütze schmettern ihre Geschosse gegen dieselben, ein ungeheurer Mauernbrecher sucht Bresche zu legen, endlich, am 15. Juli morgens, stehen die Wandeltürme hart vor den Mauern und beginnen den Hauptkampf. Die feindlichen Gegenmassregeln, die in diesem Abschnitt erwähnt werden, haben einen scharf ausgeprägt defensiven Charakter: es wird nur erwähnt, was die Belagerten versuchten, um die christlichen Geschosse und die Stösse des Widders unschädlich zu machen.

Aber auf solche Gegenmassregeln beschränkten sich

die Muhammedaner nicht. Sie thaten auch Schritte, die einen vergleichsweise offensiven Charakter an sich trugen und im Gegensatz zur christlichen Initiative wie eine Initiative der Festungsbesatzung erschienen. Diese Schritte, die ein geübterer Erzähler schon früher in die Darstellung eingereiht hätte, fasst der Lothringer erst jetzt, nachträglich, zusammen. Das heisst, er fährt in der Schilderung des Kampfes nicht mit den Ereignissen, zu denen er schon im 12. Kapitel gelangt ist, nämlich mit dem blutigen Ringen des 15. Juli fort, sondern er führt den Leser auf frühere Tage zurück (cap. 13: dum haec obsidio sanctae civitatis jam taedio fieret etc.) und berichtet, was in diesen und seitdem von feindlicher Seite unternommen worden. Hier erwähnt er zuerst den heimlichen Botenverkehr, den Jerusalem mit Askalon und Kairo unterhalten, und die Art, wie das Kreuzheer denselben durch Wachtposten und Hinterhalte im Thal Josaphat unterbrochen hat. Dann giebt er Kunde von 14 grossen Wurfmaschinen, die von den Belagerten dort aufgestellt wurden, wo man die Hauptangriffe der Christen zu erwarten hatte. Fünf von diesen Maschinen seien gegen die Lothringer, neun (Raim. p. 299: unicuique de nostris novem vel decem) gegen die Provenzalen gerichtet worden. Wann dieselben in den Kampf eintraten, ist nicht gesagt und man könnte meinen, es sei dies erst am 15. Juli geschehen, da sie zur Zerstörung der christlichen machinae dienen sollten. Machina ist nämlich häufig gleichbedeutend mit Belagerungssturm, wird aber auch für andere Belagerungsmaschinen gebraucht, z. B. von unserm Lothringer in einem Satze (Alb. Aq. VI, 17, Mitte des Kapitels) für Turm, Wurfgeschütz und wieder für Turm. Es steht deshalb der Annahme kein Hindernis entgegen, dass jene grossen Wurfgeschütze der Jerusalemiten, wie ja auch an sich das Natürlichste, schon seit dem Beginn des Hauptangriffs, also etwa seit dem 12. Juli in Thätigkeit gewesen sind.

Hiermit hatte der Lothringer erschöpft, was er von den Ereignissen vor dem 15. Juli nachzuholen hatte. Weil er aber dabei von der Initiative der Muhammedaner ausgegangen und von dieser zu reden gleichsam im Zuge war, so setzte er die Erzählung noch eine Weile in der gleichen Richtung fort und schilderte vornehmlich die Verteidigungsmassregeln der Feinde bis zum endlichen Eindringen der Christen in die heilige Stadt. Mit kurzem Wort berührt er hier den Erfolg, den die Muhammedaner auf der Westseite Jerusalems errangen. Dort hatte nämlich Graf Raimund mit grossen Hindernissen zu kämpfen gehabt. Zwischen seinem Turm und den Mauern war eine Bodenvertiefung gewesen, die nur durch angestrengte, drei Tage und Nächte lang fortgesetzte Arbeit hatte ausgefüllt werden können, und als die Provenzalen dann doch rechtzeitig oder wenigstens gleichzeitig mit den Lothringern zum Hauptangriff schritten, wirkten die Wurfgeschütze des Feindes so furchtbar, dass der halb zerschmetterte und in Brand geratene Turm aus der Kampflinie zurückgezogen werden musste und der Sturm der Christen auf dieser Seite als abgeschlagen anzusehen war (Alb. Aq., zweite Hälfte des 15. Kapitels). Dieser Misserfolg der Angreifer ist bisher nicht genügend hervorgehoben worden (vergl. Sybel l. c. p. 413), und doch haben wir an demselben nicht zu zweifeln, da ihn sogar der provenzalische Chronist, wenn auch mit etwas verhüllten Worten, deutlich genug zugiebt (Raim. p. 299: Jam machinae nostrae quassabantur ad tam crebros lapidum ictus, und: consilium quorundam jam agebatur, ut machinae nostrae reducerentur, quarum pars combusta, altera conquassata fuerat etc. Vergl. auch Ibn Alatyr, p. 198, und Mirat Ez-Zeman, p. 518, in dem vor Kurzem veröffentlichten dritten Bande der hist. orientaux des Recueil des hist. des croisades). Anders dagegen ging es auf der Nordseite Jerusalems. Auch hier raste freilich der heftigste Kampf — Brandgeschosse wurden gegen den lothringischen

Turm geschleudert, und hart an Gottfrieds Seite wurde einem Ritter durch einen Steinwurf der Kopf zerschmettert — doch glückte es allmählich, den Turm so nahe an die Mauer heranzubringen, dass die grossen feindlichen Wurfgeschütze (dies scheint das wichtigste gewesen zu sein) gegen denselben nicht mehr wirken konnten. In der letzten Not versuchten nun die Feinde, den Turm von einem „benachbarten" Turm, d. h. von einem seitlich gelegenen Turm des Mauerrings oder von einem sonstigen turmartigen Gebäude zu beschiessen, und als auch dies wirkungslos blieb, stürzten sie eine grosse, mit leicht brennbaren Stoffen überschüttete, in Flammen gesetzte und überdies an einer eisernen Kette befestigte Holzmasse in den engen Zwischenraum zwischen den Mauern und dem lothringischen Turm hinab. Den Christen gelang es jedoch, nicht bloss diesen Brand zu löschen, sondern auch die Kette an sich zu reissen und hierdurch das gefährliche Vorhaben der Feinde gänzlich zu vereiteln. Die zahllosen Geschosse, mit denen sie überdies von ihrem Turm wie von ihren Wurfgeschützen die Muhammedaner bedrängten, erschöpften deren Widerstandskraft vollends, und so war die Stunde herangekommen, in der Jerusalem endlich von den Pilgern betreten werden konnte.

Alles dieses berichtet der Lothringer in festem Zusammenhange und überzeugender Klarheit (Alb. Aq. VI, 15—19). Ein einziges Wort seiner Erzählung lautet anstössig. Denn von jener brennenden Masse, die ganz zuletzt von den Mauern hinabgestürzt wurde, sagt er, man habe mit derselben quadam die den lothringischen Turm anzuzünden versucht. Ich denke aber, kein unbefangener Leser unserer Chronik kann einen andern Eindruck erhalten, als dass dieses Ereignis nicht an irgend einem, sondern am letzten Tage der Belagerung, sexta feria, Freitag 15. Juli, stattgefunden habe. Quadam die ruht mithin ohne Zweifel nur auf einem Lesefehler der Herausgeber unserer

Chronik, oder auf einem Schreibfehler mittelalterlicher Abschreiber, vielleicht schon Alberts von Aachen.

Als die Widerstandskraft der Feinde erlahmte, schoben zwei flandrische Ritter, die Gebrüder Litholf und Engelbert von Tournay, aus dem mittleren Stockwerk des lothringischen Turmes einige Balken zur Mauernzinne hinüber und bildeten hierdurch eine Brücke, auf der sie sofort zu den Mauern und in die Stadt hinabstürmten. Ihnen auf dem Fusse folgten Gottfried und dessen Bruder Eustach, die bisher den gefährlichsten Platz, im obersten Stockwerk des Turmes, behauptet hatten. Beim Anblick der über die Brücke eilenden Fürsten wagten die Krieger, die sich in der Nähe des Turmes befanden, auf Sturmleitern die Mauern zu erklettern. In Kurzem befand sich eine ansehnliche Schar von Christen in der Stadt. Ein Thor wurde geöffnet; eine Bresche, an der Tankred und Robert von der Normandie gearbeitet hatten, erwies sich als gangbar, und in hellen Haufen warfen die Pilger sich nun in die Strassen Jerusalems. — Die Stadt ist also von der Nordseite her eingenommen worden, und die Ehre der Eroberung gebührt in erster Linie den flandrisch-lothringischen Recken. Das Einrücken der Normannen durch die Bresche ist ohne Zweifel erst erfolgt, als die Entscheidung beim Lothringerturm schon gefallen war. Denn dieses Einrücken spielt in der Überlieferung eine sehr untergeordnete Rolle: Radulf, der Verherrlicher Tankreds, erwähnt dasselbe nicht einmal. Dagegen nennt Radulf (cap. 126) und ihm folgend die Historia belli sacri (cap. 122) noch einen dritten Rittersmann Bernhard von Saint-Valéry sur Somme, der fast zugleich mit jenen Brüdern aus Tournay die feindlichen Mauern betreten habe. In den Schriften der Augenzeugen werden jedoch nur die letzteren erwähnt.

Innerhalb der Stadt wartete der Christen eine furchtbare Blutarbeit. Die Zahl der muhammedanischen Streiter war sehr gross, wahrscheinlich grösser als die der Kreuz-

fahrer. Mit der kriegerischen Stimmung stand es freilich umgekehrt, da die Kampflust der Besatzung tief gesunken, die der eindringenden Sieger dagegen durch religiöse Erhitzung bis zu grausiger Wut gesteigert war. Immerhin aber konnte die volle Herrschaft über Jerusalem nur durch einen lange andauernden, entsetzlichen Strassenkampf gewonnen werden.

Von den unhaltbar gewordenen Befestigungen der Nordseite der heiligen Stadt wichen die Muhammedaner in zwei Richtungen zurück, in denen sie sichere Zufluchtsstätten zu finden hofften — nach Westen und nach Süden. Gen Westen eilte eine Reiterschar, eine, wie es scheint, auserwählte Truppe, und erreichte glücklich, wenn auch mit Zurücklassung der Pferde, die schützenden Mauern der Davidsburg. Nach Süden drängte die grosse Mehrzahl der muhammedanischen Bewaffneten wie Unbewaffneten, weil hier ein gutes Asyl von bedeutender Ausdehnung sich darzubieten schien. Gemeint ist das Gebiet des salomonischen Tempels, der geheiligte Bezirk des Haram esch-Scherif mit seinen grossen, zu zäher Verteidigung allenfalls geeigneten Gebäuden. Was sich hier ereignet hat, wird jedoch erst dadurch klar, dass der lothringische Chronist (Alb. Aq. VI, 20, 23, 28) ein palatium und ein templum Salomonis bestimmt unterscheidet. Die Muhammedaner flohen zum palatium, d. h. ohne Zweifel in den südlichsten Teil des Haram esch-Scherif, in die Gebäudegruppe, deren Mittelpunkt heute die Moschee el-Aksa bildet. Den angstvoll Weichenden folgten Gottfried und Tankred unter Thaten, von denen Raimund treffend sagt: es ist unglaublich, wie viel Blut die Beiden an diesem Tage vergossen haben. Um das palatium und in demselben wurde dann noch stundenlang, bis zur sinkenden Nacht gekämpft und den Gräueln dieses Tages durch ein unerhörtes Gemetzel die Krone aufgesetzt.

Tankred aber war nicht bloss gierig nach dem Blut

der Gegner. Ein paar Überläufer hatten ihm verraten, welche Schätze im templum Salomonis, ohne Zweifel der Felseudom, Kubbet es-Sachra, angehäuft waren. Tankred eilte sofort dorthin, öffnete das templum und raffte die Schätze zusammen, hielt übrigens die Position zwei Tage lang besetzt, offenbar bis leidliche Ruhe in der Stadt eingetreten war. Dann schaffte er die Schätze heraus und gab einen Teil derselben in dienstlicher Treue dem Herzog Gottfried, cujus erat miles.

An der Zuverlässigkeit all dieser Mitteilungen ist nicht zu zweifeln. Nur die Plünderung des Tempels bedarf noch eine kurze Erläuterung. Nach der ersten von zwei Nachrichten, die Radulf bringt (cap. 130), unterstützte Tankred nämlich auch die Armen im Heere mit den gewonnenen Schätzen. Nach der zweiten Nachricht (cap. 135—137) wurde er, weil die Pilger den Tempel in ein christliches Heiligtum umwandelteu, bald darauf genötigt, die Schätze zurückzugeben, oder richtiger, einigen Schadenersatz zu leisten, indem ihm auferlegt wurde, siebenhundert Mark zu zahlen. Hiermit im wesentlichen übereinstimmend sagt Fulcher (p. 359): Tancredus eadem cuncta vel eis appretiata loco sacrosancto remisit. Alles dieses steht aber mit der Erzählung des lothringischen Chronisten und auch unter sich nicht in ernstlichem Widerspruch. Tankred kann sehr wohl aus jenen Schätzen dem Herzog Gottfried eine Verehrung dargebracht, sodann Arme unterstützt, d. h. vermutlich nur Kriegsleute durch reichlichen Sold in seinen Dienst gezogen und schliesslich, wie er musste, einen grossen Teil des geraubten Gutes zurückgegeben haben.

Als Gottfried und Tankred in das palatium und templum Salomonis einbrachen, fehlte übrigens noch viel an der vollständigen Eroberuug Jerusalems. Noch leistete die Westseite der Stadt den Provenzalen tapferen Widerstand (Raim. p. 300: Quum jam civitas pene correpta esset a Francigenis, adhuc tamen resistebant his qui erant de parte

comitis, ac si nunquam capiendi essent). Ob an dieser Stelle Jerusalem eigentlich erobert, oder nur durch Kapitulation bezwungen worden, ist schwer zu sagen. Natürlich gingen die Provenzalen, als sie durch den Kampfeslärm, der aus dem Innern der Stadt herausschallte, des Erfolgs ihrer Genossen inne wurden, mit frischem Mut zum Sturme vor. Vielleicht aber wurde die Entscheidung doch nur dadurch herbeigeführt, dass die in der Davidsburg zusammengedrängten Krieger, d. h. vermutlich die ursprüngliche Besatzung der Citadelle und jene, in deren Mauern geflohene, auserwählte Truppe, mit Graf Raimund zu verhandeln begehrten und ihm auf die Zusicherung freien Abzugs ein Thor öffneten und die Burg übergaben. Einmal in der Stadt, haben dann die Provenzalen noch reichlichen Anteil an der Niedermachung der Muhammedaner genommen.

Am Abend des 15. Juli war der Sieg entschieden, die Streitmacht der Feinde vernichtet. Aber die Schreckensszenen, die den Kampf bisher begleitet hatten, waren hiermit noch nicht zu Ende. Auf das Dach des palatium (Alb. Aq. VI, 28: in summitatem tecti domus praecelsae Salomonis) hatte sich eine beträchtliche Anzahl von Muhammedanern geflüchtet. Tankred hatte ihnen Schonung zugesichert, zum Zeichen dessen sogar sein Banner übergeben, vermutlich um späterhin von ihnen ein starkes Lösegeld zu erpressen. Trotzdem erstiegen am Sonnabend, dem 16. Juli, irgend welche Kreuzfahrerscharen das Dach und ermordeten die Unglücklichen sämtlich. Tankred zürnte hierüber heftig (Gesta p. 161), bezwang aber seinen Grimm (Baldric. p. 102) und zwar deshalb, weil die übrigen Fürsten ihn darauf aufmerksam machten, es sei zu gefährlich, viele Feinde in der Stadt leben zu lassen, da man vielleicht bald von den Ägyptern mit einem gewaltigen Angriff heimgesucht werden werde (Alb. Aq. VI, 29). Diese sich gut aneinander schliessenden Zeugnisse stellen ausser Zweifel, dass Tudebod irrt (p. 110), wenn er Tankred selber den

Befehl zur Ermordung jener Leute geben lässt. In diesem Irrtum, in dem hier irriger Weise behaupteten „Befehl“ steckt aber vermutlich eine von Tudebod falsch verwendete Erinnerung an das nun noch folgende letzte Gemetzel, von dem sonst allein der Lothringer spricht, und somit ein indirektes Zeugnis für die Richtigkeit desselben (Alb. Aq. VI, 30). Denn nach dieser Aussage unseres Chronisten „befahlen“ die Fürsten allerdings und im Anschluss an jene Vorstellung, die sie dem Normannen gemacht, dass unter den noch in Jerusalem vorhandenen Muhammedanern gründlich aufgeräumt werden müsse. Am Sonntag, dem 17. Juli, griffen die Christen von neuem zu den Waffen und vollendeten die Ausmordung der heiligen Stadt in der schauervollsten Weise.

In der ausführlichen Erzählung Alberts von Aachen ist aber, wie schon angedeutet, noch mehr als alles bisher Besprochene enthalten. Nachdem die Plünderung des Tempels durch Tankred geschildert, unterbricht Albert plötzlich (Anfang des 24. Kapitels) den in dramatischer Lebendigkeit dahineilenden Redestrom des lothringischen Chronisten und giebt eine umständliche, gelehrte Abhandlung über die Schicksale, die der Tempel im Lauf der Jahrtausende gehabt. Ich hege keinen Zweifel und ich denke, es ist, um hierfür Glauben zu finden, nur nötig, dies einfach auszusprechen, dass diese Abhandlung nicht aus der Feder unseres Chronisten stammt. Den letzteren haben wir überall als den sachlichsten Erzähler kennen gelernt, fern von jeder Reflexion, unbekümmert um alles Beiwerk, welches ihn von der Lösung seiner Aufgabe ablenken konnte: es erscheint fast unmöglich, dass er selber, als gelehrter Pedant, den lebensvollen und erschütternden Bericht vom Untergang des muhammedanischen Jerusalem in so ungeschickter Weise unterbrochen haben sollte. Dass dagegen Albert die ihm günstig erscheinende Gelegenheit benutzte, um seine Weisheit an den Mann zu bringen, hat gar nichts

auffälliges. Können wir hier also fast mit Händen greifen, dass der Aachener Kleriker ein Einschiebsel in die Chronik gemacht, so fragt sich nur noch, wie weit dasselbe reicht. Das Ende dürfte jedoch beinahe ebenso genau zu bestimmen sein wie der Anfang: ich meine den Beginn des 28. Kapitels, wo Albert in derselben ungelenken Weise, die wir schon mehrfach bei ihm kennen gelernt haben, die Verbindung mit dem Text der Chronik wieder herstellt. Er fasst dort nämlich in schwerfälligen, rekapitulierenden Wendungen das Ergebnis seiner bisherigen Erzählung zusammen, um dann endlich (cap. 28—30) die letzten Ereignisse, die noch zur Eroberung Jerusalems gehörten, zu schildern.

Standen also die Kapitel 24—27 aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich nicht in der lothringischen Chronik, so ist aber noch weiter zu beachten, dass dieses Einschiebsel zwei deutlich voneinander getrennte Berichtsgruppen umfasst. Die gelehrte Abhandlung über den Tempel füllt nur das 24. und die erste Hälfte des 25. Kapitels, der Rest gehört zur lothringischen Mythographie. Die erstere mag Albert aus sich selber, aus strengen Bücherstudien entnommen haben; die Quelle des andern bilden die Lieder oder eine sonstige, ebenso geringwertige Tradition. Für Albert ergab sich hierbei die Schwierigkeit, die beiden, innerlich nicht zusammenhängenden Berichtsgruppen zu einer einzigen lesbaren Darstellung zu verschmelzen. Mit demselben Ungeschick, welches soeben hervorgehoben und für ihn so charakteristisch ist, hat er diese Schwierigkeit überwunden oder richtiger nicht überwunden. Denn nur durch einen ungefügen, mit Rekapitulationen überfüllten Satz (Ad hoc denique templum Domini etc.) stellt er die Verbindung der Berichte äusserlich her.

Der zweite dieser Berichte, der in das Gebiet der Mythographie gehört, interessiert uns in hervorragender Weise. Er enthält zunächst die berühmte Anekdote, dass

Herzog Gottfried, während der helle Mord die Strassen Jerusalems durchraste, sich von allem Blutvergiessen fern gehalten, den Panzer abgelegt, in wollenem Gewande und mit nackten Füssen die heilige Stadt verlassen, einen Teil ihrer Mauern prozessionsweise umkreist, sie dann wieder betreten und endlich am Grabe Jesu Christi seinem Dank gegen Gott in heissen Thränen und Gebeten Luft gemacht habe. An diese Anekdote schliesst sich dann noch die Erzählung von einer Vision, die einst ein lothringischer Dienstmann gehabt haben und in welcher dem Herzog Gottfried die glückliche Vollendung des Kreuzzuges verkündigt sein soll. Die letztere, kritisch wenig ausgiebige Erzählung bedarf hier keiner weiteren Erörterung. Hinsichtlich jener Anekdote aber muss noch besonders darauf hingewiesen werden, dass sie den Hergang der Ereignisse gründlich fälscht. Sie macht aus Herzog Gottfried, diesem furchtbaren, im Blute watenden Kämpen, einen ungemein zartfühlenden Frommen. Hätte sie von Anfang an in der lothringischen Chronik gestanden, so würde deren Glaubwürdigkeit auf ein sehr bescheidenes Mass herabsinken. Wir haben jedoch gesehen, dass sie zweifellos der Feder Alberts entstammt, und woher der sie genommen hat, dafür liefern uns die Lieder, die Gottfried ebenfalls am heiligen Grabe brünstig beten lassen, einen deutlichen Fingerzeig (Conquête de Jérusalem, V, 13).

An die umfangreiche Einschaltung, welche Albert mithin gemacht hat, möchte ich noch ein paar allgemeinere Bemerkungen knüpfen, für die sich gerade hier ein besonderer Anlass bietet. An vielen Stellen des uns vorliegenden Werkes lesen wir ja Berufungen auf Augenzeugen. Die Vermutung liegt sehr nahe, dass erst Albert, der nicht Augenzeuge war, aber nach allen Seiten seine Erkundigungen richtete, diese Berufungen und mit ihnen die in der Regel ganz kurzen Mitteilungen, auf die jene sich beziehen, in den Text der Chronik eingefügt habe.

Oftmals trifft diese Vermutung sicherlich das Richtige, z. B. bei gewissen Einzelnheiten jener schon aus andern Gründen Albert zugesprochenen, gelehrten Geschichte und Schilderung des Tempels von Jerusalem (VI, 24) oder, um ein früheres Beispiel anzuführen, bei den Leiden der Christen in Antiochien, wo unter anderm nach der sehr fragwürdigen Mitteilung von Augenzeugen Graf Robert von Flandern wegen gänzlicher Verarmung im Heere gebettelt haben soll (Alb. Aq. IV, 55). Namentlich wenn diese Berufungen in nachdrücklicher Formulierung erscheinen (z. B.: asserunt, qui affuerunt et oculis inspexerunt, oder ut procul dubio a veridicis fratribus compertum est), darf man mit grosser Wahrscheinlichkeit auf einen Zusatz Alberts schliessen. Aber einen schlechthin allgemein giltigen Satz für die Zerlegung des Albert'schen Werkes in seine Teile liefert die Erwähnung von Augenzeugen trotzdem nicht. Man muss sich vielmehr davor hüten, der Feder Alberts allzuviel zuzuweisen. Denn der lothringische Chronist kann bei dem grossen Kriegszuge nicht überall gegenwärtig gewesen sein und kann sich deshalb ebenfalls schon gelegentlich auf seine Berichterstatter berufen haben (z. B. VI, 23: Tancredus pecuniam Templi asportans . . . . quam vix, ut aiunt quibus tota massa innotuit, sex cameli aut muli portare potuerunt). Kurz solche Wendungen bieten kein sicheres Kriterium für die Entscheidung über die Autorschaft der einzelnen Abschnitte unseres Werkes. Sie veranlassen uns höchstens, in vielen besonders sich auszeichnenden Fällen eine Einschaltung Alberts zu vermuten. Im übrigen aber müssen wir diese Einschaltungen mit andern Hilfsmitteln nachzuweisen versuchen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis wie diese Erwägung, die ich erst jetzt angestellt habe, weil das sechste Buch Alberts ungemein viele Berufungen auf Augenzeugen enthält, führt auch die Prüfung einer eigentümlichen stereotypen Redewendung. Die Leser des Albert'schen Werkes

werden nicht selten mit einem ut, prout, sicut audistis an früher Erzähltes erinnert (IV, 36, 43; V, 29; VI, 7, 27, 31, 32). Diese Worte, die an mündlichen Vortrag und an verwandte Wendungen der Lieder anklingen, finden sich sowohl in den Berichten, die ich dem lothringischen Chronisten, wie in solchen, die ich Albert von Aachen zuschreiben möchte. Wie sie in den Text gekommen sind, ob schon der Lothringer diese bei der Sangeslust der Zeit ihm naheliegende Wendung gebrauchte und Albert unter gleichem Antrieb ihm darin folgte, oder ob der letztere, der an Liedertradition und Liedersprache sich weit inniger anlehnte, sie aus eigenem Behagen überall in den Text einfügte, darüber möchte ich mir noch kein Urteil erlauben. Vielleicht ergiebt spätere Forschung hierüber ein befriedigendes Resultat. Dass aber mein Versuch, Alberts Werk in die lothringische Chronik und die Aachener Mythographie zu zerlegen, dadurch in wesentlichen Punkten beeinträchtigt werden könnte, glaube ich nach sorgfältiger Prüfung der einschlägigen Stellen nicht besorgen zu müssen. —

An die Geschichte der Eroberung Jerusalems schloss der Lothringer einen Rückblick auf die Schicksale, welche die heilige Stadt in den letztvoraufgegangenen Jahren zu erdulden gehabt hatte (Alb. Aq. VI, 31 und 32). Er erwähnte, dass die Stadt geraume Zeit den Seldjuken gehört hatte und nur während des letzten Jahres vor der Erstürmung durch die Christen in den Händen der Ägypter gewesen war. Diesen Rückblick könnte man ebenfalls für eine Einschaltung Alberts halten, jedoch wohl ohne hinreichenden Grund. Der Lothringer hatte in dem schnellen Flusse seiner Erzählung bisher keine Gelegenheit gefunden, von den auch ihm mitteilenswert erscheinenden, früheren Schicksalen Jerusalems eingehend zu reden. Bei der Belagerung Antiochiens hat er sie einmal, aber nur in Kürze berührt (Alb. Aq. III, 59; s. oben S. 88). Den Nachtrag, der ihm nun allein übrig blieb, fügte er gar nicht

ungeschickt an die gänzlich vollendete Eroberung der Stadt an, ging auch von ihm zu der ferneren Erzählung (Kapitel 32 auf 33) mit verhältnismässig kurzen und gewandten Wendungen über. In diesem Nachtrag befinden sich aber ein paar bemerkenswerte Fehler. Der seldjukische Emir Sokman, der sich aus dem von den Ägyptern eroberten Jerusalem über Damaskus nach Mesopotamien zurückzog, wird von dem Lothringer irrigerweise zu einem Bruder des Emirs von Damaskus gemacht; und nach der Vertreibung Sokmans soll gar kein Seldjuke in Jerusalem zurükgeblieben sein, während — nach Guibert p. 224 — die Besatzung der Davidsburg nach wie vor von Seldjuken, die in ägyptischen Dienst getreten waren, gebildet wurde. Diese Herkunft der Besatzung der Citadelle scheint jedoch den meisten Lateinern unbekannt geblieben zu sein — ausser Guibert deutet nur noch Fulcher p. 361, aber in sehr undeutlicher Weise auf dieselbe hin — und vielleicht erklärt sich hieraus eine weitere auffallende Bemerkung unseres Chronisten. Er sagt nämlich, unter Sokmans Führung hätten dereinst 300 Seldjuken Jerusalem beherrscht — eine wunderliche Angabe, die aber dadurch hervorgerufen sein mag, dass er von der Herkunft jener Besatzung nur dunkle, oder von ihm missverstandene Kunde besass.

Im 33. Kapitel fährt der Lothringer in der eigentlichen Geschichte des Kreuzzugs fort. Die Fürsten treten zur Wahl eines weltlichen Oberhauptes der heiligen Stadt zusammen, machen Herzog Gottfried zum Herrn derselben und unterstützen ihn auch gegen Graf Raimund, der die Davidsburg mit seinen Leuten besetzt hatte und fernerhin besetzt halten wollte, nun aber zur Räumung derselben genötigt wird, so dass Gottfried die ihm übertragene Herrschaft in vollem Sinne anzutreten imstande ist.

In wenigen kurzen Sätzen schildert der Lothringer diese folgenreichen Ereignisse. So summarisch aber sein Bericht ist, derselbe bietet dennoch Stoff zur Bereicherung

und Klärung unserer Kenntnisse. Nach seiner Aussage hat die Herrscherwahl am Sonntag dem 24. Juli stattgefunden: die übrigen Quellen setzen sie octava die nach der Einnahme Jerusalems, was nach Sybel (l. c. p. 416) Sonnabend den 23. Juli ergäbe, mit mehr Recht jedoch, da nach gewöhnlicher Rechnung der 15. Juli als erster Tag gezählt werden müsste, sich auf Freitag den 22. Juli beziehen liesse. Ich möchte mich aber weder für den 22., noch für den 23. Juli entscheiden. Denn die bestimmte Angabe des Lothringers, dass die Wahl an einem Sonntage stattgefunden, scheint mir nicht leichthin verworfen werden zu dürfen, und eine Möglichkeit, sie mit der octava dies der übrigen Quellen zu vereinigen, ist wohl vorhanden. Die Eroberung Jerusalems war ja am 15. Juli insofern noch nicht vollendet, als die Ausmordung der Stadt noch am 16. und 17. Juli erneute Gräuelszenen hervorrief. Vielleicht haben daher jene Quellen nur von dem achten Tage nach gänzlicher Beendigung des schrecklichen Kampfes reden wollen, und dies wäre Sonntag der 24. Juli, die Octave des 17. Juli.

Wichtiger ist, was der Lothringer von der Wahl selber berichtet. Bekanntlich wurde die Herrschaft zuerst dem Grafen Raimund angeboten, dem reichen und mächtigen Manne, der bisher ebenso leidenschaftlich wie erfolglos nach dem Gewinn eines morgenländischen Fürstentums getrachtet hatte. Er lehnte ab, in erster Linie vermutlich deshalb, weil sehr viele Pilger, grossenteils sogar Provenzalen, dank seinem oftmals so gehässigen Benehmen, ihm feindlich gesinnt waren, so dass er vor der schweren Aufgabe, das entlegene Jerusalem gegen Ägypter und Seldjuken zu verteidigen, zurückschrecken mochte. Als Grund seiner Ablehnung gab er an, er wolle an heiliger Stätte keine irdische Krone tragen, in dieser Stadt nicht König genannt werden; einem andern, der sich hierzu bereit erkläre, werde er nicht entgegen sein. Den Fürsten mag diese Äusserung

des Grafen überraschend gekommen sein: sie scheinen Umfrage gehalten zu haben, wer denn nun an die Stelle Raimunds treten möge: Keiner aber bezeigte anfänglich Lust dazu. Der lothringische Chronist meldet dies mit den kurzen Worten: Quo (Raimundo) renitente et caeteris universis capitaneis ad id officium electis — Worte, an denen zu zweifeln ich keinen Anlass sehe und die wenigstens hinsichtlich eines Fürsten, Roberts von der Normandie, durch eine ausführliche Erzählung der Historia belli sacri bestätigt werden (cap. 130). Tandem und licet invitus erklärte sich Herzog Gottfried bereit, die Herrschaft über Jerusalem anzunehmen.

Solcher Gang der Wahl darf uns nicht Wunder nehmen. Die Stellung eines custos dominici sepulcri war in diesem Augenblick nicht sonderlich begehrenswert. Die heilige Stadt besass nur noch eine sehr schwache bürgerliche Bevölkerung und lag überaus weit entfernt von den Besitzungen der Genossen in Nordsyrien, mitten in einer durch Krieg entsetzlich verwüsteten Gegend, den Angriffen der Feinde, vornehmlich der Ägypter, fast hilflos preisgegeben. Eine kurze Weile genoss sie noch den Schutz des grossen Kreuzheeres, aber dasselbe musste sich ja bald auflösen. Hierzu kam noch, dass die Stellung dieses custos oder advocatus ecclesiae auch an innerer Festigkeit zu wünschen übrig liess. Mehrfach hatten die Kleriker des Heeres darauf gedrängt, dass in der heiligen Stadt zuerst ein geistlicher Herrscher eingesetzt werde: dann hatte Raimund das Wort gesprochen, an dieser Stätte trage er Scheu, sich König nennen zu lassen: für den weltlichen Herrn von Jerusalem war es deshalb fürs erste fast unmöglich, sich die Krone aufzusetzen und Feinden wie Freunden durch den Glanz hoher Würde, die den Mangel sonstiger Machtmittel einigermassen ausgleichen konnte, zu imponieren. Das ganze jerusalemitische Fürstentum mochte wie auf Sand gebaut erscheinen.

Unter diesen Umständen gehörte ein hoher Heldensinn dazu, sich den Bitten der Genossen, der Wahlversammlung der Kreuzesfürsten, nicht zu versagen, und wir finden somit an dieser Stelle und zwar in allerhöchster Bethätigung bei Gottfried denselben kühnen, vor keinem Wagnis zurückschreckenden Geist, den wir von Anfang an bei den Führern der lothringischen Heerschar beobachtet haben. Es sollte auch nicht lange dauern, bis dieser Geist der Lösung der schweren Aufgabe, die er mutig übernommen, sich durchaus gewachsen zeigte. Das erste, was in dieser Richtung zu bemerken ist, betrifft die Öffnung der Davidsburg für die Truppen des Herzogs. Gottfried erreichte trotz heftigem Widerstreben Graf Raimunds in Bälde sein Ziel.

Unmittelbar anschliessend an den Bericht von diesen Ereignissen bringt Albert die Erzählung von zwei Visionen, in denen Gottfrieds Erfolg voraus verkündet worden sei (cap. 33—37). Der hohe Ton, in dem diese Erzählung gehalten ist, im Gegensatz zu jenen überraschend nüchternen Bemerkungen über die Wahl des Herrschers von Jerusalem, lässt mich nicht zweifeln, dass dieselbe nicht zur lothringischen Chronik, sondern zu Alberts Mythographie gehört. Weil aber die übrigen Anzeichen der Interpolation diesmal nicht so scharf hervortreten — unter anderm ist das eingeschaltete Stück zwar auch etwas, aber nicht so auffallend ungeschickt eingefügt, wie wir dies sonst bemerkt haben —, so möchte ich in Erwägung ziehen, ob der Glaubwürdigkeit unserer Chronik wesentlicher Abbruch geschähe, wenn man ihr diese Erzählung zurechnen müsste. Weissagungen von Gottfrieds Glück sind ja, nachdem dasselbe der Welt kund geworden, zweifellos bald entstanden und von den Geschichtschreibern gläubig aufgenommen worden. Wenn der lothringische Chronist daran sich beteiligt haben sollte, so läge an sich hierin noch nichts, seine historiographische Treue ernstlich Schädigendes. Nur

darauf kommt es an, ob in solcher Mythographie echte Züge aus Gottfrieds Lebensgeschichte verfälscht oder unglaubliche neue hinzugedichtet werden. Von dergleichen ist jedoch in dieser Stelle keine Rede. Es werden hier zwei ganz gewöhnliche, auf Gottfrieds Erhöhung in Jerusalem hindeutende Visionen erzählt, ohne irgend einen bedenklichen thatsächlichen Zusatz, gleich jenem, der den in Wahrheit grimmig kämpfenden Gottfried unbewehrt und barfüssig zur heiligen Grabeskirche wandeln liess. Gehörten diese Mitteilungen — obgleich, wie ich wiederhole, mir dies keineswegs wahrscheinlich ist — zur lothringischen Chronik, so müsste man nur noch beachten, dass in ihnen ein Fingerzeig für die Abfassungszeit dieses Stückes der Chronik enthalten wäre. Denn bei der zweiten jener Visionen wird der Tod Gottfrieds erwähnt, bei der ersten wird gesagt, dass viele Bischöfe, Grafen und Königssöhne vor wie nach Gottfried die Fahrt nach Jerusalem unternommen, jedoch nicht vollendet haben, eine Bemerkung, die auf den unglücklichen Kreuzzug vom Jahr 1101 bezogen werden könnte (vergl. Sybel l. c. p. 418).

Auf diese Mitteilungen folgen wieder durchaus glaubwürdige Berichte. Die Reliquie des heiligen Kreuzes wird entdeckt (cap. 38), der jerusalemitischen Kirche wird ein Vorstand gegeben (cap. 39), für die Pflege des Gottesdienstes in der heiligen Grabeskirche wird stattliche Vorsorge getroffen (cap. 40), auf die Nachricht vom Herannahen eines ägyptischen Heeres rücken Gottfried und Robert von Flandern, Tankred und Eustach ins Feld, während Robert von der Normandie und Raimund kampfunlustig in Jerusalem zurückbleiben und erst durch scharfe Mahnungen bewogen werden, den Voraufgezogenen zu folgen (cap. 41 und 42).

Alles dieses wird von unserm Chronisten in eingehender und überzeugender Weise behandelt, bedarf aber trotzdem einiger Erläuterungen. Die Kreuzesreliquie wird sexta feria

entdeckt, was uns auf Freitag den 29. Juli führt. Darnach wird der Vorstand der jerusalemitischen Kirche gewählt, was durch die Gesten (p. 161), die hierfür diem sancti Petri ad vincula, 1. August, angeben, vollkommen bestätigt wird. Im Widerspruch hiermit befinden sich Fulcher (p. 361) und Raimund (p. 302), die beide die Vorstandswahl jener Entdeckung vorausgehen lassen. Aber Fulcher ist an dieser Stelle chronologisch arg verwirrt, indem er z. B. erst im Kreise dieser Ereignisse die schon bei der Eroberung Jerusalems erfolgte Übergabe der Davidsburg an Graf Raimund bringt; und Raimund ist ein ebenso wenig zuverlässiger Zeuge, weil er in dieser Zeit vermutlich nicht in Jerusalem anwesend (er war mit seinem Grafen an den Jordan gereist) und von feindlicher Stimmung gegen die in der heiligen Stadt Zurückgebliebenen erfüllt war. Die Art, wie die Pilger zur Kreuzesreliquie gekommen, erzählt er überdies in seltsamen, den Verdacht der Erdichtung erweckenden Wendungen. Sybel (l. c. p. 420) verfährt deshalb eklektisch und lässt die Christen zwar nach der Chronologie Raimunds, sonst aber nach dem Berichte Alberts in den Besitz der Reliquie gelangen. Ich denke, wir haben einfach dem letzteren, bezüglich dem lothringischen Chronisten, zu folgen.

Nicht unwichtig sind diese Bemerkungen, denn sie gehören schon zur Kritik der eigentümlich verwirrten Überlieferung von der Wahl des jerusalemitischen Kirchenvorstandes. Nach Raimund und den Gesten hat man einen Patriarchen eingesetzt. Nach Fulcher und dem lothringischen Chronisten ist dies ausdrücklich nicht geschehen. Denn Fulcher sagt nicht bloss, dass man, wie Sybel meint, „die Einwilligung des Papstes (für den erwählten Patriarchen) reservierte“, sondern: Patriarcham decreverunt nondum ibi fieri, donec a Romano papa quaesissent, quem ipse laudaret praefici. Und der Lothringer erzählt ausführlich, man habe sich vergeblich bemüht, eine für den Patriarchenstuhl

geeignete Persönlichkeit zu finden, und habe sich deshalb darauf beschränkt, den Kleriker Arnulf, einen sehr klugen und beredten Mann, zum Kanzler der jerusalemitischen Kirche zu machen. Das Gegenzeugnis der Gesten fällt nicht schwer ins Gewicht, da dieselben nur die nackte Thatsache, bei der so leicht ein Irrtum unterlaufen konnte, kurz erwähnen, und Raimunds Behauptung hat aus den schon oben hervorgehobenen Gründen ebenfalls geringen Wert. Jene feindliche Stimmung Raimunds gründete sich zudem darauf, dass ihm der Kleriker Arnulf, der von der besonderen Art provenzalischer Frömmigkeit nie etwas hatte wissen wollen, tief verhasst war und dass ihm somit die Erhöhung dieses Mannes wie ein neuer Sieg antiprovenzalischer Tendenzen im Kreuzheere erschien. Kein Wunder, dass er in der Hitze seines Zornes Kanzleramt und Patriarchenwürde miteinander verwechselte! — Fernerstehende Zeitgenossen hörten und redeten natürlich nur von dem „Patriarchen" Arnulf, in gleicher Weise aber auch nur von dem „König" Gottfried (s. z. B. den Brief des Erzbischofs Manasse von Rheims bei Hagenmeyer Ekkeh. Hieros. p. 352), so dass ihren Äusserungen keine Beweiskraft gegen die Kanzlerschaft Arnulfs beigelegt werden kann. Für die Geschichte der jerusalemitischen Kirche während des ganzen nächstfolgenden Jahrzehnts ist die Feststellung dieser Kanzlerschaft von massgebender Bedeutung. (Vergl. hierzu noch Hist. Franc. Fragmentum bei Duchesne, Hist. Franc. SS. IV, 92.)

Beim Übergang auf den Feldzug, der zum Siege über die Ägypter führte, befindet sich in Alberts Werk ein Fehler. Es heisst dort: dehinc curriculo quinque ebdomadarum transacto sei Gottfried aus Jerusalem ausmarschiert. Dieser Zeitraum ist, wie weit man auch den Anfang desselben hinausschieben mag, unter allen Umständen zu gross und mithin irrig bezeichnet. Weil aber der lothringische Chronist in den Zeitbestimmungen des Kampfes um Jeru-

salem sich als brauchbar bewies, dabei sogar mehrere gute Winke zur Bereicherung unserer Kenntnisse gab und weil er in einem späteren Kapitel (49) den Tag der Schlacht von Askalon ganz richtig ansetzt, so sind wir wohl berechtigt, in jenem sinnlosen quinque ebdomadarum nichts als einen Schreibfehler Alberts oder eines späteren Kopisten zu sehen.

Den in mehreren Abteilungen erfolgenden Ausmarsch der Kreuzfahrer aus Jerusalem zum Kampf mit den Ägyptern beschreibt der Lothringer im Ganzen zutreffend; in ein paar Kleinigkeiten irrt er. Zu den letzteren gehört, dass er Tankred und, dem Anschein nach, auch Eustach zugleich mit Gottfried ausrücken lässt. Jene beiden befanden sich aber auf einem von unserem Chronisten unbeachtet gebliebenen Streifzug schon ausserhalb Jerusalems und vereinigten sich im Felde mit Gottfried. Richtig jedoch und wichtiger ist, dass der Herzog und Robert von Flandern zusammen die erste grössere Schar aus Jerusalem hinausführten, so dass wir diese so eng verbundenen „Freunde" bis zum Schlusse des Kreuzzuges in gemeinsamer Aktion erblicken. Ebenso richtig ist natürlich auch, dass Robert von der Normandie und Raimund diesmal nicht mitgingen. Weshalb sie zurückblieben, dafür wird sonst angegeben, dass sie erst hören gewollt, ob wirklich ein ernster Kampf bevorstehe. Für Robert, den wir schon bei den antiochenischen Kämpfen als träg oder strapazenmüde kennen gelernt, mag dies richtig sein. Raimunds Zurückbleiben begründet der Lothringer mit dem Zorn, den der Graf noch gegen Gottfried gehegt, weil ihm dieser die Davidsburg abgetrotzt hatte. Sybel meint, diese Nachricht sei entschieden zu verwerfen (l. c. p. 421). Mir erscheint sie völlig unanstössig und um so glaublicher, als auch der provenzalische Chronist beim Beginn seines Berichts vom ägyptischen Feldzuge diesen Zorn sehr ausdrücklich hervorhebt (Raim. p. 302). Der Lothringer geht freilich so weit,

zu behaupten, dass Robert sich durch eine Aufforderung der voraufgezogenen Fürsten sogleich zur Nachfolge habe bewegen lassen, während Raimund noch ein zweitesmal scharf habe gemahnt werden müssen. Nach den andern Quellen sind Robert und Raimund zugleich, oder wenigstens an einem Tage von Jerusalem aufgebrochen; weil aber die Entfernung zwischen Gottfrieds Lager und Jerusalem keinesfalls sehr gross war, so liesse sich auch eine zweite Botschaft an Raimund und ein Aufbruch desselben, einige Stunden nach Robert, an einem und demselben Tage recht wohl denken. Doch will ich auf die letzterwähnten Meinungsverschiedenheiten kein besonderes Gewicht legen, da, wie sich sogleich zeigen wird, mit dem Beginn des Feldzuges gegen die Ägypter die Mythographie den lothringischen Bericht wieder empfindlich geschädigt hat. Zur Chronologie bemerke ich noch, dass Sybels Data folgendermassen zu verbessern sind: am Dienstag dem 9. August rücken Gottfried und Robert von Flandern aus, am 10. folgen Robert von der Normandie und Raimund, am 11. findet ein kleines, aber reiche Beute lieferndes Gefecht statt, am 12. wird die Schlacht von Askalon geschlagen (vergl. die Gesten, p. 161, tertia, quarta feria etc.).

Die Schilderung des Feldzuges gegen die Ägypter ist von Albert in ähnlicher Weise zurechtgemacht, wie wir dies bei grossen Abschnitten der Kämpfe um Antiochien kennen gelernt haben. Eine Menge Beiwerk, vornehmlich am Anfang, zum Teil aber auch am Schlusse, gehört ohne Zweifel der Feder Alberts an; das Hauptstück dagegen dürfte für die lothringische Chronik zu retten sein.

Die Schilderung umfasst 8—9 Kapitel (42—50). Am Schlusse erscheinen wiederholte Berufungen auf Augenzeugen für den beispiellosen Verlust der Feinde und den geringen Verlust der Christen. Vielleicht gehört zu diesen mutmasslich von Albert gemachten Zusätzen auch die ungeheuerliche Angabe, dass die Ägypter 300,000 Mann stark

gewesen seien. Sodann ist der Ton der Erzählung, namentlich am Anfang, genau derselbe, an die Liederstimmung erinnernde, den wir bei Albert so oft zum Beginn grosser Kriegsaktionen — man erinnere sich unter anderm an den Anmarsch der Christen auf Antiochien — gefunden haben: die Pilger rüsten sich unter Jauchzen und Jubeln, unter dem Schall aller nur denkbaren Musikinstrumente, und eilen zum Kampf wie zum köstlichsten Mahle. Auch fehlt es nicht an wundersamen Geschichtchen: der einstige Emir von Ramle und nunmehrige Bundesgenosse Gottfrieds wird durch den Todesmut der Pilger und durch des Herzogs fromme Worte so bewegt, dass er sich zum Christenglauben bekennt: grosse Viehheerden, die von den Feinden ausgesendet sind, um die Kreuzfahrer zum Plündern und zum Auflösen ihrer Reihen zu verlocken, sind so gefällig, zuerst friedlich mit dem Kreuzheere zu marschieren, so dass die Ägypter über dessen Grösse getäuscht werden, dann aber ruhig beiseite zu gehen, um der Entwickelung der christlichen Schlachtordnung kein Hemmnis zu bereiten, und dergleichen mehr. Die Geschichte von dem Gebahren der Viehheerden findet sich freilich auch schon bei Raimund (p. 304), Tudebod (p. 114) und Fulcher (p. 362), doch nicht in so überschwenglicher Fassung; und endlich verrät Albert seine Mythographie vor allem durch einen groben Verstoss gegen die schlichteste historische Wahrheit. Er lässt nämlich Peter den Eremiten, der nach genauer Angabe der Gesten (p. 162) in Jerusalem zurückgeblieben war, um mit den dortigen griechischen und lateinischen Geistlichen von Gott Sieg für die christlichen Waffen zu erflehen, im Felde bei Askalon erscheinen (cap. 41 und 43). Dieser Irrtum stammt wohl ohne Zweifel aus der Liedertradition. Denn in dieser wogt der Schwall der Petersage, der uns beim Anfang des Kreuzzuges begegnet zum Schlusse noch einmal mächtig empor und lässt den Lieblingshelden der geistlichen Phantastik noch eine lange

Reihe der seltsamsten Abenteuer erleben (vergl. Conquête de Jérusalem VII, 5 seq.).

Aber trotz alledem scheint ein Teil des Albert'schen Berichts vom egyptischen Feldzuge irrtumsfrei zu sein und aus der lothringischen Chronik zu stammen. Wir wissen ja, wie gerne Sage und Lied von Frömmigkeit und Tapferkeit christlicher Recken, vom Wehen der Banner und Schmettern der Trompeten melden, aber wir haben auch genugsam erfahren, dass d i e s e Quellen um planmässige Vorbereitung und Durchführung der Schlachten nie sich bekümmern. Den Teil unseres Berichtes, der sich mit Strategie oder Taktik beschäftigt, dürfen wir daher von vornherein in der guten Meinung prüfen, dass er nicht zur Mythographie, vielmehr zur historischen Überlieferung gehört.

Sybel nimmt freilich (l. c. p. 425) gerade an den hier in Frage stehenden Äusserungen Alberts den schwersten Anstoss, es fragt sich jedoch, ob mit Recht. Die Christen rückten, wie aus allen Quellen klar hervorgeht, von Norden oder Nordosten gegen die Stadt Askalon, innerhalb derselben und vor deren Thoren wir uns die Massen des ägyptischen Heeres gelagert zu denken haben. Auf dem rechten Flügel, am Meere entlang oder schliesslich das Meer erreichend, marschierten die Provenzalen; in der Mitte waren Flandrer, Normannen und die Leute Eustachs zu dem Gewalthaufen geballt, dem die Eröffnung der Schlacht anvertraut war; den linken Flügel nahm das Gros der lothringischen Streitkräfte unter Herzog Gottfried ein, nach Albert (45) eine Schar von 2000 Reitern und 3000 Fussgängern, eine wohl glaubliche Zahlenangabe. Bei solcher Verteilung der christlichen Heerhaufen durfte man sich auf dem rechten Flügel und in der Mitte hinreichend gesichert fühlen, nicht jedoch auf dem linken Flügel. Dieser stand insofern in der Luft, als ihm die Gefahr drohte, von den an Zahl den Pilgern ohne Frage weit überlegenen Feinden

in der Art umgangen zu werden, dass starke Abteilungen derselben ihn in östlich gerichtetem Bogen umkreisten und ihn samt dem ganzen Kreuzheere im Rücken packten, ja vielleicht sogar, wenn der Gang der Schlacht es erlaubte, gegen das wehrlose Jerusalem vorstürmten. Die Kreuzesfürsten erkannten in voller Klarheit diese bedenkliche Sachlage, und Gottfried traf demgemäss seine Massregeln. Obgleich seine Krieger vornehmlich als linker Flügel der christlichen Schlachtordnung wirken sollten, stellte er ihnen fürs erste doch besondere Aufgaben. Am tiefsten im Binnenlande befindlich, noch in der Nähe der Berge oder Hügel, die sich zur syrischen Strandebene hinabsenken, hielt er für das wichtigste, mit seiner Abteilung die Ostseite Askalons zu beobachten, damit nicht plötzlich und ihm unvermutet von dorther die Umgehung des Kreuzheeres unternommen werden könne. Hieraus ergab sich für ihn aber auch, dass er seine Truppen überhaupt anfangs vom Kampfe zurückhielt und so lange eine Art Reservestellung einnahm, bis jede Gefahr der Umgehung geschwunden war. Alles dieses teilt uns der lothringische Chronist zwar in etwas ungelenken, immerhin jedoch genügend deutlichen Worten mit. Er sagt (45): Godefridus . . . portas Ascalonis obsedit, und er fügt, damit dies richtig und so, wie eben entwickelt, verstanden werde, hinzu: ne ulla vis inhabitantium ab urbe hac parte erumperet, Gallosque retro post terga improvisos impugnaret. Ausserdem sagt er an einer späteren Stelle (48): Godefridus . . . versus montana extremas acies dirigebat, d. h. mit dem vorigen verknüpft, der Herzog beobachtete eine zeitlang „die Thore Askalons" von seiner im Binnenlande, in der Nähe der Hügel befindlichen Stellung aus und bildete dort nicht bloss den linken Flügel, sondern auch eine Art Nachhut des Heeres. Dieser Deutung des lothringischen Chronisten widersprechen die Darstellungen der übrigen Berichterstatter nirgends; einige ihrer Bemerkungen dienen sogar zur Bestätigung des oben Gesagten.

Denn Baldrich deutet an (p. 109: Rex autem et Francorum quidam etc.), dass Gottfried erst ziemlich spät, dann aber mit grosser Wucht in den Kampf eingegriffen habe, und Fulcher bemerkt ausdrücklich (p. 362): inimici machinati sunt accingere postremos, ubi dux Godefridus, subsequenter cum agmine denso militum armatorum remigando, posteritatem sollicitabat.

Die Schlacht verlief nun so, dass zuerst das christliche Zentrum mit dem Feinde handgemein wurde und in grimmem Fechten einige Vorteile errang. Allmählich nahmen auch die Flügel, der rechte wohl mehr als der linke, am Kampfe teil, und der Sieg neigte sich immer entschiedner auf die Seite der Pilger. Schon waren diese in das glänzende Lager der Ägypter eingedrungen, da ereignete sich dennoch, was die Kreuzesfürsten durch vorausgegangene strenge Befehle zu verhindern gesucht hatten, dass die Krieger sich plündernd zerstreuten und den Gegnern hiermit Gelegenheit gaben, durch einen tapfern Vorstoss die Entscheidung der Schlacht noch einmal in Frage zu stellen. Unter diesen Umständen war es ein grosses Glück, dass Gottfrieds Abteilung, die, obwohl fechtend, doch bisher, wie es scheint, nicht weit vorgerückt war, noch festen Zusammenschluss besass. Die Lothringer warfen sich mit frischer Kraft auf die Ägypter, hemmten ihr Vordringen, zwangen sie durch furchtbare Hiebe zu angstvoller Flucht und jagten, im Verein mit Provenzalen und Normannen, die Besiegten nach Askalon hinein. Die Entscheidung wurde also durch Gottfried und die Seinen herbeigeführt. Ich finde keinen Anlass, hierin eine Erdichtung zu gunsten des Königs des heiligen Grabes zu sehen. Für die Erzählung des lothringischen Chronisten, die mir an sich schon glaubwürdig erscheint, kann man auch aus jener Andeutung Baldrichs eine Art von Bestätigung entnehmen.

Unmittelbar nach der Schlacht hätten die Kreuzfahrer die wichtige Stadt Askalon gewinnen können, wenn sie

einig gewesen wären. In welcher Weise ihre Uneinigkeit sich gezeigt, darüber soll nun wieder der lothringische Chronist (51) eine von andern Berichterstattern ganz abweichende und zu Gottfrieds Verherrlichung erfundene Darstellung geben. Der in der That vorhandene Widerspruch der Erzählungen scheint mir jedoch so leicht zu erklären nnd zu beseitigen, dass ich dieselben nicht eingehend kritisieren, vielmehr nur darauf hinweisen möchte: der Lothringer verschweigt die Ursachen der Veruneinigung, vielleicht weil sie ihm unbekannt geblieben sind, wahrscheinlicher wohl weil er sie nicht nennen mochte, da die grosse Mehrzahl der Kreuzfahrer in diesem Streite seinem geliebten Herzog Unrecht gab. Zieht man dieses Schweigen in Rechnung, so bleibt ein Widerspruch der Berichte kaum mehr übrig, vielmehr ergänzen sich dieselben im wesentlichen aufs beste.

Der Hergang der Ereignisse war folgender. Graf Raimund begann, sobald der Schlachttag zu gunsten der Christen geendet hatte, erfolgreiche Verhandlungen mit den Askaloniten. Die Stadt war moralisch für die Provenzalen gewonnen, als Herzog Gottfried dazwischentrat und Askalon, wie es scheint, schlechtweg für sich in Anspruch nahm. Raimund durfte sich hiergegen auf das Gewohnheitsrecht der Kreuzfahrer berufen, dass jeder Ort demjenigen gehöre, der ihn zur Unterwerfung gebracht. Heftiger Streit erhob sich: die übrigen Fürsten suchten dadurch zu vermitteln, dass Raimund Askalon zwar behalten, aber für dasselbe Lehensmann Gottfrieds werden solle. Beide Nebenbuhler waren jedoch, allem Anschein nach, hiermit nicht einverstanden, und endlich verliessen Raimund, die andern Fürsten und deren Truppen in hellem Zorn über Gottfrieds Hartnäckigkeit das Lager vor Askalon. Der Herzog behielt, weil überdies viele Kreuzfahrer sogleich nach Besiegung der Ägypter den Rückweg nach Jerusalem angetreten hatten, nur eine kleine Schar zu

seiner Verfügung (Alb. Aq. l. c., erst 2000 Mann, aber Reiter und Fussgänger, nachher 700 Reiter) und sah sich schon hiernach in der peinlichsten Lage. Die kühne Hoffnung, Askalon trotzdem noch für sich erwerben zu können, erwies sich gleich darauf als trügerisch, weil Raimund vor seinem Abzuge die Askaloniten von dem Streite, von der Auflösung des Heeres und der Ohnmacht der Lothringer in Kenntnis gesetzt hatte. Diese That des rachsüchtigen Provenzalen, die nicht bloss von dem lothringischen Chronisten sondern auch von den übrigen Berichterstattern verbürgt ist, nötigte Gottfried natürlich, von Askalon abzulassen.

Das Interessanteste an dem ganzen Handel ist Gottfrieds Haltung. Der Herzog missachtete das Gewohnheitsrecht der Kreuzfahrer: das ist gewiss. Auch erzürnte er seine Genossen hierdurch dermassen, dass sofort Askalon für ihn wie für die Christen überhaupt verloren ging. Ein Teil der Überlieferung tadelt Gottfried deshalb bitter. Wir aber müssen wohl anders urteilen. Noch stand ja keineswegs fest, wie weit die jerusalemitische Herrschaft sich ausdehnen solle. In der Nähe der heiligen Stadt konnte das eine oder andere christliche Fürstentum, und nicht bloss als Lehen der Ersteren, sondern als selbständiger Staat entstehen und zu einer für den Kampf mit Ägyptern und Seldjuken verhängnisvollen Zersplitterung der fränkischen Streitkräfte führen: namentlich wenn die Provenzalen, die mit den Lothringern in so vielen Beziehungen uneins waren, sich im südlichen Syrien festsetzten, musste dies sehr ernstlich gefürchtet werden. Solchen, sozusagen, hochpolitischen Erwägungen liehen die übrigen Kreuzesfürsten freilich kein Ohr. Für Gottfrieds Herrscherbewusstsein, für sein richtiges Gefühl, welche Macht er zur Behauptung Jerusalems bedürfe, für seinen kühnen, das Höchste wagenden und das Äusserste einsetzenden Geist ist es dagegen ein rühmliches Zeichen, dass er in dieser

Frage unbeugsam blieb. Die Folgezeit hat, wie man aussprechen darf, deutlich gezeigt, dass Askalon in den Händen der Ägypter wohl eine recht grosse, jedoch immerhin geringere Gefahr für das werdende Königreich Jerusalem bildete, als die Gründung eines dortigen provenzalischen Fürstentums höchst wahrscheinlich geworden wäre. Wenigstens einer unserer Chronisten, der hierfür bisher nicht genügend beachtete Verfasser der Historia belli sacri (cap. 133), tritt denn auch offen auf Gottfrieds Seite und schilt Raimunds gemeinschädliche Eigensucht mit harten Worten.

An den Streit um Askalon knüpft der lothringische Chronist, und zwar er allein, die Geschichte eines ähnlichen Haders. Raimund und Genossen marschierten zunächst gemeinsam die syrische Küste entlang gen Norden. Nachdem sie eine mässige Strecke Weges zurückgelegt, trennten sie sich jedoch, indem, wie es scheint, die Flandrer über Jerusalem an den Jordan zogen (Gesta, p. 163, Fulch. p. 363) und erst von hier aus wieder nordwärts oder nordwestwärts strebten, die Provenzalen dagegen, in der alten Richtung verharrend, vor Arsuf rückten, weil Raimund nun diese Stadt in seinen Besitz zu bringen wünschte und sie in der That durch Drohungen wie Versprechungen zur Öffnung der Thore zu bewegen suchte. Aber in kurzer Frist sah der Graf sich durch die Nachricht vom Herannahen Herzog Gottfrieds gestört. Ohne Zaudern setzte er sich wieder in Marsch, mahnte jedoch gleichzeitig die Bewohner von Arsuf, dass sie sich nicht etwa durch die Lothringer, von denen allein sie nichts zu fürchten hätten, einschüchtern und zur Ergebung bestimmen liessen. Gottfried fand daher die Stadt, als er sie anzugreifen wagte, gut zum Widerstand gerüstet, gab das Unternehmen bald wieder auf, geriet indessen durch seinen neuen Misserfolg, für den er mit Recht den Grafen Raimund verantwortlich machte, in eine so leidenschaftliche Aufwallung, dass er den Provenzalen nachstürmte, um sie mit einem vernich-

tenden Angriffe heimzusuchen und alles Übel, welches ihm Raimund angethan, an diesem selber zu rächen (in caput illius reddere). Er fand den Gegner an der Küste zwischen Cäsarea und Haifa, natürlich zu blutigem Empfang bereit, glücklicherweise jedoch schon wieder mit den Flandrern und Normannen vereinigt, von denen sogleich ein Beschwichtigungsversuch gemacht wurde. Namentlich der geborene Vermittler, Robert von Flandern, der alte Freund Gottfrieds trat mit ernsten Worten zwischen die hadernden Genossen, verhinderte den Bruderkrieg und führte die Versöhnung herbei (Alb. Aq. VI, 51 und 52).

An dieser Erzählung ist freilich auffallend, dass das Ereignis von Arsuf dem von Askalon sehr ähnlich sieht. Dies allein bildet aber keinen genügenden Grund, an derselben zu zweifeln. Im übrigen ist die Darstellung so detailreich, fest zusammenhängend, in schlichtem Tone gehalten, dass wir sie ohne Bedenken der guten lothringischen Chronik zuschreiben dürfen. (S. dagegen Sybel l. c. p. 429, und Hagenmeyer, Ekkeh. Hieros. p. 181, 191. Der letztere, stützt sich dafür, dass Graf Raimund von Askalon nach Jerusalem zurückgekehrt sei und deshalb die Arsufer Händel nicht veranlasst haben könne, auf Wilhelm von Malmesbury. Die Autorität dieses Chronisten ist jedoch wie in manchem andern, so auch in diesem Falle viel zu gering, um der ausführlichen Erzählung des Lothringers Abbruch thun zu können).

Das 53. Kapitel enthält eine sehr ansprechende Schilderung, wie Gottfried von den Genossen, die nun endlich die Rückreise nach Europa antreten zu wollen erklärten, unter Küssen und Thränen Abschied nahm, sie dabei bittend, seiner eingedenk zu bleiben und der Christenheit ans Herz zu legen, dass sie ihn bei der Lösung der schweren Aufgabe, die er auf sich genommen, kräftig unterstütze. Nachdem man sich von einander getrennt, ging der Herzog südwärts gen Jerusalem, streifte hierbei zum zweitenmale

die Mauern von Arsuf und schloss mit dieser Stadt einen Frieden oder Waffenstillstand, der durch beiderseitige Geisselstellung gesichert wurde.

Im 54. Kapitel wird der fröhliche Marsch der Flandrer, Provenzalen und Normannen bis zum Gebiet von Laodicea erzählt — der fröhliche, weil die Muhammedaner der syrischen Küste, neuerdings erschreckt durch die Niederlage der Ägypter bei Askalon, den Heimwandernden bereitwillig jeden wünschenswerten Vorschub leisteten. An diesem wie an dem Berichte des voraufgehenden Kapitels ist nichts wesentliches auszusetzen.

Vom 55. bis zum 60. Kapitel, d. h. bis zum Schlusse des sechsten Buches Alberts, bespricht der lothringische Chronist jene Laodicener Händel, von denen schon oben (S. 46 f.) die Rede gewesen ist. Hier mag deshalb nur noch einmal daran erinnert werden, dass diese sehr ausführliche Besprechung zwar von kleineren Versehen nicht frei, aber durchaus fern ist von sagenhafter Phantastik und als eine in den Hauptsachen brauchbare und zuverlässige Überlieferung betrachtet werden darf.

Blicken wir, hier angelangt, auf Alberts sechstes Buch zurück, so sehen wir: der gewaltige Kampf um Jerusalem hat zwar der Mythographie wieder Thür und Thor geöffnet, aber trotzdem lässt sich die lothringische Chronik in diesem Buch mindestens ebensogut wie bei dem Krieg um Antiochien nachweisen. Der Mythographie dringend verdächtig sind etwa nur 12 von den 60 Kapiteln des Buchs: der grosse Rest scheint den ziemlich unversehrten Text des besten aller Berichte über die Gründung des Reiches Jerusalem zu bilden. Des besten! Denn er ist der inhalt- und lehrreichste sowohl für die allgemeine Geschichte jener Reichsgründung, als auch für die Geschichte Gottfrieds, des glückhaften Helden, der das Höchste, wonach die Christenheit sich gesehnt, nunmehr verwirklicht, in seiner eigenen Person verkörpert hatte.

In letzterer Beziehung ist es wohl an der Zeit, noch ein Wort zu sagen. Der wahre historische Gottfried hat freilich nichts gemein mit dem gottbegnadeten, frommen, weichen und feinfühligen Heiligen, den die Sage aus ihm gemacht hat, andrerseits aber erscheint er weit bedeutender, als der derbe, biedere, etwas beschränkte Mensch, den wir Sybels (l. c. p. 454 seq.) nicht zureichender Charakterschilderung verdanken. Riesenstark, unzähmbar tapfer, ein Löwe in der Schlacht, war der Herzog zugleich auch ein guter, umsichtiger Feldherr. Auf den Kreuzzug hatte er sich eingelassen, grossenteils fortgerissen von der mächtigen geistlichen Strömung jener Jahre, indessen wahrscheinlich nicht minder angelockt durch den, sozusagen, kolonialen Zug der Zeit. Nach dem Gewinn von Burgen, Städten und Läudern zeigte er sich bald begehrlich genug, und es ist leicht möglich, dass die Aussage eines Chronisten, er habe die Heimat mit dem Gedanken verlassen, nicht mehr in dieselbe zurückzukehren, d. h. also sich im Morgenlande eine neue Herrschaft zu erwerben, völlig zutreffend ist (Historia belli sacri, cap. 130). Nur unterschied er sich hierbei von den berühmtesten Kolonisatoren oder Eroberern des Kreuzheeres, Boemund und Raimund, sehr erheblich. Er berechnete nicht im Voraus, welches Gebiet ihm zufallen könne, wie dies der Fürst von Tarent that — übrigens der einzige Pilgerführer, der nach seinem Vorleben solche Erwägungen anstellen konnte und sie dem entsprechend anstellte —, aber er liess sich auch nicht, gleich dem Grafen Raimund, durch den Erfolg eines Genossen zu unruhiger Gier, zu Neid und Missgunst aufstacheln. Er wartete seiner Zeit. Kam eine gute Gelegenheit, dann griff er mit fester Faust zu und trat mit höchstem Nachdruck für die Förderung seiner Machtstellung ein. Nach der Beendigung der antiochenischen Kämpfe vertiefte er sich mit solchem Eifer in die Sicherung und Erweiterung der lothringischen Herrschaft in Nordsyrien und Mesopo-

tamien, dass er die Fortsetzung des Kreuzzuges fast aus den Augen verlor. Nach der Eroberung Jerusalems aber wagte er, wenn auch vielleicht nach kurzem Zaudern, die Verteidigung der heiligen Stadt, die keiner seiner reckenhaften Genossen übernehmen mochte, zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Und nachdem er diesen kühnen Schritt gethan, sorgte er voll grimmen Mutes dafür, zu künftigen Siegen sich die Bahn frei zu erhalten. Die Provenzalen wurden wie aus Jerusalem so aus dem ganzen südlichen Syrien weggeschreckt. Palästina sollte dem Schwerte der Lothringer gehören.

Zu weiterer Charakteristik Gottfrieds dienen am besten negative Kennzeichen. In religiöser Beziehung zogen im Kreuzheere die Parteien der eifernden Frommen und der dreisten Spötter, der Provenzalen und der Normannen, vor allem die Aufmerksamkeit auf sich. Der Herzog hielt sich ohne Zweifel zu keiner von Beiden: er war erfüllt von dem geistlichen Drang des Jahrhunderts und gern bereit, wie wir an einem bedeutenden Beispiel noch sehen werden, der Verherrlichung der Kirche zu dienen, aber es ist nicht nachzuweisen, dass ihn je der Fanatismus der Südfranzosen oder der Skeptizismus der Normannen sonderlich beeinflusst habe. Er mag hier dieselbe Seelenstimmung besessen haben wie sein Biograph, unser lothringischer Chronist, der das Treiben der Extremen von rechts und links zwar ins Auge fasst, aber nur einer kurzen und kühlen Erwähnung würdigt und sich selber lediglich von anmutend frommen, massvoll wundergläubigen Regungen gelenkt zeigt (vergl. unter anderm Alb. Aq. IV, 38, 43. V, 32 45. VI, 38, 40).

In ähnlicher Weise ist zu verstehen, was von Gottfrieds Mässigung und Herzensgüte gerühmt wird (Alb. Aq. V, 35: vir magnae patientiae et amoris. Fulcher p. 361: quem ob patientiae, oder mansuetudinis et patientiae modestiam in regni principem omnis populus elegit.). Denn

der Herzog war ja nicht so wüst habgierig und raublustig wie Tankred, nicht so kleinlich erwerbssüchtig und missgünstig wie Raimund, nicht so kalt rechnend und ränkevoll wie Boemund. Unter diesen argen Konquistadoren zeichnete er sich durch eine grosssinnige Weise aus, zwar für sein eigenes Wohl zu sorgen, aber auch anderen das Ihre zu gönnen: er lebte und liess leben. Freilich wer ihm zu nahe trat, oder ihm nur zu nahe zu treten schien, der mochte sich vor ihm hüten. Wie ein angeschossener Eber hat er sich am Anfang wie am Ende des Kreuzzugs auf diejenigen gestürzt, von denen er sich beleidigt oder bedroht glaubte, und hat hierbei den Kaiser Alexius wie den Grafen Raimund die Wucht seines Willens gründlich fühlen lassen.

Im Ganzen unter all den leidenschaftlichen Naturkindern des Kreuzheeres eine höchst sympathische Persönlichkeit! Wilhelm von Tyrus, der dies aus guter Überlieferung haben mag, schildert ihn, wie wir uns gern unsere Ahnen vorstellen: hoch gewachsen, von gewaltigem Gliederbau, schönem Antlitz, blondem Bart und Haar (IX, 5). Frommen Sinnes, nach Hohem strebend und dennoch ohne Zwang und Drang der schönen Gegenwart sich freuend, in ruhigen Stunden ein gütiger Mensch, im Zorne und im Kampfe schrecklich — so war er der Stolz und das Vorbild seiner ihm gewiss in vielen Zügen ähnlichen Vasallen, und zugleich unter allen Kreuzesfürsten der Berufenste, das grosse Los zu gewinnen, das ihm in der That zuteil geworden.

Herzog Gottfrieds Ende.

An Gottfrieds letzter Lebenszeit haben Überlieferung und Kritik bisher in denselben extremen Richtungen gearbeitet, wie bei den früheren Schicksalen des Herzogs. Nach der einen Auffassung ist Gottfrieds hohes Streben durch eine lange Reihe kriegerischer wie friedlicher Erfolge belohnt worden, so dass ihm sogar geglückt sein soll, während seiner kurzen Regierung die „Assisen" Jerusalems festzustellen, d. h. der Schöpfer des jerusalemitischen Reichsrechts zu werden; nach der andern, vornehmlich von Sybel vertretenen Ansicht hat er die Spanne Zeit, die ihm noch zu leben vergönnt war, in Not und Kummer verbracht, weil er weder die Fähigkeiten noch die Mittel besessen habe, der grossen Feindesmacht, die ihn rings umgab, ernstlichen Abbruch zu thun. Die Wahrheit liegt auch hier wieder in der Mitte, und abermals ist es der lothringische Chronist, der uns — und zwar fast er allein — einen ausführlichen Bericht von Gottfrieds letzten Thaten darbietet, einen Bericht, der weder durch mythographische Einschaltungen noch durch anderweitige unglaubwürdige Mitteilungen in irgend erheblicher Weise verunstaltet ist (Alb. Aq. VII, 1—22). Denn das grobe chronologische Versehen, welches in demselben stecken soll, ist nach dem verbesserten Text der neuesten Ausgabe Alberts, die Sybel leider nicht beachtet hat, gar nicht vorhanden (Sybel l. c. p. 436, vergl. Alb. Aq. VII, 16), und die Geschichte der Geisseln, die Gottfried den Leuten von Arsuf gegeben hatte, ist zwar in nicht gerade wohl überlegter, sonst jedoch unanstössiger Weise mitgeteilt. Von diesen Geisseln heisst es:

Gottfried übergab den Leuten von Arsuf als Geissel den Ritter Gerhard von Avesnes (Alb. Aq. VI, 53).

Eine der Geisseln, eben der Ritter Gerhard, wurde von den Leuten von Arsuf, als die Lothringer einen An-

griff auf die Stadt machten, an einen Mast gebunden, auf der Mauer den Geschossen seiner Landsleute blossgestellt und von diesen schwer verwundet (VII, 2).

Kanzler Arnulf tadelt die Lothringer wegen der gegen die beiden an den Mast gebundenen Geisseln, Gerhard und Lambert (vermutlich Lambert von Montaigu) betätigten Hartherzigkeit (VII, 5).

Der Ritter Gerhard, wider Erwarten von seinen schweren Wunden genesen und von den Feinden freigelassen, kehrt zu grosser Freude seiner Landsleute ins christliche Lager zurück (VII, 15).

An dieser Erzählung, die sich, wie man sieht, in kleinen Bruchstücken durch viele Kapitel hinzieht, ist gewiss zu tadeln, dass der Lothringer nicht von vornherein von beiden Geisseln gesprochen und deren Geschick fest im Auge behalten hat. Wie er aber dazu gekommen, das liegt so nahe, dass wir seinen Fehler als einen leicht erklärlichen, eigentlich nur stilistischen bezeichnen dürfen. Der Ritter Gerhard war es ja, der durch seine fast wundersame Errettung aus beispielloser Gefahr die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich zog: ihn rückte deshalb unser Chronist unwillkürlich etwas zu weit in den Vordergrund seines Berichts (vergl. hiergegen Sybel l. c. p. 69, 434).

Im Übrigen ist, wie schon angedeutet, an der lothringischen Schilderung der letzten Thaten Gottfrieds nichts Erhebliches auszusetzen, und wir lernen aus derselben in Kürze folgendes:

Diejenigen Geisseln, welche die Leute von Arsuf dem Herzog gestellt hatten, entflohen aus dem lothringischen Gewahrsam. Die Stadt brach darauf den Vertrag, den sie mit Gottfried geschlossen, und dieser rückte im Anfang des Herbstes 1099 mit aller verfügbaren Macht — 3000 Mann — zur Belagerung derselben aus. Sein Heer war mithin sehr klein, jedoch nicht so überaus klein, wie bisher ange-

nommen wurde. Die schweren Verluste, die er vor Arsuf erlitt, mögen seine Streitmacht erst auf eine erheblich geringere Zahl heruntergebracht haben.

Arsuf war fest und gut verteidigt. Ohne eine regelrechte Belagerung war an die Eroberung des Ortes nicht zu denken. Die Kreuzfahrer errichteten deshalb mit vielen Mühen und grossen Zeitopfern eine Anzahl von Maschinen, darunter einen hohen Wandelturm. Als endlich der Sturm begann, kamen die Belagerten auf den entsetzlichen Einfall, die noch in ihrer Gewalt befindlichen lothringischen Geisseln, an jenen Mast gebunden, zwischen sich und die christlichen Pfeile zu stellen. Ritter Gerhard flehte mit lauter Stimme den Herzog an, ihn zu verschonen. Der aber, voll furchtbaren Kriegsgrimmes, liess den Kampf rücksichtslos fortsetzen, so dass, wie es scheint, Lambert von den Geschossen seiner Landsleute getötet, Gerhardt wenigstens mehrfach verwundet wurde. Die wilde That führte nicht zu dem ersehnten Ziele. Im Gegenteil: die Muhammedaner wehrten sich, uneingeschüchtert, mit ausdauerndem Mute und entschiedenstem Glücke. Der Wandelturm geriet in Brand und begrub, als er unerwartet schnell zusammenbrach, unter Trümmern und Flammen eine beträchtliche Zahl der besten Krieger Gottfrieds.

Schrecken und Angst ergriffen das kleine Pilgerheer. Schon drohte dasselbe sich aufzulösen, da trat der Herzog mit zürnenden Worten unter die Zagenden und bewog sie, ihm zur Errichtung eines zweiten Wandelturmes und zur Wiederholung des Sturmes behülflich zu sein. Die Wirkung seiner Rede wurde durch eine Busspredigt des Kanzlers Arnulf verstärkt, der neben andern Sünden vornehmlich die schreckliche Ermordung der eigenen Landsleute — man hielt damals nicht bloss Lambert, sondern auch Gerhardt für rettungslos verloren (Alb. Aq. VII, 15) — bitter tadelte und hierdurch die Herzen mit Reue, Zerknirschung und, wie immer in derartigen Fällen, mit heisser Streitbegier

erfüllte. Der zweite Sturm, obgleich aufs tapferste begonnen, hatte aber keinen bessern Erfolg als der erste. Wieder geriet der Wandelturm in Brand, wieder brach er in jähem Sturze zusammen und verwundete und tötete eine Menge von Leuten, die in ihm oder in seiner Nähe sich aufgehalten hatten.

Jetzt musste sich auch Gottfrieds zäher Mut überwunden geben. Seine Krieger waren tief erschöpft und bedurften eine Waffenruhe um so mehr, als die ungünstige Jahreszeit, die Kälte und Nässe des beginnenden Winters, sich empfindlich fühlbar machten. Mitte Dezembers ging der Herzog mit der Hauptmacht nach Jerusalem zurück. Eine kleinere Abteilung, 300 Mann stark, beauftragte er, von Ramle aus Streifzüge ins Gebiet von Arsuf zu unternehmen, offenbar um die Muhammedaner zu überzeugen, dass die Christen, obwohl besiegt, dennoch wachsam und thätig blieben. Nachdem dies — in wenigen Tagen — vollauf erreicht schien, begab sich die Abteilung ebenfalls nach Jerusalem, und hierauf kam es zwischen Arsuf und der heiligen Stadt bis Mitte Februars 1100, also etwa zwei Monate lang, zu keinem weiteren Kampfe.

Das erste bedeutendere Unternehmen, an welches der Herzog sich nach Auflösung des grossen Kreuzheeres gewagt hatte, war nach alledem gründlich missglückt. Es darf dies als ein sehr schwerer Schlag für die christliche Sache angesehen werden. Aber die unzähmbare Energie, die Gottfried im Kampfe um Arsuf gezeigt, hielt ihn auch nach der Niederlage aufrecht. Von einer Dämpfung seines Unternehmungsgeistes ist bis zu seinem tötlichen Erkranken im Juni 1100 nicht das geringste wahrzunehmen.

In Jerusalem scheint der Herzog sich kaum nennenswerte Erholung gegönnt, vielmehr sogleich einen Ritt in den Norden Palästinas begonnen zu haben. Tankred nämlich, der einzige Fürst, der ausser Gottfried im südlichen Syrien zurückgebliehen war, hatte sich im oberen Jordan-

thal, südlich vom See von Tiberias festgesetzt (Rad. cap. 139). Wahrscheinlich war dies schon während der vergeblichen Belagerung von Arsuf geschehen, da der Name des Normannen bei derselben nicht erwähnt wird, und jedenfalls griff nunmehr, im Dezember 1099 (in adventu Natalis Domini, Alb. Aq. VII, 16), Gottfried in das Schicksal der galiläischen Gebiete ein. Er begab sich vermutlich in eigener Person dorthin, drang bis Tiberias vor, sorgte für starke Befestigung dieses wichtigen Platzes und übergab denselben als jerusalemitisches Lehen an Tankred.

Kaum in die heilige Stadt zurückgekehrt, wurde der Herzog von einer ganz anderen Angelegenheit in Anspruch genommen. Boemund und Balduin von Edessa, die endlich auch das heilige Grab zu sehen wünschten, waren mit starker Macht im Anzuge: in ihrem Gefolge befand sich ein neuer päpstlicher Legat, der Erzbischof Dagobert von Pisa. Kurz vor Weihnachten trafen die Fürsten in Jerusalem ein, feierten die festlichen Tage der ganzen Weihnachtszeit — Ende Dezember 1099 und Anfang Januar 1100 — teils in der heiligen Stadt, teils in Bethlehem und am Jordanufer, und vollzogen einen politisch wie kirchlich wichtigen Akt, indem sie im Verein mit Gottfried endlich einen Patriarchen, jenen Erzbischof Dagobert, an die Spitze der jerusalemitischen Kirche stellten. Der lothringische Chronist, der diesem Kirchenfürsten aus naheliegenden Gründen feindlich gesinnt war, behauptet, derselbe habe seine Erhöhung durch simonistische Handlungen, durch Bestechung Boemunds, Balduins und Gottfrieds erreicht. Von dem, was er hierbei erzählt, braucht nichts von ihm selber erfunden zu sein. Denn wenn auch nicht alles Mitgeteilte als unbedingt glaubwürdig anzusehen sein mag, so macht der ganze Bericht doch nur den Eindruck, dass er ein Bild der Stimmungen und Meinungen, welche die über den italienischen Prälaten bald sehr aufgebrachte lothringische Ritterschaft Jerusalems hegte, einfach wiedergebe.

Der Zwiespalt zwischen den Lothringern und Dagobert soll dadurch hervorgerufen worden sein, dass der letztere in Palästina eine Art Kirchenstaat zu gründen versucht und hierbei, wie es heisst, erreicht habe, dass ihm Herzog Gottfried im Lauf der nächsten Monate einen Teil von Joppe und ganz Jerusalem abtrat. Der lothringische Chronist kennt diese Abtretungen nicht; gleichwohl müssen wir sie ins Auge fassen, weil das Urteil über dieselben für Gottfrieds Charakteristik von hervorragender Bedeutung ist.

Der einzige Autor, der von grösseren Zugeständnissen des Herzogs an den Patriarchen spricht, ist der spät schreibende Wilhelm von Tyrus (IX, 16 und X, 4). Derselbe betont, wie sehr er sich bemüht habe, die Wahrheit kennen zu lernen, und dass seinen Mitteilungen nicht bloss mündliche, sondern auch schriftliche Überlieferung zu Grunde liege. Den Fleiss und die Redlichkeit Wilhelms anzuzweifeln liegt mir fern, wohl aber glaube ich, dass er sich durch irrige Nachrichten wenigstens teilweis hat täuschen lassen. In der zweiten der oben citierten Stellen ist ein langer Brief Dagoberts enthalten, den schon Prutz in seinen „Studien über Wilhelm von Tyrus“ (Neues Archiv, VIII, 130) als eine Erfindung bezeichnet hat. Derselben Ansicht wie Prutz, weiche ich nur darin von ihm ab, dass ich nicht Wilhelm für den Erfinder oder Fälscher halte. Denn so oft dieser Geschichtschreiber auch derartige Briefe nach der Vorstellung, wie sie etwa gelautet haben könnten, frei erdichtet haben mag, in diesem Falle, wo er den Ernst seiner Forschungen nachdrücklich hervorhebt und den Wortlaut des Briefes als schlagenden Beweis für die Richtigkeit seiner Darstellung mitteilt, scheint mir glaublicher, dass er selber durch einen Erfinder, einen Fälscher älteren Datums irre geführt worden ist. Eine Fälschung liegt aber sicher vor, weil in dem Briefe und, wenn man will, noch deutlicher in den unmittelbar vorausgehenden und eng dazu gehörenden Äusserungen Wilhelms von Tyrus (X, 3) ein

grober Irrtum enthalten ist, den wir jedoch erst unten, bei der Geschichte der letzten Lebenstage Gottfrieds genau ins Auge fassen wollen. Angesichts dieses Irrtums wäre man ohne Zweifel berechtigt, die ganze Erzählung von den Verhandlungen zwischen dem Patriarchen und dem Herzog und von den Zugeständnissen des letzteren als verdächtig beiseite zu lassen und zugleich die Forderung zu erheben, dass von der „Schwäche" des vor priesterlicher Herrschsucht sich beugenden Gottfried nicht mehr die Rede sei. Die letztere Forderung eigne ich mir allerdings an; im übrigen möchte ich aber nicht so weit gehen und vielmehr anzudeuten versuchen, welch wahrer Kern in jener bedenklichen Überlieferung allenfalls enthalten sein kann.

Dass Dagobert nach reichlicher Ausstattung des jerusalemitischen Patriarchates mit irdischen Gütern gestrebt hat, dürfte — abgesehen von dem gefälschten Briefe — nach seinem gesamten Auftreten anzunehmen sein. Zu Hilfe kam ihm dabei jene Stimmung des christlichen Klerus, nach der in der heiligen Stadt eigentlich kein weltlicher Machthaber, sondern nur ein hoher Kirchenfürst gebieten sollte. Hierauf gestützt mag er sehr weitgehende Ansprüche erhoben haben. Andrerseits steht fest, dass Gottfried mit warmem Herzen für das Wohl der jerusalemitischen Kirche gesorgt, sich freigebig gegen dieselbe gezeigt hat. Wurde ihm nun zugemutet, ganz Jerusalem geistlichen Händen zu übergeben, so sprach in seinem Innern vielleicht sogar hierfür eine Stimme. Denn das Verlangen der Geistlichkeit nach Gründung eines kleinen Kirchenstaates an der heiligsten Stätte der Erde hatte auch er bisher schon halb und halb als berechtigt anerkannt. Indem er, durch Graf Raimunds Ablehnung der „Krone" moralisch genötigt, an Stelle königlicher Würde mit seinem Herzogstitel und der Schirmvogtei der Kirche sich begnügt, hatte er für die Erhebung des wahren Herrn von Jerusalem gleichsam noch freien Raum gelassen. Deshalb wäre nicht gerade zu ver-

wundern, wenn er auch der kühnsten Bitte des endlich eingesetzten Patriarchen sich wenigstens prinzipiell geneigt erwiesen haben sollte.

Aber nur prinzipiell! Denn selbst in unserer nicht verdachtfreien Überlieferung behielt er sich die Herrschaft über das abgetretene Jerusalem noch für so lange vor, bis er durch Eroberung von einer oder zwei weiteren Städten, etwa gar Babylons (Kairos), wie es in dem gefälschten Briefe, vermutlich der Hauptquelle von Wilhelms ganzer Erzählung heisst, sein Reich genügend erweitert haben würde. Will man an dem Kern dieser Erzählung festhalten, so muss man sich daher hüten, hierbei von Schwäche Gottfrieds zu reden. Der schreckliche Kämpe, der jedem wirklichen oder eingebildeten Feinde sofort mit der Panzerfaust begegnete, der seine unglücklichen Landsleute auf der Mauer von Arsuf lieber erschiessen, als einen ihm aussichtsreich erscheinenden Kampf abbrechen liess, darf nicht bloss deswegen als kläglich nachgiebig bezeichnet werden, weil er möglicherweise dem Patriarchen Dagobert hinsichtlich der Abtretung der heiligen Stadt einen Wechsel auf ferne Zukunft ausstellte. That er dies oder ähnliches wirklich, so glaubte er gewiss nur ein Opfer zu bringen, dem er sich als rechtschaffener Mann nicht entziehen dürfe. Es leitete ihn alsdann dasselbe Billigkeitsgefühl, welches ihn einst für die Überlassung Antiochiens an Boemund zu stimmen bewogen hatte und dem er, seiner frischen Kraft zur Erweiterung der Frankenherrschaft fest vertrauend, auch diesmal sorglos folgen zu dürfen meinte.

Mitte Februar 1100 begann Gottfried, Arsuf von Neuem zu bedrängen, und erreichte diesmal wenigstens etwas bessere Erfolge. Denn er schlug sowohl die Bürger dieser Stadt wie die Hilfstruppen, die sie von Ägypten erbeten und erhalten hatten, in mehreren Gefechten so gründlich aufs Haupt, dass die ersteren endlich an glücklicher Gegenwehr verzweifelten, zum Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung ihre

Thorschlüssel überlieferten und, was wohl die Hauptsache war, Tributzahlungen versprachen. Sybel meint freilich (l. c. p. 446), dass diese Unterwerfung von Arsuf entschieden zurückzuweisen sei, weil Wilhelm von Tyrus dieselbe nicht erwähne. Wilhelms Schweigen ist aber solche Bedeutung nicht beizumessen, da er überhaupt nur mit kurzen Worten die vergebliche Belagerung Arsufs vom Herbst 1099 berührt (IX, 19). Auch war die „Unterwerfung von Arsuf", welche die Franken noch nicht zu eigentlichen Herren der Stadt machte, insofern ein mässiger Erfolg, als sie kaum hinreichte, um die Scharte, welche die christlichen Waffen im Herbst 1099 erhalten hatten, völlig auszuwetzen. Gottfried begnügte sich mit dem, was er augenblicklich zu erlangen vermochte, und überliess es der Zukunft, bezüglich seinem Nachfolger, Arsuf in Wahrheit ganz zu unterwerfen.

Der Schrecken vor dem lothringischen Schwerte wurde durch jene Februargefechte immerhin, und zwar nicht bloss in Arsuf, sondern ringsum im südlichen Syrien erneuert. Dazu kam noch, dass der Herzog mit Eifer dafür sorgte, das grossenteils zerstörte und menschenleere Joppe wieder aufzubauen, stark zu befestigen und hierdurch seine Verbindung mit der See und der Christenwelt, so viel er vermochte zu sichern. Der Neubau und die Wiederbesiedelung der Stadt nahmen natürlich beträchtliche Zeit in Anspruch, weshalb Joppe noch gegen Ende von Gottfrieds kurzer Regierung deserta urbs genannt werden konnte (Hagenmeyer, Ekkeh. Hieros. p. 377), trotzdem aber gewann die Herstellung schon in ihren Anfängen, Frühling 1100, grosse Bedeutung für das Reich Jerusalem. Denn sobald mit der günstigeren Witterung die Schifffahrt sich wieder regte, wagten kecke Kaufleute aus griechischen oder anderen christlichen Orten und, was noch wichtiger war, neue Pilgerscharen nach Joppe zu segeln. Woher die letzteren stammten, wird uns, wenn wir von der erst et-

was später eintreffenden grossen venetianischen Flotte absehen, allerdings nicht gesagt; doch liegt darin, dass uns kleinere Schiffszüge, die damals den Hafen von Joppe erreicht haben mögen, nicht namentlich aufgeführt werden, kein genügender Grund, um deren Dasein zu bezweifeln. Gottfrieds Ansehn und Macht stiegen schnell bei dieser Entwickelung des Seeverkehrs: manch einer der neu anlangenden Pilger mag in den Dienst des Herzogs getreten sein. Die Muhammedaner der benachbarten Städte und Landschaften fürchteten deshalb, von unwiderstehlichen Angriffen heimgesucht zu werden, und bemühten sich, denselben durch Verhandlungen vorzubeugen. Die Emire von Askalon, Cäsarea und Akkon baten um Frieden und Freundschaft und boten dafür eine beträchtliche Tributzahlung an. Die Fürsten Arabiens, vermutlich die nächstgesessenen Emire oder Häuptlinge östlich vom Jordan und toten Meere, wendeten sich mit derselben Bitte nach Jerusalem. Gottfried gewährte allen Frieden, nahm von den Emiren der grossen Städte Tribut und gestattete oder forderte von den Häuptlingen des Binnenlandes, dass sie ihre Waren zum Kauf in die christlichen Ortschaften brachten. Seitdem waren die Kreuzfahrer mit Geld leidlich, mit Lebensmitteln reichlich versehen, und das augenblicklich freundschaftliche Verhältnis zu jenen Nachbarn führte überdies zu einem, lebhafte Freude hervorrufenden Ereignis, indem der Emir von Askalon den Ritter Gerhard, der inzwischen von seinen Wunden geheilt und von Arsuf nach Askalon geschickt worden war, aus der Haft entliess und als willkommenstes Geschenk an Herzog Gottfried sandte.

Die Machtstellung des letzteren erstreckte sich infolge dieser Friedensschlüsse vom festen Lande sogar bis in das Meer hinaus, in einer Weise freilich, die bisher nicht richtig verstanden und deshalb für unglaubwürdig, ja widersinnig gehalten worden ist. Die Darstellung, die der lothringische Chronist hiervon giebt, ist ziemlich ungelenk.

in der Hauptsache jedoch völlig klar. Es handelt sich offenbar darum, dass Gottfried den Küstenstädten, die mit ihm Verträge eingegangen waren, den Seeverkehr mit Ägypten, der grossen Macht, der jene im übrigen noch unterthan waren, untersagte. Durch bewaffnete Schiffe, die er im Hafen von Joppe oder vor demselben aufstellte, suchte er diesem Verbote Achtung zu verschaffen, und wenn er auch seinen Zweck nicht vollständig erreicht zu haben scheint, so macht doch sein kühnes und weitgreifendes Streben einen bedeutenden Eindruck.

Kurze Zeit nach dem Abschluss jener Verträge, d. h. im weiteren Verlaufe des Frühlings 1100, wurde der Herzog schliesslich noch genötigt, ein paar Feldzüge ins Binnenland zu unternehmen. Tankred kam nämlich nach Jerusalem und bat um Hilfe gegen den „Dicken Bauer", wahrscheinlich einen Emir im Ostjordanlande, den er bisher nicht, wie er gewünscht, zu demütigen vermocht hatte. Gottfried rief sogleich seinen Heerbann zusammen (200 Ritter und 1000 Mann zu Fuss), und beide Fürsten machten einen, reiche Beute eintragenden Plünderungszug in das feindliche Gebiet. Auf dem Rückmarsch erlitt Tankred, der die christliche Nachhut führte, freilich einigen Verlust, immerhin aber waren der Dicke Bauer und andere Machthaber jener Gegend durch die Energie der Franken so eingeschüchtert, dass sie sich in Bälde durch Tributzahlung Sicherheit vor weiterer Bedrängung erkauften. Tankred wurde durch diesen Erfolg sogar zu dem tollkühnen Wagnis verlockt, ganz allein mit dem mächtigen Emir von Damaskus anzubinden. Er liess denselben durch eine stattliche Gesandtschaft zur Unterwerfung auffordern, erlebte aber den Schmerz, dass der über solche Verwegenheit empörte Emir die Gesandten ermorden liess. Um dies zu rächen, brachen dann Gottfried und Tankred unter wilden Verheerungen in das damascenische Gebiet ein und bewirkten hierdurch, dass zwar nicht der Emir von Damas-

kus zum Frieden mit den Christen sich bequemte — wenigstens sagt der lothringische Chronist nichts davon —, wohl aber der Dicke Bauer sich noch enger als bisher an dieselben anschloss.

Nach der Züchtigung der Damascener wendete der Herzog sich aus dem Binnenlande an die Küste und kehrte über Akkon und Cäsarea nach Joppe zurück. Während dieses Marsches verfiel er in die Krankheit, die seinem Leben frühzeitig ein Ende machen sollte und über deren Ursache die Quellen einander schroff widersprechen. Nach den glaubwürdigeren Mitteilungen ist Gottfried natürlichen Todes gestorben, höchst wahrscheinlich an der Lagerseuche, welche durch die Ausdünstungen der seit den Kämpfen des Jahres 1099 an vielen Orten Palästinas unbegraben modernden Leichname im Frühling 1100 erzeugt worden war und die allmählich die kleine Schar der Franken in schmerzlichster Weise dezimierte. Nach anderen Aussagen aber haben Muhammedaner den Herzog vergiftet, bald „ein benachbarter Emir", bald „mehrere Emire in Cäsarea", die den Lothringern bei einem Mahle vergiftete Speisen vorsetzten, an denen Gottfried und vierzig Ritter gestorben seien; vereinzelt kommt auch vor, dass die Einwohner von Joppe den Herzog vergiftet hätten. Der Bericht des lothringischen Chronisten lautet nun folgendermassen. Dux per ... Caesariam ... regredi disposuit: cui ammiraldus Caesariae in occursum veniens, benigne ei prandium obtulit. Sed ille cibum contradicens, cum omni mansuetudine et gratiarum actione, tantum de pomo cedri gustans, post modicum gravi infirmitate correptus est; divertensque Joppen, episcopum et ducem Venediorum in apparatu copioso et armorum multitudine invenit.

Dieser Bericht erklärt zunächst, weshalb die Vergiftungsgerüchte sich an Cäsarea und Joppe und an eine Mahlzeit in Cäsarea gehängt haben. Im übrigen und vornehmlich ist jedoch darauf hinzuweisen, dass der Lothringer

den Herzog keineswegs an einer Vergiftung, wie man bisher immer angenommen, erkranken und sterben lässt. Er sagt nur: Gottfried kam nach Cäsarea, nahm von einem ihm dargebotenen Mahle nur eine Limone an (poma cedrina sind Limonen, vergl. Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere, 3. Aufl. S. 390), erkrankte bald darauf, erreichte jedoch Joppe, wo dann sowohl der weitere Verlauf der Krankheit wie die Verhandlungen mit den Führern der venetianischen Flotte ausführlich geschildert werden. Hier findet sich kein Kausalzusammenhang zwischen dem Limonenessen und dem Erkranken: es ist kein propter hoc anzunehmen, sondern ein schlichtes, naives post hoc. Dies geht nicht allein aus den wenigen, oben mitgeteilten Worten des Lothringers hervor, vielmehr führt die Zusammenstellung derselben mit der übrigen Überlieferung noch deutlicher zu dem gleichen Ergebnis. In den die Vergiftung behauptenden Anekdoten heisst es, Gottfried und die Seinen seien durch Speisen, doch wohl zubereitete Speisen, vergiftet worden: der lothringische Chronist lässt dagegen den Herzog eine Limone geniessen, der das Gift kaum beizubringen gewesen wäre. In einer jener Anekdoten wird ferner ausdrücklich gesagt, dass Gottfried plötzlich erkrankt und ebenso plötzlich (nec mora), wie ja die Folge einer Vergiftung sein musste, gestorben sei (Guib. p. 245): nach dem Lothringer ringt der Herzog noch lange Wochen, also in einer, Vergiftung durchaus unwahrscheinlich machenden Weise mit der Krankheit. Endlich zeigt der weitere Bericht des Lothringers von den Leiden, die Gottfried während dieser Wochen zu erdulden hatte, so eingehende und warme Teilnahme, dass der Autor auch die Ursache der Krankheit, wenn darüber etwas Ungewöhnliches zu melden gewesen wäre, ohne Zweifel ebenso umständlich und nachdrücklich behandelt hätte. Kurz das Wesentliche in der Erzählung unseres Chronisten ist nicht, dass Gottfried eine Limone ass, oder gar dass er infolge dieses Genusses er-

krankte, sondern dass er das ihm vom Emir von Cäsarea angebotene Mahl ablehnte und bald darauf von einem schweren Leiden, d. h. von jener Palästina verheerenden, ansteckenden Krankheit ergriffen wurde.

In Joppe traf der Herzog mit den Venetianern zusammen, mit der ersten ansehnlichen Christenschar, die seit der Auflösung des grossen Kreuzheeres aus dem Abendlande nach Syrien herüberkam. Über deren Thaten liegt uns in der sogenannten translatio sancti Nicolai (s. Hagenmeyer, Ekkehardi Hierosolymita, S. 374 ff.) ein Bericht vor, der für die Geschichte jener Tage wertvolle Beiträge liefert. Von der Darstellung der lothringischen Chronik weicht derselbe nur in wenigen Punkten ab, z. B. darin, dass er Gottfried nicht schon in Joppe, sondern erst — gleich darauf — in Jerusalem krank sein lässt. Das Schweigen der translatio ist in diesem Falle natürlich kein Gegenbeweis gegen die detailreiche Erzählung des Lothringers. Anders steht es mit der Mitteilung der translatio, dass die Jerusalemiten und die Venetianer sich zu einem Angriff auf Akkon vereinigt hätten, während der Lothringer nur eine Verabredung zur Belagerung von Haifa kennt. In der That ist späterhin, nach Gottfrieds Tode, nicht Akkon, sondern Haifa angegriffen worden; dass aber die Vereinbarung ursprünglich auf die erstere Stadt sich richtete, ist nicht zu bezweifeln; dem Lothringer ist dies eben nicht bekannt geworden. Sollte gerade der Herzog Akkons Eroberung verlangt haben, so wäre dies ein neues Zeichen seines hohen Strebens: er hätte dann in staatsmännischem Geiste gefordert, dass man sich nicht mit dem Kampf um einen kleinen Küstenplatz aufhalte, sondern sogleich die grösste Festung und den besten Hafen der palästinensischen Küste zu gewinnen suche. Endlich aber zeichnen einige Zeilen der translatio Gottfrieds Art und Macht in einer Weise, die mit meiner ganzen, auf der lothringischen Chronik ruhenden Schilderung beim ersten Blick kaum ver-

einbar zu sein scheint. Diese Zeilen lauten: Cumque (Veneticorum) multitudo ... in Joppen ... advenisset, regem sancte civitatis Godefridum et Patriarcham cum toto exercitu suo, pecunia quidem tenui, et numero satis parvo, obviam habuerunt. Qui gratanter eos suscipientes ac singulorum indigentiam indicantes, terram et civitatem se velle deserere profitebantur, nisi conscilio Veneticorum et auxilio sublevarentur.

Also Gottfrieds Heeresmacht war klein, sein Schatz gering, alles so dürftig, dass er Syrien verlassen wollte, wenn er von den Venetianern keine Hilfe erhalte! Dazu kommt noch, dass Dagobert im Frühling 1100 eine dringende Bitte um Geldspenden an die Deutschen und wohl auch an andere Abendländer richtete, damit wenigstens der kleinen Truppenschar, die zur Verteidigung Jerusalems in Syrien zurückgeblieben, der ihr gebührende Lohn gezahlt werden könne (vergl. den soeben von Riant veröffentlichten, mir übrigens vor dem Druck dieses Buches nur durch gütige handschriftliche Mitteilungen bekannt gewordenen Brief Dagoberts in den comptes-rendus des séances de l'acad. de l'an. 1884, t. XII). Indessen jene Erklärung des Herzogs, nach Europa heimkehren zu wollen, brauchen wir schwerlich ernsthaft zu nehmen. Begreiflich genug wäre sie freilich, weil Gottfried, selbst wenn seine damalige Lage günstiger war, als man bisher angenommen, dennoch nichts anderem als bitteren Mühen und Kämpfen entgegensah. Die Erklärung hatte aber vermutlich nur den Zweck, einen kräftigen Druck auf die Venetianer auszuüben, damit dieselben sich nicht etwa begnügten, die heiligen Stätten zu besucheu, sondern zu grossem Krieg um des Heilands willen, d. h. zu ernstlichen Opfern an Zeit, Geld und Blut sich bereit erklärten. Von den Worten der translatio bleibt daher für uns nur beachtenswert, dass die Venetianer von Gottfrieds Machtstellung einen kläglichen Eindruck erhielten. Dies ist aber unter allen Umständen sehr erklärlich, und

wir haben uns nur vor Übertreibungen in der Schilderung der Macht- und Erfolglosigkeit des Herzogs zu hüten.

Zu solchen Übertreibungen dürfte gehören, dass Gottfried, nachdem das grosse Kreuzheer sich aufgelöst, nur 120 Ritter mit entsprechendem Fussvolk befehligt habe (Rad. cap. 139: in Palästina seien 200 Ritter zurückgeblieben, wovon 80 im Gefolge Tankreds, 120 in dem Gottfrieds), und dass diese kleine Zahl, wie man hinzusetzen muss, um Weihnachten 1099 noch tiefer gesunken wäre, weil damals ein Austausch zwischen den Scharen Boemunds, Balduins und Gottfrieds stattfand (Fulch. p. 366), der wohl nicht zu Gunsten des Letztgenannten ausfiel. (Möglicherweise schloss sich zwar in jenen Tagen der apulische Ritter Robert an die Lothringer an, Alb. Aq. VII, 11, 12; dagegen verliess, wie wir noch sehen werden, Balduin von Burg im Gefolge Boemunds Jerusalem.) Bei so unglaublich geringer Streitmacht des Herzogs hätte nach allem Wüten von Krieg und Pestilenz eine irgend nennenswerte lothringische Heerschar im Sommer 1100 kaum mehr vorhanden sein können. Wenn dagegen Gottfried im Herbst 1099 allein vor Arsuf eine Truppe von etwa 3000 Mann zu vereinigen im Stande war, so wird einerseits begreiflich, dass der herzogliche Heerbann viele Gefechte und üble Gesundheitsverhältnisse wenigstens zu überdauern vermochte, und andererseits ergiebt der arge Menschenverbrauch dieser schlimmen Zeit, dass Gottfrieds Gefolge, als es mit den Venetianern zusammentraf, recht klein war.

Dasselbe gilt von den Geldmitteln des Herzogs. Durch die Tribute, die er auf allen Seiten eintrieb und auf die er während seiner letzten Lebenszeit notgedrungen den höchsten Wert gelegt zu haben scheint, wurden seine Kassen vermutlich nur soweit gefüllt, dass er seine Leute besolden und zusammen halten konnte. Schätze hat er mithin, auch nach den Worten des Lothringers, nicht gesammelt; von glänzender finanzieller Situation darf man, wie wohl

geschehen, nicht reden: aber die pecunia tennis des venetianischen Berichtes darf uns auch nicht verführen, die Lage allzu verzweifelt anzusehen.

Ebenso steht es mit den sonstigen Erfolgen seiner Politik nnd Kriegsführung. Sie waren nicht so nichtig, wie man anzunehmen liebt. Sie waren im Gegenteil sprechende Beweise von Kühnheit, Umsicht und Ausdaner, im übrigen zeigten sie sich jedoch als das bescheidene Ergebnis harten Ringens mit nur allmählich lösbaren Aufgaben. Denn nachdem Gottfried im Herbst 1099 von Arsufs Mauern sieglos hatte zurückweichen müssen, war jede grössere Kriegsthat für ihn eine zeitlang zur Unmöglichkeit geworden. Er musste sich begnügen, durch kleinere Gefechte und Streifzüge die Furcht vor den christlichen Waffen, welche die Herzen der Muhammedaner füllte, lebendig zu erhalten und zur Erzwingung günstiger Verträge zu benutzen, die ihm Geld verschafften, sein Ansehen erhöhten und den Boden für künftige Siege vorbereiteten. In dieser Richtung aber hat der Herzog, soweit wir urteilen können, alles durchgeführt, was irgend in seinen Kräften stand, und die Bewunderung, die der lothringische Chronist ihm spendet, durchaus verdient.

Dessen nmfangreicher Bericht steht, wie im Anfang dieses Abschnittes erwähnt, fast vereinzelt da. Die andern Quellen behandeln Gottfrieds Regierungsgeschichte entweder sehr fragmentarisch oder sehr kursorisch. Zwischen ihren dürftigen Mitteilungen und der lothringischen Chronik finden sich nur wenige Widersprüche, die nur zu kleinem Teil auf Irrtümer der letzteren zurückzuführen sein dürften. Der Abt Ekkehard z. B. behauptet, Gottfried habe auch mit den Damascenern Frieden geschlossen, während der lothringische Chronist dies nicht bloss nicht erwähnt, sondern ausserdem durch seine Schilderung der Händel mit den Damascenern und den transjordanischen Emiren wahrscheinlich macht, dass dieser Friedensschluss nicht statt-

gefunden habe (Alb. Aq. VII, 17). Es erhebt sich hier die Vermutung, dass Ekkehard diese Emire, vornehmlich den Dicken Bauer, wie ja auch in neuerer Zeit geschehen, mit dem Emir von Damaskus verwechselt habe.

Im Übrigen bezeugt gerade Ekkehard, dass der lothringische Bericht in allen Hauptstücken richtig ist. Seine kurze Erzählung ist dafür so charakteristisch, dass sie hier, so oft sie auch schon wiederholt worden, ebenfalls einen Platz finden mag. „Der Herzog", so sagt der Abt, „obwohl über wenige Kräfte gebietend, begann Grosses zu unternehmen. Er verfolgte, wo er sie fand, die Reste der Heiden, legte an passenden Orten Befestigungen an, stellte Joppe und dessen lange zerstörten Hafen wieder her, unterstützte die Kirche und den Klerus, gab den Klöstern und dem Hospital zu Jerusalem reiche Geschenke, hielt sich des Handels wegen in festem Frieden mit Askalon und Damaskus, schätzte vor allem die Ritter deutschen Stammes hoch, empfahl ihre Rauhheit durch eigene Milde den französischen Edeln, und verhütete beider leicht erregbare Eifersucht durch vollkommene Kenntnis der beiden Sprachen" (Ekkeh. Hierosol. cap. 19).

Neu ist in dieser Schilderung nur die glückliche Art, mit welcher Gottfried Deutsche und Wälsche in Frieden und Gehorsam erhalten habe. Wir dürfen es buchstäblich glauben. Denn dies stimmt nicht bloss zu den uns längst bekannten Zügen von Güte und Billigkeit im Charakter des Herzogs, zu seiner magna patientia et amor, sondern sein klug beschwichtigendes und ausgleichendes Walten findet auch darin eine Bestätigung, dass der Neid und Hass der nationalen Parteien Jerusalems, sobald Gottfried die Augen geschlossen, in leidenschaftlicher Weise sich zu bethätigen begann.

Über die letzten Wochen des Herzogs lässt sich aus dem lothringischen Chronisten und der translatio sancti Nicolai folgendes zusammenstellen. Wenige Tage vor Mitte

Juni war Gottfried nach Joppe gekommen und hatte dort mit den Venetianern zu verhandeln begonnen. Krank wie er schon war, belästigte ihn jedoch der Lärm, den die vielen tausend italienischen Seeleute in der Hafenstadt verursachten, so arg, dass er sich nach kurzem Aufenthalte nach Jerusalem hinauftragen liess. Die Anführer der Venetianer wendeten sich hiernach an Graf Werner von Greis, einen Verwandten Gottfrieds, und an Tankred, der auf die Nachricht von des Herzogs Erkrankung eilig herbeigekommen war, und forderten dieselben auf, ihnen zum Abschluss der Verhandlungen behilflich zu sein. Die beiden Herren begaben sich sogleich nach Jerusalem und vermittelten zwischen dem Herzog und den Venetianern den Bündnisvertrag, dessen Hauptpunkte die translatio mitteilt und infolgedessen, wie schon erwähnt, Akkon als nächstes Angriffsobjekt bezeichnet wurde. Während nun aber Rüstungen für den beabsichtigten Kampf begannen, verbreitete sich in Joppe das Gerücht, der Herzog sei gestorben. Auf der Stelle eilten viele Venetianer und Kreuzfahrer nach Jerusalem (am 24. Juni), fanden jedoch Gottfried noch lebend und, wenn auch sehr schwach, so doch voll Hoffnung der Wiedergenesung. Bald kehrten deshalb die Venetianer, Tankred, Werner und Dagobert in die Hafenstadt zurück, vollendeten während der nächsten Wochen ihre Rüstungen und brachen, mit Ausnahme des inzwischen ebenfalls erkrankten Werner von Greis, um Mitte Juli in der Weise zum Kampfe auf, dass zuerst die Jerusalemiten, weil ihre Fusstruppen zu Lande nur langsam vorrücken konnten, nordwärts abzogen und sodann — nach drei Tagen — die Venetianer sich anschickten, ihnen mit der Flotte zu folgen. In diesem Augenblick, d. h. während und zwar vermutlich gegen Ende der drei Tage, traf die Nachricht ein, dass Gottfried wirklich gestorben war. Am 18. Juli hatte er die Augen geschlossen und wenige Tage darauf folgte ihm Graf Werner, der sich vorher noch hatte nach Jerusalem

hinauftragen lassen, im Tode. Das Ende des letzteren trat nach Wilhelm von Tyrus (X, 3, 4) am 21. oder 22. Juli ein; sein Begräbnis fand nach dem lothringischen Chronisten am 25. Juli statt. (Vergl. abweichende Bemerkungen bei Hagenmeyer, Ekkehardi Hierosolymita, S. 201 f.).

Auf dem Sterbebette soll der Herzog zwei Verfügungen getroffen haben, die, wenn beide richtig wären, kaum mit einander vereinigt werden könnten. Er soll nämlich, um es mit kurzen Worten zu sagen, zur Nachfolge in seiner Herrschaft sowohl seinen Bruder Balduin als auch den Patriarchen Dagobert ausersehen haben. Die Bezeichnung Dagoberts als Nachfolger ruht ausschliesslich auf jenen oben behandelten, verdächtigen Mitteilungen Wilhelms von Tyrus und wäre nach denselben so zustande gekommen, dass Gottfried dem Patriarchen wiederholt, zuletzt eben auf dem Sterbebette, zugesagt habe, die heilige Stadt solle, falls er, der Herzog, ohne männliche Erben sterbe, sogleich nach seinem Tode und wenn auch das Reich bis dahin durch irgend welche Eroberungen nicht vergrössert sei, in den Besitz der Kirche übergehen. Dies kann nicht richtig sein, vielmehr knüpft hier jener grobe Irrtum an, der alle Mitteilungen Wilhelms über die zwischen Dagobert und Gottfried geführten Verhandlungen verdächtig macht. Denn nach solchem Zugeständnis des Herzogs hätte doch der Patriarch in der Todesstunde des Erblassers in Jerusalem anwesend sein, oder wenigstens, wenn er zufällig verreist war, schleunigst in die heilige Stadt zurückkehren müssen. Nach Wilhelm von Tyrus (X, 3, 4) weilte der Patriarch allerdings am 18. Juli, oder allermindestens zwischen dem 18. und 22. Juli in Jerusalem und wurde hier — schon unwahrscheinlich genug — durch den totkranken Werner von Greis daran verhindert, sein Erbe anzutreten. Der lothringische Chronist erzählt dagegen (Alb. Aq. VII, 21 bis 27), dass Dagobert nicht bloss den Marsch gen Akkon, sondern auch die darauf folgende Belagerung von Haifa

mitgemacht, sich also um sein sogenanntes Erbe lange Zeit hindurch garnicht gekümmert habe. Der Verfasser der translatio bestätigt den Hauptpunkt dieser übrigens wahrscheinlich von Anfang bis zu Ende richtigen Erzählung, indem er Dagobert und Tankred gemeinsam gen Akkon marschieren lässt, wonach der Patriarch schwerlich vor dem 22. Juli wieder in Jerusalem gewesen sein und dort gar noch mit dem sterbenden Werner von Greis umständliche Auseinandersetzungen gehabt haben kann. Hiernach muss, wie mir scheint, sein Erbrecht schlechtweg als fingiert, sein Brief, in dem er dasselbe behauptet, als gefälscht und alles, was Wilhelm über jene Verhandlungen berichtet und im Wesentlichen wohl nur aus diesem Briefe herauskonstruiert hat, als höchst verdächtig angesehen werden. Äussersten Falls mag man einen nicht genau zu umgrenzenden Kern der Verhandlungen in der Art, wie oben (S. 249 f.) geschehen, für wahr halten.

Dass Gottfried aber für einen weltlichen Erben gesorgt habe, scheint unwiderleglich zu sein. Der lothringische Chronist erzählt, der Herzog habe Dagobert und Tankred schwören lassen, dass sie nach seinem Tode nur einem seiner Blutsverwandten zur Herrschaft in Jerusalem verhelfen wollten (Alb. Aq. VII, 27), und Radulf sagt sogar (cap. 142), Gottfried habe dem Patriarchen Dagobert und dem Kanzler Arnulf ganz bestimmt seinen Bruder Balduin als geeignetsten Nachfolger genannt. An beiden Nachrichten, vornehmlich an der ersteren, zu zweifeln, haben wir keinen Anlass. Die Stunde, in welcher Gottfried den Patriarchen und Tankred schwören liess, die jerusalemitische Herrschaft dem lothringischen Fürstenhause zu erhalten, wird in einem der ersten Tage nach dem 24. Juni, ehe die beiden Herren zu den Rüstungen in Joppe und zum Feldzuge gen Akkon-Haifa aufbrachen, zu suchen sein.

Gottfrieds Tod erregte in weiten Kreisen tiefe Trauer. Der lothringische Chronist, der dies in starken Ausdrücken

hervorhebt, dürfte kaum übertreiben, da selbst fernerstehende Berichterstatter, z. B. Ekkehard, nicht erheblich anders reden. Vornehmlich die Bemerkung, dass alle in Jerusalem (illic) verweilenden Franken, Syrer, Griechen, sogar viele Muhammedaner fünf Tage lang getrauert haben, ist nicht anstössig, weil der Leichnam des Herzogs erst am fünften Tage nach dem Tode beigesetzt wurde.

Blicken wir auf das letzte Lebensjahr Gottfrieds zurück, so ist freilich zuzugeben, dass „das grosse Los" welches er gezogen, nicht in strahlendem Glück auf dem Throne Jerusalems bestand, vielmehr nur darin, dass ihm die gewonnene Stellung unter allen Kreuzfahrern einen Ruhm ohnegleichen, ein dauerndes Andenken bei allen Völkern und in allen Zeiten verschaffte. Man darf sogar zugeben, dass er in diesem Jahr glücklicher hätte sein können, als er in der That gewesen ist, wenn er noch etwas besonnener verfahren wäre. Aber dieser Vorwurf gründet sich nur auf das allzugrosse Selbstvertrauen, von dem seine Kriegerseele erfüllt war. Denn vom Spätsommer 1099 bis zum Frühling 1100, d. h. bis zu der Zeit, in welcher er die ersten namhaften Verstärkungen aus dem Abendlande erhalten konnte und wirklich erhielt, hätte er solche Kämpfe, bei denen eine empfindliche Schwächung seines kleinen Heeres zu besorgen war, offenbar vorsichtig vermeiden müssen. Jene Belagerung von Arsuf, zu der er sich aus Zorn über die vertragsbrüchige Stadt verlocken liess, war insofern ein recht verkehrtes Unternehmen. Um so anerkennenswerter ist es, wie er darnach, mit verminderten Kräften, sein Ansehen nicht bloss aufrecht zu halten, sondern Schritt um Schritt zu steigern wusste. Die ersten Monate des Jahres 1100, während deren er sich den zahlreichen Feinden gegenüber in beklommenster Lage befand, brachten ihm, Dank seiner Umsicht und Rührigkeit, statt Misserfolgen zwar kleine aber zahlreiche Triumphe. Zur Beschreitung einer neuen, grosse Ziele erreichenden Siegeslaufbahn fehlte nur noch,

dass frische Pilgerscharen an die Seite seiner Truppen traten. In demselben Augenblick, als dies sich zu verwirklichen begann, als stolze Hoffnungen sich für ihn öffneten, wurde er — tragisch genug — von der tötlichen Krankheit ergriffen.

Ich kann deshalb auch nicht darin einstimmen, dass er rechtzeitig für seinen Ruhm gestorben sei. Sein frühzeitiger Tod verhinderte ihn vielmehr, zu ernten, was er gesäet. Die schwerste Zeit des werdenden Reiches Jerusalem war überstanden, als die venetianische Flotte landete. Dass Gottfried diese nicht mehr zu Kampf und Sieg zu führen vermochte, war sogar nicht bloss für seinen Nachruhm, der sich noch hätte steigern können, sondern auch für die Frankenherrschaft und vornehmlich für diese ein harter Schlag. Bei längerem Leben des Herzogs wäre sicherlich die kriegerische Leistungsfähigkeit der Venetianer und vielleicht noch anderer, bald darauf anlangenden Pilger besser, als geschehen, für das christliche Palästina ausgenutzt worden.

So bleibt uns Gottfried durchweg der begabte, grosssinnige Held, an dem kaum ein anderer Fehler zu rügen, als sein schrecklicher, manchmal zu unbändiger Kampfeszorn, ein Fehler, der sich jedoch nur selten geltend machte. Denn zumeist, wie wir schon früher gesehen und jetzt mannigfach bestätigt gefunden haben, zeigte sich der Herzog massvoll, leutselig und gütig. Die Quellen wissen das gegen Ende seines Lebens nicht genug zu rühmen, und in den Kreuzzugsliedern wird er deshalb fast immer und mit Recht genannt: le bon duc de Bouillon.

Anfang König Balduins I.

Als die Venetianer die Nachricht von Gottfrieds Tod erhielten, wendeten sie sich an Dagobert und Tankred mit der Frage, was nun zu thun sei. Von Tankred wurde ihnen geantwortet, man solle das begonnene Kriegsunternehmen fortsetzen, jedoch nicht Akkon, sondern Haifa zu erobern suchen (translatio l. c. p. 380). Was Tankred zu dieser Umwandlung des Kampfobjektes bewogen, wissen wir nicht. Doch dürfen wir vermuten, dass er schon längst sein Auge auf Haifa geworfen hatte und dasselbe mit Hilfe der italienischen Flotte nicht bloss für die Christenheit zu erobern, sondern in seinen Besitz zu bringen hoffte.

In der ausführlichen Erzählung, welche der Lothringer vom Kampf um Haifa und von der dazu gehörigen Parteiung im Christenheere bringt, befindet sich ein kleiner Irrtum, indem die Nachricht vom Tode Gottfrieds erst nach dem Falle der Stadt dort bekannt geworden sein soll (Alb. Aq. VII, 26, 27). Aber nach des Lothringers Darstellung haben ja die Christen bei Gottfrieds Lebzeiten ihre Waffen nicht etwa gegen Akkon, vielmehr sogleich gegen Haifa erhoben. Ausserdem bereitete das bunte Durcheinander der bei Haifa eintretenden Ereignisse der Darstellung erhebliche Schwierigkeiten, so dass die Glaubwürdigkeit unseres Chronisten durch diesen Irrtum nicht ernstlich geschädigt werden kann.

Im übrigen schildert derselbe die Belagerung und Eroberung von Haifa in einer Weise, die in den Hauptpunkten von dem, was die translatio teils sagt, teils, ohne Zweifel absichtlich, verschweigt, aufs beste bestätigt wird. Der Kampf dauert lange, hat anfangs geringen Erfolg und gerät sogar völlig ins Stocken. Als er wieder heftiger entbrennt, beteiligen die Venetianer sich an ihm nur schwach. Die Eroberung, die gegen Ende des Sommers 1100 erfolgt,

glückt daher vom Lande aus, von einem grossen Belagerungsturm, von dem man über die Mauern ins Innere der Stadt gelangt. Die reiche Beute fällt den siegreichen Franken zu; die zu spät kommenden Venetianer haben das Nachsehen, oder, wie dies die translatio ausdrückt, sie schenken die ganze Beute den Franken.

Diese, wie gesagt, in den Hauptpunkten, vorhandene Übereinstimmung beider Berichte berechtigt uns, auch noch andere Mitteilungen des Lothringers, die er allein giebt, vertrauensvoll aufzunehmen. Er nennt den Grund, weshalb die Belagerung anfangs geringen Erfolg hatte. Tankred wollte nicht schlagen, weil die Stadt, falls man sie erobere, von Gottfried schon einem Vasallen oder vornehmen Dienstmann, Waldemar Carpenel, als Lehen zugesagt worden sei. Hieran ist vermutlich irrig, dass der Herzog gerade über Haifa in solcher Weise im Voraus verfügt habe; sehr wohl aber kann er, der schon mehrere Herren und Ritter reich belehnt hatte — ausser Tankred auch jenen Gerhard von Avesnes und den apulischen Robert —, den Waldemar bei nächster Gelegenheit zu bedenken versprochen haben. An Tankreds Ärger, dass die Stadt seinem Griffe zu entgehen drohte, brauchen wir jedenfalls nicht zu zweifeln. Der Normann zog sich vom Kampfe zurück, bis Dagobert ihn durch das listige Wort umstimmte, nach seiner, des Patriarchen Meinung, müsse derjenige die Stadt erhalten, der am meisten zu ihrer Eroberung beitrage. Dieser Wink wirkte, Tankred geriet in Feuer und Flammen, die Franken folgten seinem Schlachtruf, die Stadt fiel und der Normann zwang Waldemar Carpenel mit dem Schwert in der Hand, den eroberten Platz zu räumen.

Hierbei handelte es sich aber nicht einmal um Haifa allein. Der Tod des Herzogs hatte in Dagobert und Tankred eigensüchtige Regungen entfesselt. Sie beabsichtigten — teils wohl aus nationaler Antipathie gegen die Vorherrschaft der Lothringer in der heiligen Stadt, teils aber auch

schlechtweg von dem Verlangen nach Machtgewinn gestachelt —, der Blutsverwandtschaft Gottfrieds die Nachfolge im Reich Jerusalem zu entziehen und dieselbe an den einzigen Frankenfürsten, der dann in Betracht kommen konnte, an Boemund zu übertragen. Von diesem Plan, man darf sagen dieser Verschwörung der beiden Herren spricht nur der lothringische Chronist. Seinen Worten hat man bisher keinen Glauben geschenkt, weil sie mit jenem oben behandelten, von Dagobert an Boemund gerichteten Briefe nicht gut vereinbar zu sein schienen. Da aber dieser Brief sich als gefälscht und die ganze daran geknüpfte Überlieferung als nicht verdachtsfrei erwiesen hat, so liegt kein Grund mehr vor, die Erzählung des Lothringers zu bemängeln (Alb. Aq. VII, 27 und 46). Tankred mag gedacht haben, unter Boemunds Oberherrschaft sich nicht bloss im Besitz von Haifa sicher behaupten, sondern auch mit Leichtigkeit weitere Erwerbungen machen zu können, und Dagobert kann sehr wohl so gerechnet haben, dass selbst dem mächtigen Boemund an Kräftigung und Erhöhung des Patriachats von Jerusalem gelegen sein müsse, weil er dessen Unterstützung gegen die lothringische Ritterschaft noch lange Zeit nötig haben werde.

Die Verschwörung erreichte jedoch nicht ihr Ziel. Dagobert und Tankred schickten zwar einen Boten, Morellus, den Schreiber des Patriarchen, mit einem Briefe an Boemund. Derselbe wurde aber in Laodicea von Leuten Graf Raimunds, den Feinden der Normannen, aufgegriffen und seines Briefes beraubt (vergl. Hagenmeyer, Ekkeh. Hieros. p. 215), wonach der Hochverrat seiner Auftraggeber, wenn auch nicht sogleich, so doch allmählich in weiten Kreisen bekannt wurde. Hierzu kam noch, dass Boemund soeben, wovon man bei Haifa noch nichts gewusst, eine schwere Niederlage erlitten hatte und von dem Emir Ibn Danischmend gefangen worden war. Wie das letztere geschehen ist, und wie hierauf Graf Balduin von Edessa

sich eifrig aber vergeblich bemüht hat, den Fürsten von Antiochien zu befreien, davon giebt der Lothringer einen ausführlichen, guten, in allen wesentlichen Punkten glaubwürdigen Bericht (Alb. Aq. 27—29).

Die Partei der lothringischen Dynastie war inzwischen ebenfalls und mit besserem Erfolge thätig. Sie bestand aus einer Anzahl namhafter Ritter wie Geistlichen, unter den letzteren Kanzler Arnulf und Bischof Robert von Ramle. Man vereinigte sich dahin, dass die rechtmässige Erbfolge eingehalten und, wie sich hierbei von selber ergab, Graf Balduin eingeladen werden solle, zur Übernahme der Herrschaft schleunigst nach Jerusalem zu kommen. Bischof Robert und ein paar Ritter gingen als Gesandte der lothringischen Partei nach Edessa, trafen dort Balduin und entledigten sich glücklich ihres Auftrags (Alb. Aq. VII, 30).

An alledem ist nicht zu zweifeln. Zu bedauern bleibt nur, dass uns der lothringische Chronist im Unklaren darüber lässt, wann und zum Teil auch wo die Entschlüsse einerseits Dagoberts und Tankreds, andrerseits der lothringischen Partei gereift sind. Die Verschwörung der ersten beiden erzählt unser Chronist erst nach dem Falle Haifas: man braucht jedoch seinen Worten keinen besonderen Zwang anzuthun, um dieselbe in die viel wahrscheinlichere frühere Zeit, während der Belagerung der Stadt, zurück zu versetzen. Die lothringische Partei ist vermutlich ebenfalls bald nach Gottfrieds Tode dazu gelangt, Balduin zum Nachfolger zu bestimmen — unser Chronist sagt nichts darüber —, doch mag die Herbeiführung einer einheitlichen Willensäusserung dieser Partei immerhin eine Reihe von Tagen erfordert haben, weil dieselbe in der kritischen Zeit nicht auf einem Platz vereinigt war, vielmehr teils im Lager vor Haifa, teils auch ohne Zweifel in Jerusalem verweilte.

Graf Balduin erklärte seine Bereitwilligkeit, dem an

ihn ergangenen Rufe zu folgen. Seinen Rittern stellte er frei, ihn nach Jerusalem zu begleiten, oder in Edessa zurückzubleiben. Einem jüngeren Verwandten, Balduin von Burg, übergab er die Grafschaft Edessa als jerusalemitisches Lehen. Dieser Balduin hatte im Jahr 1099 den Zug nach Jerusalem und Askalon mitgemacht, war dann, wie es scheint bis Ende des Jahres, in der heiligen Stadt geblieben, anfang 1100 aber mit Boemund nach Antiochien gegangen nnd in dessen Dienste getreten (vergl. Riant, Inventaire des lettres hist. des crois. p. 214). Über das letztere drückt der Lothringer sich etwas nngenau mit den Worten aus: Remansit enim idem Baldewinus, ab Jherusalem et Ascalona cum ceteris profectus, apud Boemundum etc. (Alb. Aq. VII, 31).

Mit geringer Macht (Alb. Aq. l. c. mit 400 Reitern und 1000 Fussgängern. Fulch. p. 373: mit 200 Rittern und 700 Fussgängern) brach Graf Balduin am 2. Oktober 1100 von Edessa auf. Sein Weg führte ihn zunächst nach Antiochien, wo die Übernahme der Regierung an Stelle Boemunds ihm angetragen, von ihm aber abgelehnt sein soll — eine Überlieferung, gegen die nichts einzuwenden ist. Von dort ging der Marsch über Laodicea nnd Tripolis an der Küste entlang gen Süden. Nicht weit mehr von Beirut hatte man ein paar sehr schwere Kampftage zu bestehen, mit gewaltig überlegenen Feindesmassen, von deren Ansammlung schon einige Zeit vorher so drohende Nachrichten bekannt geworden waren, dass ein beträchtlicher Teil der Leute Balduins, von Schrecken übermannt, das kleine Christenheer verlassen und in Nordsyrien Zuflucht gesucht hatte. Man kam aber glücklich hindurch und erreichte ohne weitere Fährlichkeiten, an Sidon, Tyrus, Akkon vorüberziehend, die Gegend von Haifa.

Diesen Marsch des Grafen Balduin beschreibt dessen Kaplan Fulcher als Augenzeuge genau und ausführlich. Einen noch umfangreicheren Bericht giebt unser Lothringer

(Alb. Aq. VII, 31—35), der nicht Augenzeuge war und an sachlicher Bestimmtheit daher hinter Fulcher zurücksteht, auch für die Feindesmassen, durch welche die Lothringer sich Bahn brechen mussten, etwas bedenklich hohe Zahlen nennt und den geographischen Schnitzer begeht — übrigens nur bei einer, ein paar Städtenamen zusammenfassenden Wendung — Djebeil erst dann zu erwähnen, als die Lothringer an diesem Orte schon vorübergezogen waren (34). Indessen dies sind in Wahrheit sehr geringe Mängel, und es dürfte vielmehr als ein Beweis für die ungemeine Brauchbarkeit der lothringischen Chronik angeführt werden, dass ihre durchaus selbständige Erzählung in allem Wesentlichen mit dem Berichte des Augenzeugen sich deckt und überdies eine ganze Reihe kleiner Zusätze enthält, die in den Rahmen unserer sonstigen Kenntnisse gut hineinpassen, wie z. B. die Bemerkung, dass Balduins Streitmacht durch die Flucht jener Ängstlichen schon vor den Kampftagen bei Beirut auf 160 Reiter und 500 Fussgänger heruntergebracht worden sei, oder die interessante Ausführung über das Misstrauen der „Türken" gegen die „Sarracenen", welches die Thatkraft der Feinde gelähmt habe. Mit den ersteren sind die Seldjuken des syrischen Binnenlandes gemeint, mit den anderen die den Fatimiden unterthänigen Bewohner der Küste.

Dagobert und Tankred hatten ihr Spiel inzwischen noch nicht verloren gegeben. Beide hatten sich, wohl nicht zugleich, sondern einer nach dem andern, nach Jerusalem begeben. Der Patriarch hatte dort Aufnahme gefunden; als aber Tankred nahte, um im Einverständnis mit jenem und durch Drohungen oder Versprechungen die Stadt in seine Gewalt zu bringen, rüstete sich die lothringische Partei zum Widerstand. Die Thore wurden geschlossen und dem Anrückenden auf seine Frage, was dies bedeute, die Antwort erteilt, er werde nicht eher eingelassen werden, als bis er dem Grafen Balduin Treue ge-

schworen. Hierzu war Tankred natürlich nicht geneigt; einen Sturm auf Jerusalem zu unternehmen besass er jedoch nicht genügende Streitkräfte, und so blieb ihm nichts übrig, als von der heiligen Stadt gänzlich abzulassen. Den Zorn, den er darüber empfand, tobte er in einem Angriff auf Joppe aus, der ihm aber ebenfalls keine Lorbeeren eintrug. Sein Parteigenosse Dagobert empfing die gerechte Strafe für das ganze nichtsnutzige Ränkespiel, indem er nur noch vereinsamt, machtlos, sede privatus, wie Fulcher sagt, in Jerusalem zu verweilen vermochte.

Erst bei Haifa hatte Graf Balduin von den Plänen und Unternehmungen seiner Gegner genaue Kunde erhalten. Sowie dies geschehen, schickte er eine Gesandtschaft nach Jerusalem, um die lothringische Partei zur Standhaftigkeit zu ermahnen, und setzte sich auch selber wieder in Marsch. Die Nachricht von seiner Annäherung schreckte Tankred von Joppe fort. Der Normann zog sich nach Haifa zurück, während Balduin über Joppe nach Jerusalem ging und, vom Jubel der Laien und Geistlichen, unter denen nur Dagobert fehlte, herzlich begrüsst, anfang November 1100 die heilige Stadt betrat.

Dass diese Ereignisse sich in der dargestellten Weise abgespielt, verbürgt in erster Linie der lothringische Chronist (Alb. Aq. VII, 35, 36). Wir dürfen seinen Worten trauen, nicht bloss weil wir seine Glaubwürdigkeit schon genügend schätzen gelernt haben, sondern auch weil Fulchers und der Historia belli sacri Bemerkungen, die einzigen, die uns weitere Aufklärung bieten (Fulch. p. 377, Hist. cap. 138), mit dem lothringischen Bericht übereinstimmen, bezüglich in denselben sich leicht einfügen lassen.

Am 4. Tage, nachdem Graf Balduin Jerusalem erreicht hatte, begann in formeller Weise die neue Regierung. Die Vasallen und Dienstleute des lothringischen Hauses wurden versammelt. Der Graf forschte nach dem

beweglichen Nachlass seines Bruders, ertrug schweigend die eigentümliche Antwort, dass von demselben, nachdem man Almosen gespendet und Schulden bezahlt, nichts mehr vorhanden sei, bestätigte sodann alle von Gottfried ausgeteilten Lehen nnd empfing schliesslich in feierlicher Handlung den Treueid seiner neuen Unterthanen. Es geschah dies um den 11. November, circa festum beati Martini — ein Datum, welches sich offenbar auf diesen Akt und nicht schon auf Balduins Ankunft in Jernsalem bezieht. Hauptquelle ist unser Chronist (Alb. Aq. VII, 37), den Ekkehard gut unterstützt (Hagenmeyer, Ekk Hieros. p. 217).

Zwei Tage darauf trat Balduin einen seltsamen Kriegszug an, über den wiederum zwei ausführliche Berichte vorliegen, der eine von dem Angenzeugen Fulcher geschrieben, der audere aus der Feder des lothringischen Chronisten, der an dem Zug ohne Zweifel nicht teilgenommen hat. Der letztere hat bisher unter schwerer Ungunst des gelehrten Urteils gelitten (die jüngste Kritik siehe bei Alfred Wollf, König Balduin I. von Jerusalem, Königsberger Dissert., S. 4), doch ist er gar nicht so übel. Man muss nur im Auge behalten, dass der Kriegszug in phantastischem Zickzack durch Landschaften sich erstreckte, die den Franken grösstenteils noch unbekannt waren. Deshalb lässt schon die Erzählung des Augenzengen an Deutlichkeit viel zn wünschen übrig, noch mehr natürlich der lothringische Bericht, immerhin aber ist an diesem anzuerkennen, dass er, der hier nnr aus Hörensagen schöpfte und bei grösserem Detailreichtum dem Irrtum noch breiteren Spielraum bot, wenigstens in den Hauptpunkten mit Fulchers Darlegung übereinstimmt, ja sogar zu derselben noch ein paar brauchbare Aufklärungen über den wahren Kausalverband der Ereignisse hinzufügt.

Der Feldzug dauerte vom 13., vielleicht auch vom 12. oder 10. November (hinsichtlich der Regierung Balduins wissen wir ja nur, dass sie circa festum b. M. begann)

bis zum 21. Dezember, also 40 oder einige 40 Tage. Das stimmt ungefähr mit den mehrfachen Zeitangaben des Lothringers überein (Alb. Aq. VII. 38—43).

Veranlassung des Feldzugs war nach des Lothringers Meldung der ausdrückliche Wunsch der jerusalemitischen Ritterschaft, der neue Herr der heiligen Stadt möge den Muhammedanern durch eine kühne Waffenthat Schrecken einjagen. Dieser Wunsch macht uns das ganze Unternehmen erst begreiflich. An und für sich müsste es nämlich thöricht erscheinen, dass Balduin bei beginnender Winterszeit und mit sehr schwachen Kräften, während er sicher darauf rechnen durfte, in wenigen Monaten Verstärkungen zu erhalten, einen fast aussichtslosen Angriff zu machen wagte. Indessen die jerusalemitische Ritterschaft fühlte wohl, dass die ärgerlichen Parteihändel der letzten Monate ihrem Ansehn ringsum empfindlich geschadet hatten, und verlangte vermutlich deshalb darnach, die Feinde ohne Zaudern von ihrer ungeschwächten Kraft zu überzeugen.

Man wendete sich zuerst gegen Askalon, konnte aber natürlich nichts ausrichten. Es kam zwar zu einem Gefecht in freiem Felde mit der überlegenen Besatzung der Stadt, wobei man nicht besiegt wurde, jedoch so viele Leute verlor, dass Balduin den Abzug von der Festung für unvermeidlich erklärte. Der Lothringer gesteht dies offen ein, Fulcher deutet es mit halb verhüllten Worten an (p. 378). Ein Widerspruch zwischen beiden, aber ein geringfügiger, ist nur in chronologischer Beziehung vorhanden, indem Fulcher, der übrigens nicht angiebt, wann die Christen vor Askalon eingetroffen waren, den Abzug auf den Tag nach jenem Gefechte setzt, während der Lothringer das Gefecht bestimmt am dritten Tag nach der Ankunft vor der Stadt und den Abzug zwei Tage darauf erfolgen lässt.

Man wendete sich dann ostwärts in die Berggegenden

südlich von Jerusalem und vernichtete feindliche Räuberscharen, die sich dort in grossen Höhlen verborgen hatten. Nach Fulcher geschah dies, indem man die Eingeschlossenen durch stark rauchende Feuer zum Vorschein zu kommen zwang: der Lothringer lässt den Grafen ausserdem noch grausige Kriegslist anwenden. Die Räuber geben sich nach Fulcher nicht auf einmal, sondern alius post alium überwunden: dasselbe, nur detaillierter ausgemalt, im lothringischen Bericht. Fulcher lässt etwa 100 Feinde erschlagen werden, der Lothringer 220 oder mehr, wie er seinem Hörensagen entnommen haben mag.

In dieser Weise, im kleinen sich unterscheidend, in den Hauptsachen einander bestätigend, gehen beide Berichte bis zum Schlusse fort. Der Streifzug umfasste noch das westliche Ufer des toten Meeres und die südlich oder südöstlich von demselben befindlichen Landschaften. Gefochten wurde kaum noch, hier und da gemordet und soviel als möglich geplündert. Aber man durchzog in böser Jahreszeit grossenteils arme Gegenden, die Einwohner waren geflohen, der Erfolg sehr gering. Die Einzelnheiten, in denen auch hier der Lothringer reicher ist als Fulcher, lassen sich kaum verwerten, weil der Zug, je weiter er sich südostwärts erstreckte, umsomehr sich auch in wenig bekannte Regionen verlor.

Am 21. Dezember oder, wie der Lothringer wohl nicht ganz genau sagt, tertia die ante natale Domini kehrte Balduin nach Jerusalem zurück. Wenige Tage darauf, am 25. Dezember, fand ein folgenreiches Ereignis statt, indem Balduin vom Patriarchen Dagobert in Bethlehem zum König des Reiches Jerusalem gekrönt wurde. Wie dasselbe zustande gekommen, darüber ist viel hin und her gerätselt worden, zuletzt von Wollf (l. c. p. 5), doch dürfte der Hergang jetzt ziemlich klar vor Augen liegen. Die lothringische Partei hatte Erhöhung ihres Ansehens dringend nötig. Dieselbe Stimmung, die zu dem ziemlich ver-

fehlten winterlichen Kriegszug getrieben, verlangte nach Errichtung des Königtums, quo maior paganis christianorum timor incuteretur (Hagenmeyer, Ekk. Hieros. p. 218). Der geistliche Widerstand, der Gottfried einst bewogen hatte, von der Krone abzusehen, und der wohl auch jeden andern an Gottfrieds Stelle zu gleichem Handeln genötigt hätte, fiel in den letzten Wochen vor Weihnachten 1100, die der Patriarch, von schwerer Anklage bedroht, sede privatus, in Jerusalem verbrachte, nur noch mässig ins Gewicht. Dagobert durfte in dieser Lage natürlich kein Wort von den Herrschaftsansprüchen, die er etwa gegen Gottfried erhoben, verlauten lassen; ja er musste sogar jede Gelegenheit, durch die er Balduins Verzeihung und Niederschlagung jener Anklage erreichen konnte, begierig ergreifen. So kam es, dank der Vermittelung wohlmeinender Männer (virorum sensatorum, Fulch. p. 382), zu wenigstens einstweiliger Versöhnung der beiden Herren und zur Krönung Balduins durch die Hand des Patriarchen. Sehr gut aber bemerkt der lothringische Chronist (Alb. Aq. VII, 43), dass die Krönung nicht (wie in späteren Zeiten) in Jerusalem, sondern in Bethlehem geschehen sei, weil auch Balduin sich gescheut habe, seine Erhöhung an der allerheiligsten Stätte zu empfangen.

An die halbe Versöhnung mit Dagobert schloss sich die vollständige Auseinandersetzung mit Tankred. Über die Verhandlungen mit dem letzteren giebt nur der Lothringer einen eingehenden Bericht (Alb. Aq. VII, 44, 45), der freilich nach Wollf (l. c. p. 7) unbrauchbar sein soll, weil nach den in ihm enthalteuen Zeitangaben die Auseinandersetzung schon Ende Januar 1101, nach Fulcher (p. 384) jedoch erst im März geglückt wäre. Aber die Berechnung jener Zeitangaben ist unzuverlässig und deshalb kein Grund vorhanden, die ausführliche, den besten Eindruck machende Erzählung des Lothringers zu verwerfen. Aus derselben ergiebt sich folgender Hergang der Ereignisse.

Um Neujahr 1101 hielt König Balduin feierlich Hof in Jerusalem, sass dabei zu Gericht und blieb 15 Tage lang (vom 26. Dezember bis zum 10. Januar) ununterbrochen in der heiligen Stadt. Vornehmlich beschäftigte ihn die Klage, die Waldemar Carpenel wegen der durch Tankred in Haifa erlittenen Gewaltthat vor ihn brachte. Tankred wurde dreimal hintereinander vor den Richterstuhl des Königs geladen. Der ersten und zweiten Ladung folgte er garnicht, auf die dritte Ladung antwortete er mit dem Gegenvorschlag, er wolle mit dem Könige nicht vor den Schranken des Gerichts zu Jerusalem, wohl aber zu gütlicher Unterredung an den Ufern des kleinen Flusses, der sich zwischen Arsuf und Joppe ins Meer ergiesst, zusammentreffen. Balduin ging darauf ein und die Zusammenkunft fand endlich an dem bezeichneten Orte statt.

Wann sie stattfand, darüber schweigt unser Chronist. Denn die Bemerkung, dass Balduin um Neujahr 1101 fünfzehn Tage lang in Jerusalem war, nötigt keineswegs dazu, den Ritt an jenes Flussufer unmittelbar an diese Tage anzuschliessen. Zwischendurch kann der König noch einen oder mehrere kurze Aufenthalte ausserhalb wie innerhalb Jerusalems genommen haben. Der Lothringer berichtet von allen Ereignissen, die in den ersten Monaten des Jahres 1101 stattgefunden haben mögen, nur diejenigen, die ihm besonders denkwürdig erschienen: einmal den ersten Aufenthalt eines gekrönten Herrschers in der heiligen Stadt und zweitens die vom Januar bis zum März sich hinziehende Auseinandersetzung mit Tankred. Und dass die Begegnung am Flusse von Arsuf nicht gleich nach dem 10. Januar, sondern etwas später, Ende Januar oder im Lauf des Februar zustande kam, können wir überdies aus den eigenen Worten des Lothringers schliessen, weil jene fünfzehn Tage schwerlich hinreichten, um den in Haifa oder Tiberias verweilenden Tankred nach Jerusalem vor

Gericht zu laden, dessen Nichterscheinen zu konstatieren und Beides noch zweimal zu wiederholen.

Die Unterredung der Fürsten am Flusse von Arsuf blieb erfolglos. Der König erreichte nur, dass Tankred sich zu einer zweiten, fünfzehn Tage später abzuhaltenden Zusammenkunft bereit erklärte, zu welcher er, Balduin, nun sogar bis nach Haifa dem Normannen entgegen kommen wollte. Zu einer gütlichen Lösung des Streites waren daher nur geringe Aussichten vorhanden. Indessen gerade in diesem Augenblick wirkte die antiochenische Frage beschwichtigend auf die palästinensischen Händel ein.

Seitdem Boemund gefangen war, lag es für Tankred ungemein nahe, die Nachfolge in der Herrschaft Antiochiens für sich in Anspruch zu nehmen. Schon im Herbst 1100 war er von einem neuen päpstlichen Legaten, dem Kardinal Moritz, der damals mit einer genuesischen Flotte in Laodicea eingetroffen war, hierzu förmlich aufgefordert worden und hatte auch deshalb mit dem Legaten in Laodicea persönliche Rücksprache genommen. Die Reise, die er dorthin gemacht, ist vermutlich in den Anfang Oktober 1100 zu setzen — nicht früher, weil ja die Antiochener in derselben Zeit dem Grafen Baldnin die Herrschaft anboten, also von der künftigen Bestimmung Tankreds noch nicht unterrichtet waren — und nicht später, weil der Normann, von Laodicea wahrscheinlich in schneller Seefahrt zurückgekehrt, noch Zeit genug behielt, um vor der Ankunft Balduins in Palästina jene vergeblichen Versuche zur Bewältigung von Jerusalem und Joppe zu machen. Denn obwohl zum Fürsten von Antiochien designiert, meinte der wilde Krieger, auch im heiligen Lande eine bedeutende Machtstellung behaupten zu können. Das unmittelbare Erbe Gottfrieds entging freilich sogleich seinem Griffe, aber in Galiläa trotzte er dem König Balduin bis zum Februar 1101. In diesem Augenblick drängten ihn jedoch die Antiochener, ohne weiteres Zögern zu ihnen zu kommen, und

er musste erkennen, dass er beim Verharren auf der bisherigen Bahn Gefahr lief, Antiochien durch den Unwillen seiner dortigen Landsleute und Galiläa durch die Waffen der Lothringer zu verlieren. Seine zweite Zusammenkunft mit König Balduin, die im Februar oder März zu Haifa stattfand, führte unter diesen Umständen zu schneller Verständigung. Tankred brauchte seine ganze Kraft zur Verstärkung der durch Boemunds letzte Niederlage tief geschwächten antiochenischen Streitmacht und gab deshalb seine galiläischen Besitzungen vollständig Preis. Der König erhielt sowohl Haifa wie Tiberias, belehnte mit diesen Orten teils jenen Waldemar Carpenel, teils den Ritter Hugo von Falkenberg und verpflichtete sich nur, Tankred in seine alten Besitzungen wieder einzusetzen, wenn derselbe etwa schon innerhalb der nächsten fünfviertel Jahre aus Antiochien wieder nach Galiläa sich zurückzuziehen wünschte. Dem entsprechend räumte Tankreds Ritterschaft im März dieses Gebiet, und somit war nicht bloss der ärgerliche Rechtsstreit beseitigt, sondern überdies die jerusalemitische Königsmacht in erfreulicher Weise gesteigert.

Ermutigt durch diesen grossen Erfolg, machte Balduin sich sofort an die schwere Aufgabe, seinen Streit mit dem Patriarchen, der durch jene halbe Versöhnung nur für einige Zeit beigelegt war, zu ebenso gründlichem Austrag zu bringen. Er begann hiermit eine lange dauernde, bald im Guten, bald im Bösen sich hinziehende Auseinandersetzung, über welche die Urteile der Geschichtsforscher vom zwölften bis zu unserem Jahrhundert merkwürdig verschieden gelautet haben, bis durch Sybel — dem Anscheine nach — unerschütterlich festgestellt wurde, was wir von der Sache zu halten haben (Sybel, Gesch. d. ersten Kreuzz. S. 98 ff.). Sybel verwirft die ausführliche Erzählung des lothringischen Chronisten von der Auseinandersetzung, die zwischen dem König und Dagobert stattgefunden, von Anfang bis zu Ende als sagenhaft und nimmt nur die kurze Darstellung

Wilhelms von Tyrus als historisch an: seine scheinbar durchschlagenden Gründe haben bis heute jeden Forscher neuerer Schule veranlasst, seinem Vorgang sich ohne weiteres anzuschliessen, und ich könnte mir, wenn ich diesen Beispielen folgen wollte, die Arbeit sehr leicht machen, zumal es nahe genug läge, die von Sybel und seinen Nachfolgern verworfenen Stücke der lothringischen Chronik als Produkte der Mythographie, d. h. als den Liedern entnommene Einschiebsel Alberts von Aachen zu bezeichnen.

Das romantische Epos vom Schwanenritter enthält nämlich eine Fülle buntester Phantastik über einen Patriarchen Heraklius, zu der Uberlieferungen vom Kanzler Arnulf wie vom Patriarchen Dagobert und freie Erdichtung den Stoff geliefert haben (le chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon, t. III s. v. Éracle passim). Der Patriarch soll darnach den Herzog Gottfried vergiftet und Balduins Ermordung betrieben haben, um die jerusalemitische Herrschaft an Tankred zu bringen. Nachdem ihm sein Verbrechen bei Gottfried gelungen, bei Balduin dagegen missglückt, sei er mit Tankred, den er, um sich zu reinigen, fälschlich beschuldigt, zu einem gottesgerichtlichen Zweikampf genötigt worden. In diesem besiegt, habe er seine Unthat eingestanden und sei zur Strafe schmählich hingerichtet worden.

Vereinzelte Anklänge an die lothringische Chronik finden sich allerdings in dieser Phantastik. Die betreffenden Berichte der Chronik sind jedoch mit voraufgehenden und nachfolgenden Erzählungen so innig verknüpft, dass wir sie nicht als Einschiebsel Alberts betrachten dürfen. Ausserdem stehen sie in so festem Kausalverband, sind so richtig nach Raum und Zeit in die Geschichte Balduins eingefügt, dass ich sie trotz Sybels Bedenken, denen ich sogar noch weitere hinzuzufügen habe, in allem wesentlichen für glaubwürdig halten zu dürfen meine.

Ehe ich sie eingehend kritisiere, erinnere ich daran, dass

in den Händeln zwischen Patriarchat und weltlicher Herrschaft von Jerusalem Wilhelm von Tyrus ein schlechter Zeuge ist. Ihn schmerzten diese Händel. Mit Empörung, mit parteiischem Hass hat er sich von dem Manne abgewendet (dem Kanzler Arnulf), den er für den Hauptschuldigen in dem widrigen Streite hielt. In dieser Stimmung schenkte er dem fingierten Briefe Dagoberts an Boemund, jener zu Gunsten der patriarchalen Herrschaftsansprüche erfolgten Besitztitelfälschung, blindes Vertrauen. Seine ferneren, noch dazu sehr kurzen Mitteilungen über Dagoberts Vertreibung aus Jerusalem dürfen daher keineswegs zur Widerlegung der lothringischen Chronik benutzt werden. — Fulcher sagt von dem ganzen Streite kein Wort, wahrscheinlich weil er die auch ihn schmerzende Angelegenheit nicht berühren wollte. Doch giebt uns sein Schweigen überdies zu der Bemerkung Anlass, dass er oftmals Ereignisse, die ihm nicht wichtig genug erscheinen mochten oder nicht klar gegenwärtig waren, unerwähnt lässt. Seine Erzählung ist infolge davon sehr ungleichartig geworden. Bald schreitet sie in breiter Ausführlichkeit voran, bald springt sie mit kurzem Wort über einen weiten Zeitraum weg. In vielen Fällen, von denen das letztere gilt, lag ihr naturgemäss die Gefahr sehr nahe, nicht etwa bloss wichtiges zu verschweigen, sondern auch mit dem „kurzen Wort" etwas nicht ganz zutreffendes, etwas teilweise verkehrtes oder irreführendes zu sagen. Bei der Kritik der weit vollständigeren lothringischen Chronik ist dies fest im Auge zu behalten.

Diese Chronik teilt nun über den Streit zwischen König und Patriarch zunächst folgendes mit. Balduin erhob leidenschaftliche Anklage gegen den Verräter Dagobert, der das Reich Jerusalem dem rechten Erben zu entziehen getrachtet habe, und rief den Legaten der römischen Kirche, Kardinal Moritz zu seiner Unterstützung herbei. Moritz folgte dem Ruf im März 1101, prüfte die Sachlage und untersagte dem

Patriarchen bis auf weiteres die Ausübung seines geistlichen Berufs. Als aber Ostern herannahte, beschwor Dagobert den König, ihn, den Oberhirten der heiligen Stadt, nicht gerade in der heiligen Zeit so ungeheure Schmach dulden zu lassen, und unterstützte seine Bitten durch das Angebot von 300 Goldstücken. Balduin nahm das Geld und erklärte dem päpstlichen Legaten, weil die jerusalemitische Kirche noch sehr schwach sei (ecclesia rudis adhuc tenera, Alb. Aq. VII, 50; dieselben Worte bei ähnlichem Anlass ibid. X, 59), so halte er doch für besser, Nachsicht gegen den Patriarchen zu üben. Diesem wurde in der That gestattet, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen, und Moritz und Dagobert wurden darauf gute Freunde und lebten fortan, des erreichten Erfolges sich freuend, in Pracht und Üppigkeit (Alb. Aq. VII, 46—51).

In dieser Erzählung macht vor allem den Eindruck der Glaubwürdigkeit, dass der König, gerade nachdem er der Sorge vor Tankred ledig geworden war, ernstlich gegen den Patriarchen vorzugehen wagte, also etwa Anfang März. Hiermit stimmt auch überein das Eingreifen des päpstlichen Legaten im März, vermutlich Ende März. Denn Moritz war ohne Zweifel mit jener genuesischen Flotte, die ihn im Herbst 1100 nach Laodicea gebracht hatte, von dieser Stadt Anfang März 1101 nach Haifa gesegelt. Hier hielten sich die Genueser eine zeitlang auf und kamen erst im April nach Joppe und Jerusalem. Der Legat kann aber sehr wohl noch im März von Haifa nach Jerusalem vorausgeeilt sein. (Vergl. Cafari annales, Mon. Germ. SS. XVIII, 12).

Ebenso glaubwürdig erscheint die, wiederum nur einstweilige Beilegung des Streites durch die Geldzahlung Dagoberts. Denn, was bisher in den verschiedensten Beziehungen nie genug beachtet worden ist, die Sorge um Geld, Geld und immer Geld bildet den roten Faden in der Geschichte Balduins I. Der König scheint zur Verteidigung und Er-

weiterung seines Reiches zumeist weniger in Verlegenheit gewesen zu sein um Ritter und Knechte, als um die Mittel, die Kriegsleute in seinen Dienst ziehen und in demselben festhalten zu können. Er war stets anxius et sollicitus de conventione solidorum, quos debebat militibus (Alb. Aq. X, 4 und passim). Die dreihundert Goldstücke des Patriarchen nahm er denn auch mit Vergnügen an, weil er dieselben, defectione pecuniae plurimum angustiatus, ad remunerandum suorum laborem militum dringend bedurfte.

Weniger glaubwürdig könnte die weitere Ausführung des Chronisten erscheinen, dass Balduin Dagobert beschuldigte, nicht bloss in Verbindung mit Tankred das Reich Jerusalem dem Fürsten Boemund angetragen, sondern sogar diesen aufgefordert zu haben, dass er ihn, den König, auf der Reise von Edessa nach Jerusalem umbringen lasse (ut Baldewinus a Boemundo occideretur in via qua a Rohas Hierosolymam ascenderet. Alb. Aq. VII, 48). Die Mordgedanken des Patriarchen erwähnt der lothringische Chronist freilich erst an dieser Stelle, aber daran ist nichts auszusetzen, vielmehr darf man es als sachgemäss bezeichnen, dass unser Chronist erst, nachdem der König die Anklage erhoben hat, alle Verbrechen aufzählt, die der Patriarch begangen oder beabsichtigt hatte. An den Mordgedanken selber haben wir überdies, wenigstens im Rahmen eines bestimmten Vorstellungskreises, gar nicht zu zweifeln und können uns zum Beweise dessen jenes fingierten Briefes Dagoberts an Boemund gut bedienen. Dieser Brief soll nämlich im Gegensatz zu der schweren Anklage, die der Lothringer gegen den Patriarchen richtet, „sehr unschuldig" lauten. Die Unschuld ist jedoch äusserst problematisch, weil Boemund in demselben aufgefordert wird, die Ankunft Balduins in Jerusalem quibuscunque modis und, wie ausdrücklich hinzugefügt wird, wenn es nötig sei, vi zu verhindern. Sollte Balduin mit Gewalt von Jerusalem ferngehalten werden, so lag hierin eine Aufforderung zu

feindseligen Handlungen, bei denen der Angegriffene sehr leicht sein Leben verlieren konnte, was der Patriarch sich natürlich klar gemacht haben musste. Ich betone dies nicht deshalb, weil ich meine Kritik auf ein gefälschtes Schriftstück stützen möchte. Das wäre ja widersinnig. Nur weil dieser Brief unschuldig genannt worden ist, und weil er — offenbar ein Machwerk derjenigen Partei, welche Dagobert aller Schuld entlasten wollte — in naiver Weise verrät, wie die Dinge gestanden hatten, d. h. nach unserer sonstigen Kenntnis der Sachlage gestanden haben müssen, ist es von Interesse, auf ihn hinzuweisen. Im übrigen genügt es vollkommen, dass der Patriarch das Reich Jerusalem an Boemund zu bringen versuchte. Denn falls der Fürst von Antiochien dem entsprechend zu handeln vermocht hätte, wäre es ohne Zweifel zum Kriege zwischen Lothringern und Normannen und schon hiermit zu einer Lebensgefährdung Balduins gekommen. Und dass der Patriarch in Voraussicht solchen Krieges an Boemund den Rat erteilt habe, dem nach Jerusalem ziehenden Balduin einen Hinterhalt zu legen — dies scheinen die Worte des lothringischen Chronisten sagen zu wollen — ist nach alledem glaublich genug.

In der Erzählung unseres Chronisten befindet sich schliesslich nur ein einziger und noch dazu sehr geringfügiger und leicht erklärlicher Fehler, darin bestehend, dass der König nicht bloss schlechthin den Kardinal Moritz zu seiner Unterstützung herbeigerufen habe, sondern dass sowohl er wie die jerusalemitische Kirche sich an Papst Paschalis gewendet hätten, worauf dieser den Kardinal zur Entscheidung des Streites zwischen Balduin und Dagobert entsendet habe (Alb. Aq. VII, 46, 47). Dies ist deshalb unrichtig, weil Moritz sich schon in Syrien befand, als Balduin erst seinen Marsch von Edessa nach Jerusalem begann. Aber der Irrtum lag dem Lothringer ungemein nahe. Denn schon zu Lebzeiten Gottfrieds war Dagobert

mit seinem Kanzler Arnulf in Streit geraten, hatte sich darüber beim Papst Paschalis beschwert und von diesem erwirkt, dass der Kanzler zurechtgewiesen werden solle. Wir können dies schliessen aus einem Schreiben, welches Paschalis im Spätsommer 1100 — nach Gottfrieds Tod, aber ehe die Todesnachricht in Italien bekannt geworden war — an die Pisaner richtete (Dal Borgo, Diplomi Pisani p. 83. Riant, Inventaire p. 218). Welche Rolle Arnulf hierbei gespielt hatte, ist ungewiss. Der Papst sagt, er wolle (Daiberti) partibus et incremento favere contra reprobum hominem Arnulphum nomine, qui per simoniae labem in Jerosolimitanam Sedem intrudere sese praesumebat — Worte, die man darauf deuten könnte, dass Arnulf mit Dagobert wegen der Patriarchenwürde in Streit geraten sei. Aber dies ist sehr unwahrscheinlich und ruht vermutlich nur auf der Darstellung, die Dagobert der Sache zu geben beliebt hatte. Denn es findet sich sonst keine Spur, dass Arnulf in den Jahren 1099 oder 1100 nach dieser Würde gestrebt habe, und selbst nach Dagoberts Sturz hat er sich noch lange Zeit mit dem Kanzleramte begnügt. Richtiger dürfte deshalb sein, dass Arnulf schon an der Seite Gottfrieds dieselbe Stellung eingenommen hat, in der wir ihn neben Balduin fortan finden werden, nämlich in der Stellung eines verständigen Verteidigers der berechtigten Interessen des weltlichen Herren von Jerusalem gegen die Eigensucht des Patriarchen. Indessen nicht bloss Papst Paschalis war schon lange vor dem Frühling 1101 zur Schlichtung von Händeln, die an Dagoberts Person sich knüpften, aufgefordert worden: dasselbe war ohne Zweifel auch dem Kardinal Moritz im Oktober 1100 geschehen, als Balduin während seines Marsches von Edessa nach Jerusalem Laodicea berührte, mit dem Legaten seine Zukunftsaussichten besprach und dabei zwar nicht den ihm wahrscheinlich noch unbekannten „Verrat“ Dagoberts, sicherlich aber dessen herrisches Auftreten gegen

Arnulf und wohl auch gegen Gottfried erwähnte. Und als der Kardinal im März 1101 in Haifa landete, mag Balduin ihm dorthin die Einladung geschickt haben, so schnell als möglich nach Jerusalem zu kommen.

Unser Chronist, der in der heiligen Stadt verweilte und von allem, was beim Legaten in Laodicea und beim Papst in Rom besprochen und beschlossen war, nur dunkle Kunde hatte, verfügte nun etwa über folgende Kenntnisse. Der Papst ist von Jerusalem aus zur Schlichtung der dortigen Händel aufgefordert worden: Balduin hat ebenfalls nach der Schlichtung dieser Händel verlangt: der Papst hat einen Legaten entsendet: der Legat ist zur Schlichtung des Streites zwischen Balduin und Dagobert nach Jerusalem gekommen. Braucht man hiernach grossen Anstoss daran zu nehmen, dass der Chronist die einzelnen Ereignisse in falschen Kausalverband brachte? Der Irrtum lag ihm wahrlich nahe genug, dass sowohl König Balduin (Alb. Aq. VII, 46) wie die jerusalemitische Kirche (Alb. Aq. VII, 47) den Papst als Schiedsrichter angerufen hätten und dass darauf Kardinal Moritz als Legat nach Syrien entsendet worden sei.

Wir haben also durchaus keinen genügenden Anlass, den Bericht des Lothringers über den Fortgang der jerusalemitischen Händel während des Frühlings 1101 zu bezweifeln, und dieser Bericht findet ausserdem eine Bestätigung in den Zusätzen, die einer unserer Chronisten zur Geschichte des eigentümlichen Ereignisses macht, welches Jerusalem während der Ostertage 1101 heftig erregte. Am Ostersamstage erwarteten nämlich die Franken das der Überlieferung nach alljährlich an diesem Tage in der Grabeskirche Jesu Christi aufflammende „heilige Feuer". Die Erscheinung blieb jedoch aus und Schrecken und Schmerz bemächtigten sich aller Anwesenden. Am andern Morgen hielt der Patriarch eine tröstende Ansprache, und endlich, nach heissem Beten und Weinen, wurde eine Lampe

vor dem heiligen Grabe hellleuchtend gefunden. — Zu dieser Geschichte, die uns besonders ausführlich von Fulcher und von dem Genuesen Cafaro mitgeteilt wird, bemerkt ein Kopist Fulchers, der Patriarch habe vor allem Volke sich angeklagt, dass nur wegen seiner Sünden von Gott das heilige Feuer zurückgehalten werde: depositoque baculo et cura omnino se abdicans pastorali, pronum ante altare se conjecit et, manibus expansis, lacrymas ibidem uberrime fudit. Und ferner, nachdem Gott sich gnädig erwiesen, sei Dagobert wieder in seine Würde eingesezt worden: patriarcha Daimberto in sede reformato et ab omnibus communi assensu et voluntate reelecto. Hieran ist vermutlich unrichtig, dass der Patriarch während des Osterfestes seine Würde sowohl niedergelegt wie wiedererhalten habe. Denn weder Fulcher noch der, von den jerusalemitischen Parteiungen unabhängige Cafaro melden irgend etwas davon. Wie aber kommt nun der Kopist Fulchers, der dem Patriarchen, wie wir noch sehen werden, sehr günstig gesinnt war, zu derartigen Mitteilungen? Das ist doch wahrscheinlich nur geschehen, weil der Kopist einige Kunde von jenen Erlebnissen Dagoberts vor dem Osterfeste besass und dieselbe mit der Geschichte vom Erflehen und Erringen des heiligen Feuers vermischte. (Fulch. p. 385. Gesta Francorum Jherusalem expugnantium, cap. 47—49. Cafaro, Mon. Germ. SS. XVIII, 12. Zu beachten ist dabei noch, dass Zweifel entstanden sind, ob Fulcher überhaupt einen Bericht über das Erringen des heiligen Feuers geschrieben hat. Diese Zweifel dürften damit zu beseitigen sein, dass Fulchers Bericht allem Anschein nach nur in der ersten, bis 1105 reichenden Ausgabe seines Werkes, nicht mehr aber in den Hauptausgaben der zwanziger Jahre des 12. Jahrhunderts enthalten war).

Die Glaubwürdigkeit des lothringischen Chronisten, die wir nach alledem abermals anerkennen müssen, unterliegt bei sorgfältiger Prüfung des ferneren Fortgangs der

jerusalemitischen Händel vollends keinen, der Rede werten Bedenken. Es empfiehlt sich, diese Prüfung hier sogleich anzuschliessen und die sonstigen Ereignisse der Jahre 1101 und 1102 erst nachher zu besprechen.

Der Lothringer erzählt zum Sommer 1101 folgendes (Alb. Aq. VII, 58—63). Der König, von seiner Ritterschaft in Joppe durch Geldforderungen bedrängt, begab sich nach Jerusalem und forderte von dem reichen Patriarchen Unterstützung, die dieser auch im Betrag von 200 Mark Silber gewährte. Balduin hätte sich hiermit beruhigt, wenn ihm nicht vom Kanzler Arnulf mitgeteilt worden wäre, dass Dagobert sehr viel mehr leisten könne und daher zur Verteidigung des heiligen Grabes auch leisten müsse. Der König erhob deshalb und mit Recht neue Forderungen — wir brauchen nicht daran zu zweifeln, dass der Patriarch, vornehmlich dank den frommen Spenden der ganzen Christenheit, über grosse Mittel verfügte — und verlangte jetzt die Besoldung von 40 Rittern durch Dagobert. Dieser weigerte sich, auf seine Freundschaft mit Kardinal Moritz vertrauend. Da überraschte der König den Patriarchen und den Kardinal eines Tages bei einem üppigen Mahl. Es kam zu einer heftigen Szene, in welcher Balduin die Spenden der Frommen vor allem für die Verteidigung Jerusalems gegen die Ungläubigen in Anspruch nahm und in hellem Grimm erklärte, wenn es nicht anders gehe, werde er, um seine Krieger zu befriedigen, selbst vom heiligen Grabe das Gold abreissen; späterhin, nach Sicherung der Christenherrschaft werde er sich beeifern, dies überreichlich gut zu machen. Der Patriarch liess sich endlich, von Moritz gedrängt, zur Besoldung von 30 Rittern herbei, erfüllte jedoch sein Versprechen sehr schlecht, so dass der König abermals zu zürnen begann. Und als nun gar ein Bote des Herzogs Roger von Apulien mitteilte, er habe im Namen seines Herrn vor Kurzem dem Patriarchen 1000 Goldstücke übergeben, von denen ein Drittel dem

Hospital von Jerusalem und ein Drittel dem Könige bestimmt seien, da war es um Dagobert, weil dieser die ganze Summe für sich behalten, geschehen. Er wurde von neuem sede privatus und fühlte sich bald darauf bewogen, Jerusalem zu verlassen. Herbst und Winter verweilte er noch in Joppe; im März 1102 begab er sich zu Tankred nach Antiochien. Grosse Schätze, die er in der heiligen Stadt hatte zurücklassen müssen, fielen in die Hände des Königs. Den Kardinal Moritz hielt Baldnin, obwohl derselbe in dem ganzen Handel eine verdächtige Rolle gespielt, wegen seiner Legatenqualität auch ferner in Ehren.

Diese Erzählung macht, wie ich wohl kaum auszuführen brauche, den Eindruck schlichter Glaubwürdigkeit. Sie behandelt in drastischer Weise die Geld- d. h. die Lebensfrage des Reiches Jerusalem. Vereinzelte Kleinigkeiten, namentlich die Reden, die Baldnin und Dagobert gehalten, mögen stark ausgeschmückt sein, doch macht sich sogar bei den letzteren in urwüchsiger Weise die Stimmung geltend, die wir bei diesem Streit ums Geld voraussetzen dürfen. Dazu kommt, dass die Botschaft des Herzogs Roger gewiss nicht erfunden ist und dass, was sehr zu beachten, bei der Schlacht von Ramle, die gleich auf Dagoberts Sturz — am 7. September 1101 — folgte, der Patriarch nicht mehr genannt wird, während er bei den Kämpfen vom Frühling 1101 eine bedeutende Rolle spielte (Alb. Aq. VII, 56). In den Tagen der Schlacht von Ramle erscheinen dagegen Legat Moritz und Kanzler Arnulf in der Umgebung des Königs.

Was gegen die Glaubwürdigkeit des Chronisten gesagt worden ist, zerfällt bei eingehender Prüfung ganz und gar. Nach einer missverstandenen Stelle Fulchers (p. 391) soll der König siebzig Tage lang, Ende Juni bis Anfang September in Joppe, d. h. in der ganzen kritischen Zeit, nicht in Jerusalem gewesen sein (Sybel l. c. p. 101, Hagenmeyer, Ekk. Hieros. p. 221 und 258). Fulcher sagt aber nur, dass die Christen nach einem gegen die Ägypter gerichteten

Feldzuge Ende Juni nach Joppe zurückkehrten und dass sie darnach, obgleich fortwährend auf Nachrichten von feindlichen Angriffen gespannt, dennoch siebzig Tage lang Ruhe hatten. Wo der König diese Tage verbracht hat, ob nur in Joppe oder auch in Jerusalem, oder gar noch in dritten Orten, wo wir ihn in der That finden werden, davon sagt Fulcher lediglich nichts. Sodann soll die Anwesenheit der Königin in Joppe, die für die Zeit der Schlacht von Ramle verbürgt ist, unbegreiflich sein, wenn Balduin sich nicht ein paar Monate lang, sondern nur wenige Tage in dieser Stadt aufgehalten habe — eine Bemerkung, die zu widerlegen wohl unnötig ist. Und endlich soll Dagoberts „Flucht" nach Joppe unsinnig sein, weil er gerade hier mit dem Könige, vor dem er weichen wollte, zusammengetroffen wäre. Unsere Quellen lassen jedoch genau erkennen, dass erstens Balduin vor der Schlacht von Ramle die Absetzung Dagoberts erzwang, zweitens wiederum Balduin wenige Tage nach der am 7. September geschlagenen Schlacht nach Jerusalem zurückkehrte und drittens Dagobert den Herbst und Winter, d. h. die Zeit von Ende September 1101 bis zum März 1102, und zwar ex consensu regis in Joppe verbrachte. Wir dürfen darnach vermuten, dass dem gestürzten Patriarchen der Aufenthalt im Reiche Jerusalem, nachdem der König als ruhmgekrönter Sieger aus der Feldschlacht zurückgekehrt war, unerträglich wurde, dass er aber im Spätjahr 1101 nicht mehr sichere Gelegenheit fand, zu seinem Freunde Tankred nach Antiochien zu reisen, und deshalb mit Erlaubnis des Königs, wenn auch nicht in der Hauptstadt des Reichs, so doch wenigstens in Joppe blieb, bis es ihm im Frühling 1102 glückte, die Fahrt gen Norden anzutreten.

Mit den bisher gegen die Glaubwürdigkeit des Lothringers vorgebrachten Einwänden ist es also nichts. Bedenklicher könnten ein paar wirkliche Mängel des uns vorliegenden Textes erscheinen, die ich deshalb hier noch

besprechen muss. Albert von Aachen wechselt in auffälliger Weise im Gebrauche der Namensformen Joppe und Japhet und legt damit die Vermutung nahe, dass sein Werk im Wesentlichen schliesslich doch nicht allein auf der lothringischen Chronik, sondern auf verschiedenen und verschieden wertvollen Berichten ruhe. Aber dieser Vermutung steht entgegen, dass beide Namensformen in buntestem Wechsel, mehrfach dicht beieinander und in zweifellos einheitlichen Berichtsstücken vorkommen, ebenso wie dies mit den gebräuchlichsten Namensformen von Akkon, nämlich Akra und Ptolemaida der Fall ist. Diese Willkür im Gebrauche bald der volkstümlichen, bald der aus der Litteratur entlehnten Namen fällt daher unserm Lothringer zur Last und ist insofern von geringer Bedeutung. — Ernstere Zweifel dürften sich anknüpfen an zwei chronologische Verkehrtheiten von fast unglaublicher Art. Dagobert soll nämlich, als er März 1102 nach Antiochien reiste, anno primo regni ipsius Baldewini davongegangen sein (Alb. Aq. VII, 63), und gleich darauf wird gesagt, als Balduin September 1101, um sich zur Schlacht von Ramle zu rüsten, von Jerusalem nach Joppe ging, es sei dies anno primo regni ejus geschehen (Alb. Aq. VII, 64). An der ersten Stelle ist der Zusatz falsch, an der zweiten ist er richtig, aber an den richtigen Zusatz ist dann wieder die falsche Bemerkung angeknüpft, der König sei genau in solempni nativitate matris et Virginis Mariae (am 8. September) von Jerusalem nach Joppe gegangen, während dies mindestens einige Tage früher der Fall gewesen sein muss, weil die Schlacht von Ramle schon am 7. September geschlagen wurde, was denn auch an bald folgender Stelle ganz richtig mitgeteilt wird: ipso vespere nativitatis beatae Dei genitricis Mariae. (Alb. Aq. VII, 69. Hierbei ist nur zu beachten, dass ipso vespere etc. nicht heisst am Abend des 8. September, sondern am Abend des 7. September, als — nach mittelalterlicher Tageseinteilung — der 8. September, d. h. das Fest der

nativitas Mariae begann. In einem Zusatz zu Raimunds Chronik (p. 307) wird daher auch die Schlacht schlechtweg in nativitate Mariae geschlagen).

Indessen die Entstehung dieser ungeheuerlichen Verkehrtheiten dürfte nicht allzuschwer nachzuweisen sein. Unser Chronist bildet in der Geschichte König Balduins I. Jahresdatierungen zumeist nach der Formel: geschehen im selben, oder ersten, zweiten, dritten Jahr nach dem und dem Ereignis, z. B. nach der Eroberung Akkons, der Befreiung Botemunds, der letzten Heirat Balduins. Von Zählung der Regierungsjahre des Königs ist hierbei nicht die Rede. Diese findet sich allerdings auch in dem uns heute vorliegenden Texte, aber nur in vergleichsweise wenigen Fällen, und fast nur in der ersten Hälfte der Geschichte Balduins. Das berechtigt wohl zu der Annahme, dass die Zählung der Regierungsjahre nicht von dem lothringischen Chronisten, sondern von Albert von Aachen herrührt. Bei dem ungemeinen Reichtum von Ereignissen, die in unserer Chronik berührt werden, mag es dem Kopisten derselben sehr schwer geworden sein, sich klar zu machen, von welchem Jahr an jeder Stelle die Rede ist, und er mag deshalb versucht haben, sich und seinen Lesern durch Zusätze das Verständnis zu erleichtern. Aber er hat den Versuch im Wesentlichen nur bis zur Mitte der Geschichte Balduins durchgeführt, offenbar weil er hierfür zu kenntnisarm und zu beschränkten Geistes war. Wie beschränkten Geistes, das zeigen jene beiden „anno primo". Die Hauptmasse der Erzählungen, zu denen er diese Worte hinzufügte, gehört ja freilich zum ersten Regierungsjahr des Königs. Albert übersah jedoch dabei, dass an der ersten der beiden Stellen sogleich noch Dagoberts Schicksale während der ersten Monate des zweiten Regierungsjahres Balduins kurz erwähnt sind. — Ähnlicher Gedankenlosigkeit dürfte auch der andere Zusatz, dass Balduin am 8. September 1101 von Jerusalem nach Joppe gegangen sei, seinen Ursprung

verdanken. Der König ist nämlich in jener Zeit zweimal nach Joppe gekommen, sowohl einige Tage vor der Schlacht des 7. September, wie auch als strahlender Sieger am 8. September, am Geburtsfest der Jungfrau Maria. Seine Ankunft an dem letzteren Tage und mit Erwähnung des hohen Festtages ist in mehreren Quellen, z. B. Ekkehard und Fulcher, ausdrücklich bemerkt, während von der Reise von Jerusalem nach Joppe, in den ersten Septembertagen, ausser unserm Chronisten Niemand redet. Albert von Aachen mag irgendwo von dem berühmten Einzug in Joppe am 8. September gelesen und deshalb seinen thörichten Zusatz gemacht haben, ohne zu beachten, dass in seiner Vorlage darnach erst die Schlacht vom 7. September folgt.

Dagoberts jerusalemitische Schicksale waren aber mit seiner Reise nach Antiochien noch nicht abgeschlossen. Der Lothringer erzählt in einem späteren Teile seines Werkes vielmehr folgendes. Nachdem Balduin im Frühling 1102 eine schwere Niederlage erlitten, hatte er eine dringende Bitte um Hilfe nach Antiochien und Edessa geschickt. Tankred und Balduin von Burg sammelten darauf ein kleines Heer und kamen, begleitet von Graf Wilhelm von Poitou und anderen vornehmen Herren, im Anfang des Herbstes ins Reich Jerusalem. Der Graf von Poitou hatte den unglücklichen Kreuzzug von 1101 mitgemacht, war Ostern 1102 in der heiligen Stadt gewesen und hatte bald darauf, noch vor Eintritt jener Niederlage, die Rückreise, jedoch zunächst nur bis Antiochien, angetreten. Als nun sämtliche oben genannten Fürsten sich Joppe, dem damaligen Aufenthalte Balduins, näherten, meldeten sie dem Könige, sie würden ihn nur dann unterstützen, wenn er den Patriarchen Dagobert, der sich in ihrem Gefolge befand, in sein Amt wieder einsetze. Balduin ging hierauf, obgleich mit grossem Widerstreben, soweit ein, dass er eine neue Untersuchung des ganzen Handels nach Vollendung des Feldzuges versprach. Man machte darauf einen Angriff auf Askalon, der sich

jedoch bei der Stärke der feindlichen Festung als aussichtslos erwies, so dass man, zufrieden, dem Feinde neuen Schrecken eingeflösst zu haben, in Bälde nach Jerusalem zurückkehrte. Hier wurde zwar Dagobert in sein Amt eingesetzt, aber sogleich auch feierliches Gericht über ihn gehalten, dem ausser vielen jerusalemitischen, nordsyrischen und abendländischen Prälaten sogar ein neuer päpstlicher Legat, Kardinal Robert — jener Moritz war inzwischen gestorben — beiwohnte. Der Spruch des Gerichts ging dahin, dass Dagobert mit Recht abgesetzt worden sei. Tankred und Genossen liessen sich die erneute Absetzung ihres Schützlings, weil ihnen dieselbe jetzt nicht unbillig erschien, ruhig gefallen und führten ihn, als sie nach Nordsyrien zurückkehrten, mit sich fort. Nicht lange darauf wurde mit Einwilligung des Kardinals Robert ein frommer, freigebiger, dem König anhänglicher Mann, Namens Ebremar, zum Patriarchen gemacht. (Alb. Aq. IX, 13—17.)

Alles dieses, mit einziger Ausnahme der Erhebung Ebremars, soll auf Erdichtung beruhen. So weit greifendem Ausspruch brauchen wir uns natürlich nur dann zu beugen, wenn derselbe auf sehr starke Beweisgründe sich stützt. Was in dieser Beziehung bisher beigebracht ist, vermag jedoch die Glaubwürdigkeit unserer Chronik so gut wie garnicht zu erschüttern. Jener Graf von Poitou soll im Herbst 1102 nicht mehr in Syrien gewesen sein, weil Fulcher bezeuge, dass er gleich nach dem Osterfest dieses Jahres nach Frankreich zurückgekehrt sei. Fulcher sagt allerdings (p. 400): postquam solemnitatem . . . comes Pictavensis . . . navim cum paucis ascendens Franciam repatriavit. Er will hiermit aber nicht gerade sagen, dass der Graf damals sofort nach Frankreich zurückkehrte, sondern nur, dass derselbe in sehr kritischer Zeit das Reich Jerusalem verliess. Denn durch seine schnelle Abreise entging der Graf der bald daranf eintretenden schrecklichen Niederlage, in welche ausser König Balduin auch mehrere Pilger-

fürsten des Kreuzzugs von 1101, vornehmlich Stephan von Blois und Stephan von Burgund, verwickelt wurden. Fulcher zeigt im Fortgang seiner Erzählung deutlich, dass es ihm nur darauf ankam, den Unterschied im Schicksal dieser vornehmen Herren hervorzuheben; und wer trotzdem noch auf die zwei Worte „Franciam repatriavit" Gewicht legen sollte, der möge erwägen, dass derselbe Fulcher (p. 342) bei der Flucht des Grafen Stephan von Blois aus dem Lager der Kreuzfahrer vor Antiochien im Frühling 1098 sagt: ab obsidione discessit et per mare in Franciam repatriavit. In dem einen Falle ist das „Franciam repatriavit" so falsch wie in dem andern. Denn jeder der beiden Grafen hat zunächst nur den vornehmlich ins Auge gefassten Kriegsschauplatz verlassen, und beide Grafen sind noch eine zeitlang in Syrien geblieben, ehe sie die weitere Heimreise antraten. Hier haben wir also eine der oben erwähnten, allzukurzen und darum unrichtigen und zu Missverständnissen führenden Fulcher'schen Wendungen.

Dasselbe gilt von den Einwänden, die gegen den ganzen Feldzug Tankreds und Balduins von Burg zur Unterstützung Jerusalems und zur Bekämpfung Askalons erhoben worden sind. Von diesem Feldzug spricht keineswegs der lothringische Chronist allein; derselbe hat vielmehr, im Verhältnis zu seiner kurzen Dauer und Erfolglosigkeit, gar nicht geringfügige Spuren in der sonstigen Überlieferung hinterlassen. Von muhammedanischer Seite erwähnt ihn Ibn Alatyr (Recueil, hist. orient. I, 216), und wenn hierbei die Erfolglosigkeit des fränkischen Angriffs etwas schärfer betont ist als von dem Lothringer, so dürfen wir in diesem Fall dem ausführlichen Bericht des letzteren Vertrauen schenken. Von christlicher Seite berühren ihn sogar zwei Geschichtschreiber: erstens Radulf, der sagt, dass Tankred während der, anderthalb Jahre und zwar vornehmlich das Jahr 1102 füllenden Belagerung von Laodicea unter anderm dem notleidenden Jerusalem zu Hilfe kam (cap. 145:

postremo laboranti Hierusalem strenuissime subvenitur), und zweitens Ekkehard, der in einer allerdings ziemlich verwirrten Erzählung die dennoch nur auf diesen Feldzug zu deutende Mitteilung macht: novum exercitum . . . ab Antiochia Dankeradus ducebat (Hagenmeyer, Ekk. Hieros p. 327). Wenn Fulcher diesen reichlichen Zeugnissen gegenüber sagt (p. 406): quievit terra, bellorum immunis, tempore sequenti, autumnali scilicet atque hiemali, so bedeutet dies nichts weiter, als dass man zwischen schweren Kämpfen, welche die ersten Jahreshälften von 1102 und 1103 füllten, keine ernste Kriegsnot zu bestehen hatte, und dass deshalb Fulcher ohne Rücksicht auf den unbedeutenden Herbstfeldzug, der allein den Frieden störte, mit allzukurzem und missverständlichem Worte schlechthin von Frieden sprach.

Befremdend ist in dem Bericht des Lothringers nur, dass er bei dem Gericht, welches in Jerusalem über Dagobert gehalten wurde, einen Bischof von Bethlehem nennt. Dieser Ort wurde erst im Jahre 1110 zu einem Bistumssitz erhoben; aber unser Chronist hatte offenbar im Auge, dass der die Kirche von Bethlehem im Jahre 1102 verwaltende Prior schon einen Bischofstitel, nämlich den von Askalon besass (vergl. Will. Tyr. XI, 12). Ähnlich befremdend könnte erscheinen, um dies gleich hier abzumachen, dass er einen andern Kleriker bald Abt, bald Bischof nennt. Es betrifft dies den abbas de Monte Thabor (Alb. Aq. IX, 16), Girald oder Gerhard mit Namen, der uns in Bälde, bei der Schlacht von Ramle am 7. September 1101, als Bischof Gerhard begegnen wird. An den Worten des Lothringers ist jedoch in diesem Falle vermutlich nichts erhebliches auszusetzen, weil der Abt Gerhard und der zum Bischof, genauer noch zum Erzbischof erhobene Abt Girald vom Kloster auf dem Berge Thabor ein und dieselbe Person sein dürften. (Vergl. Alb. Aq. VII, 65, 66 und VIII, 47. Fulch. p. 392. v. Pflugk-Harttung, Acta pontif. Roman. inedita II, 180. Eine abweichende Ansicht bei Hagenmeyer, Ekk. Hieros. p. 271).

Die endgültige Verdrängung Dagoberts aus Jerusalem und die Erwählung Ebremars unter Mitwirkung des Kardinallegaten Robert, beides steht ausser allem Zweifel. Unser Lothringer lässt diese Ereignisse in ausführlicher und klar gegliederter Erzählung im Spätjahr 1102 eintreten. Wilhelm von Tyrus und jener Fulcher'sche Kopist, der einige Bemerkungen über die jerusalemitischen Kirchenhändel in seine Vorlage eingefügt hat, reden dagegen von etwas späterer Zeit. Jeder dieser Zeugen hat für sich allein selbstverständlich geringere Bedeutung als der Lothringer, aber auch ihre Übereinstimmung giebt ihren Worten kein grösseres Gewicht. Denn beide, für Dagobert warm, oder richtiger parteiisch gestimmte Männer, suchten nur zusammen zu tragen, was sich schliesslich zur Verherrlichung des gestürzten Patriarchen noch sagen liess. Sie konnten hier berichten, dass Boemund, der im Frühling 1103 seine Freiheit wieder erhielt, den Patriarchen zu Antiochien in hohen Ehren gehalten und Ende 1104 mit sich nach Italien genommen habe, wo dann Dagobert den Papst zu überreden wusste, dass er wider Recht seiner Stelle entsetzt worden sei. Und weil sie überdiès von den Kirchenhändeln der Jahre 1101 und 1102 genaues nicht wussten oder nicht wissen wollten, so entwickelte sich in ihnen unwillkürlich die Anschauung, der Patriarch sei aus Jerusalem „zu Boemund" geflohen oder, was dasselbe besagt, er habe sich in der heiligen Stadt über das Jahr 1102 hinaus aufgehalten (Will. Tyr. X, 25, 26. XI, 1, 4. Gesta Francorum Jherusalem expugnantium, cap. 64—66).

Blicken wir an dieser Stelle auf Dagoberts jerusalemitische Erlebnisse zurück. Verschuldet hat der Patriarch selber sein hartes Geschick sowohl nach den Worten des Lothringers, der ihm Simonie, Hochverrat und wüste Geldgier vorwirft, als auch nach Wilhelm von Tyrus, dessen Meinung trotz seiner sonstigen Parteistellung sichtlich dahin geht, dass sich in dem Verlangen nach Abtretung von

Jerusalem und Joppe ein kaum zu rechtfertigendes Streben nach Machtgewinn verraten habe (IX, 16). Die Machtfrage bildete aber höchst wahrscheinlich den eigentlichen Inhalt des Streites zwischen Dagobert und seinen Gegnern. Bei dem Hochverrat kann kaum etwas anderes im Spiel gewesen sein, und eben deshalb dürfte auch das, allerdings nur im Rahmen jener Besitztitelfälschung überlieferte Verlangen nach Jerusalem und Joppe nicht ganz und gar auf Erfindung beruhen. Der Patriarch war darnach ein theokratisch gestimmter Prälat, wie so viele seiner Zeit- und Standesgenossen nach weltlicher Macht begehrend. Seine Pläne und Thaten entwickelten sich vermutlich — bestimmter lässt sich bei den empfindlichen Lücken unserer Kenntnisse nicht reden — in folgender Weise.

Im Dezember 1099 erstrebte er den Patriarchenstuhl und gewann ihn durch unbedenkliche Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel. Im Besitz der hohen Stellung drängte er wahrscheinlich den Herzog Gottfried sogleich zu reicher Ausstattung seiner Kirche mit Land und Leuten, verstärkte hierbei vielleicht das Gewicht seiner Gründe durch Zahlungen oder Versprechungen von Geld, erlangte jedoch höchstens allgemeine Vertröstungen auf ferne Zukunft. Gereizt darüber, wagte er nach Gottfrieds Tod die Verschwörung zu gunsten der Normannen, von denen er schnellere Befriedigung seiner Wünsche erwartete. Das Misslingen derselben war für ihn ein sehr schwerer Schlag, doch behauptete er sich mit Hilfe seines Reichtums noch eine Weile in Jerusalem. Als er aber die Schätze, die in seiner Hand zusammenströmten, zu eigensüchtig festhielt — nicht aus Freude am Geld, oder zur Befriedigung seiner Genusssucht, wie der naive Lothringer meint, sondern als bestes Mittel, um in günstiger Stunde sein Streben nach Machtgewinn erneuern zu können —, da traf ihn endlich die verdiente Strafe. Die verdiente Strafe! Denn ein solches Kirchenoberhaupt war ein Unheil für das junge Königreich Jerusalem,

und König Balduin führte den Sturz des Patriarchen, wenn auch mit rauher Hand, so doch mit Fug und Recht herbei.

Diese Skizze ruht — ich wiederhole es — zum Teil auf Vermutungen. Wer sich denselben nicht anschliessen, namentlich die wahrscheinliche, thatsächliche Grundlage der Besitztitelfälschung nicht annehmen mag, der ist darauf hinzuweisen, dass Dagobert in diesem Falle einfach nach den in allem wesentlichen glaubwürdigen Mitteilungen des Lothringers als ein selbstsüchtiger, ränkevoller Mensch zu zeichnen ist. Die preisenden Worte seiner Lobredner stehen dem nicht im Wege. Der Patriarch kann bei seinen kaum entschuldbaren Handlungen und vornehmlich dann, wenn dieselben nur aus theokratischem Gelüste hervorgegangen waren, doch ein in mancher Richtung eifriger und tüchtiger Leiter seiner Kirche gewesen sein. Für das Reich Jerusalem taugte er aber jedenfalls nicht.

Kehren wir noch einmal in den Anfang der Regierung König Balduins zurück, und zwar zum friedlichen Verkehr mit den Muhammedanern wie zur Bekämpfung derselben.

Der Lothringer erzählt, dass die palästinensischen Küstenstädte im Frühling 1101 dem Könige bedeutende Zahlungen versprochen hätten, wenn er ihnen Frieden zusichere. Balduin habe das Geld, welches er zur Befriedigung seiner Kriegsleute dringend nötig hatte, gern genommen und den Städten Askalon, Cäsarea, Akkon und Tyrus Frieden bis nach Pfingsten gewährt. Nur von Arsuf habe er kein Geld angenommen und natürlich dieser Stadt hiermit auch Krieg angekündigt. Einzelne Städte hätten bei den Verhandlungen übrigens nicht in veritate, sondern in dolo gehandelt und alle zusammen hätten sich bald darauf um militärische Unterstützung gegen die Christen nach Kairo gewendet (Alb. Aq. VII, 51, 52).

Den Friedensschluss mit jenen 4 Städten hält Wollf

(l. c. p. 8—10) für erdichtet, weil Balduin Cäsarea noch vor Pfingsten, also vor Ablauf der Friedenszeit angriff, ohne dass der Lothringer einen Grund für den Bruch der Waffenruhe angiebt. Ich will nun nicht darauf bestehen, dass der Grund doch in dem dolus einzelner Städte oder in den Verhandlungen mit Kairo gesucht werden dürfe; denn der König kann auch, nachdem er das ihn lockende Gold genommen, irgend welchen andern, von unserem Chronisten nicht berührten Vorwand benutzt haben, um bei günstiger Gelegenheit an Cäsarea Krieg zu erklären. Sei dem jedoch, wie ihm wolle; erdichtet ist der Friedensschluss schwerlich, weil — Arsuf ausdrücklich von ihm ausgenommen ist. Diese Ausnahme bildet einen starken Beweis für die Wahrheit der Überlieferung. Vor Arsuf hatten ja die lothringischen Waffen in dem einzigen grösseren Kampfe, den sie seit dem Sommer 1099, seit der Schlacht von Askalon bestanden, eine noch immer nicht genügend vergoltene Niederlage erlitten. Hier kam es darauf an, eine Scharte auszuwetzen, und so ist es charakteristisch für Balduin wie beweisend für die Güte unserer Chronik, dass Arsuf keinen Frieden zugesagt erhielt.

Im nächsten Kapitel (53) entlässt Balduin eine Anzahl von Gefangenen gegen sehr hohes Lösegeld in ihre Heimat, nach Damaskus — eo quod plurima indigeret pecunia in conventione solidorum.

Die Kapitel 54—56 enthalten den Kampf um Arsuf und Cäsarea. Jene genuesische Flotte, auf der sich Legat Moritz befunden, war nach Joppe gekommen und wurde nun von dem König zur Belagerung erst der einen, dann der andern Stadt gewonnen. Nach dem Lothringer bestand die Flotte nicht bloss aus genuesischen, sondern auch pisanischen Schiffen. Hiergegen ist insofern nichts zu bemerken, als im Frühling 1101 sehr wohl wiederum pisanische Schiffe nach Syrien gekommen sein und den genuesischen Schiffen in Joppe sich angeschlossen haben können.

Spricht doch auch Fulcher (p. 385) von Genuesern und Italienern, und sein Kopist (Gesta Franc. Jheros. expugn. cap. 46, 50) geradezu von Genuesern und Pisanern. Aber dem Kopisten unserer Chronik, dem Aachener Albert, wurde bei dieser erneuten Erwähnung von Pisanern wirr im Kopfe. Er hatte früher gelesen und abgeschrieben, dass aus beiden Städten Flotten gekommen waren und in Laodicea sich aufgehalten hatten: um nun sich und anderen klar zu machen, wovon diesmal die Rede ist, fügte er am Schluss von Kapitel 55 den thörichten, die Ereignisse von 1099, 1100 nnd 1101 durcheinander werfenden Zusatz hinzu: Isti (die Pisaner nnd Genueser) Laodiciae tota hieme otio torpentes, tempore Martii, ut supra relatum est, ad sacrum et sollempne Pascha celebrandum Jherusalem ascenderunt, viduati suo episcopo Pisano, qui clam ab eis subtractus, cum Boemundo et Baldewino, post captionem Jherusalem, in eam descendit; et a Godefrido duce in cathedra Patriarchatus constitus est.

Im übrigen ist an unserm Texte nichts wesentliches auszusetzen. Die Art, wie die Christen nach den Worten des Lothringers Arsuf und Cäsarea bedrängten und eroberten, wird von Fulcher bestätigt. Der letztere erwähnt hierbei Gottfrieds vergebliche Belagerung von Arsuf und bezeugt mit den Worten, dass die Feinde damals einige gefangene Franken in conspectu omnium in cruce aufgehängt hätten, das grause Geschick jener Gottfried'schen Geisseln. Der lothringische Bericht ist ausserdem reicher als der Fulchers — hinsichtlich der Verheerung der Baumgärten vor Cäsarea und der Erstürmung nicht bloss der äussern, sondern auch der inneren Mauer dieser Stadt —, aber die Richtigkeit auch dieser Mitteilungen wird durch Cafaro (l. c. p. 13) ausser Zweifel gestellt.

Wenige Tage nach der Einnahme von Cäsarea, die am 31. Mai geglückt war, ging Balduin südwärts bis in die Landschaft zwischen Ramle und Askalon und verweilte

hier, um einem drohenden ägyptischen Angriff sogleich entgegentreten zu können, drei und eine halbe Woche. Als aber der Angriff nicht erfolgte, kehrte er Ende Juni um, entliess sein Heer, machte einen Ritt über Joppe, Arsuf und Cäsarea bis nach Haifa und nahm endlich, etwa in der Mitte des Sommers, seinen Aufenthalt in Jerusalem. — Alles dieses ergiebt sich ungezwungen aus Fulcher und dem lothringischen Chronisten, und Balduin ist mithin während jener ominösen 70 Tage, die wir bei der Kritik seiner Händel mit Dagobert ins Auge fassen mussten, nicht bloss in Joppe sondern in fast allen Städten seines kleinen Reiches gewesen. Der Lothringer irrt nur insofern, als er den König a diebus Pentecostes usque in natale sancti Johannis Baptistae in Cäsarea verweilen lässt: diese Zeitbestimmung hätte er zu dem Aufenthalt im Gefilde zwischen Ramle und Askalon (VII, 57: tribus ebdomadibus evolutis) setzen sollen. Indessen unser Chronist nahm allem Anschein nach an den Feldzügen Balduins nicht persönlich teil, und so ist die Verwechslung, die ihm hier in die Feder gekommen, wohl entschuldbar.

Anfang September hörte Balduin, dass es mit dem ägyptischen Angriff, der schon im Juni gedroht hatte, nunmehr ernst werden solle. Er begab sich deshalb nach Joppe und beschied die Truppen seines Reiches von allen Seiten dorthin. Am 6. September hielt Kanzler Arnulf eine begeisternde Ansprache an das Heer, welches ihm mit stürmischem Jubel antwortete, seine Sünden in leidenschaftlicher Zerknirschung beichtete und vom päpstlichen Legaten absolviert und gesegnet wurde. Dann setzte man sich in Marsch und traf am 7. September im Gefilde zwischen Ramle und Askalon auf den Feind. Der Kampf fand wahrscheinlich nur wenige Wegstunden nordöstlich von Askalon statt, da man auf dem Rückwege Azotus berührte (Fulch. p. 394).

Diese „Schlacht von Ramle“ schildern Fulcher (p. 391

—396) und Ekkehard (Hagenmeyer, Ekk. Hieros. p. 269 —276) ziemlich gut und vergleichsweise ausführlich. Der Lothringer (Alb. Aq. VII, 64—70) giebt eine noch reichere Darstellung, die jedoch recht schlecht sein soll. Zuzugeben ist, dass sie einige augenfällige Mängel enthält. Das Heer der Ägypter, in Wahrheit 30,000—40,000 Köpfe zählend, soll 200,000 Mann stark gewesen sein: eine Schar von 500 Feinden, die den Christen auf dem Rückweg begegnete, wird bis zu 20,000 Mann gesteigert: statt sechs fränkischer Schlachtreihen nennt der Lothringer nur fünf u. dergl. m. Aber diese Mängel charakterisieren den Bericht nur als den eines Nichtaugenzeugen. Beim Hörensagen wuchsen feindliche Massen regelmässig ins Grenzenlose; und weil unser Chronist besondere Mitteilungen über das Schicksal von nur fünf christlichen Schlachtreihen erhalten hatte, so nahm er unwillkürlich an, es seien auch nur fünf gewesen.

In allem übrigen verdient die Erzählung des Lothringers jedoch keineswegs das Misstrauen, welches man ihr bisher gezeigt hat. Der Ort der Schlacht ist richtig angegeben; in campestribus Ramnes . . . terras et fines Ascalonis. Desgleichen die Zeit: ipso vespere nativitatis Mariae, womit nicht bloss der Tag, sondern auch die Tageszeit des Sieges genau bestimmt ist (vergl. die kurz voraufgehenden und kurz nachfolgenden Worte: usque ad vesperum und vespere hesterno). Die Zahl der Christen, die der König, nachdem er in Joppe eine tüchtige Besatzung zurückgelassen, ins Feld hinausführte, stimmt mit der Fulcher'schen Angabe genügend überein: Fulch. 260 Ritter, 900 Mann zu Fuss: Alb. Aq. 300 Reiter, 1000 Mann zu Fuss. Der Gang der Schlacht ist in den Grundzügen derselbe wie bei Fulcher und Ekkehard. Charakteristische Einzelnheiten, der Name des Trägers des heiligen Kreuzes und ähnliches, finden ihre Bestätigung durch Fulcher oder Ekkehard, und wir dürfen daher auch solche Einzelnheiten,

von denen allein unser Lothringer spricht, zumeist mit gutem Glauben aufnehmen. Seine Darstellung zeigt sich als die Arbeit eines Mannes, der zwar an dem Feldzug nicht teilgenommen, aber mit Eifer und Umsicht nach vielem gefragt, vieles gehört und erfreulich vieles der Überlieferung für wertgehalten hat.

Der Gang der Ereignisse war etwa folgender.

Voll Kampflust und in Siegeszuversicht stürmte das Häuflein der Christen den Feinden entgegen. Als man aber der ungeheuren Überzahl der Ägypter ansichtig wurde, kam trotz allem Heldenmut Todesschrecken über Balduin und die Seinen — eine Bemerkung unseres Chronisten, an deren Richtigkeit wir wahrlich nicht zu zweifeln brauchen, obwohl Fulcher nur von der Streitbegier des Heeres redet, die sich ja auch vor wie nach diesem Erbeben der Herzen überreichlich bethätigt hat (vergl. die Stimmungswechsel bei den Christen in Gesta Franc. expugn. Jherus. cap. 51, 52). Die äusserste Gefahr, in der man sich befand, veranlasste zwei Prälaten sogar zu der Bitte, Balduin möge Dagobert wieder in Gnaden aufnehmen (monemus te, ut cum illo in concordiam redeas), damit Gott dem Heere Sieg verleihe. Die Bittenden waren der Abt oder Erzbischof Gerhard vom Kloster Thabor (s. oben S. 296), der Träger der Kreuzesreliquie, und ein gewisser Balduin, vielleicht der neue Erzbischof von Cäsarea. Nach unserm Bericht sollen sie sich zwar erst während der ringsum tosenden, ja schon halb verlorenen Schlacht an den König gewendet haben. Ganz unmöglich ist dies nicht, da die Szene, welche ihre Worte hervorriefen, sich sehr schnell abgespielt haben kann. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass der Lothringer sich hier eine kleine Ungenauigkeit zu Schulden kommen liess und dass der König unmittelbar oder beim Beginn der Schlacht in solcher Weise angegangen wurde. An der Bitte der Prälaten selber zu zweifeln, liegt kein Anlass vor, und die Art, wie

Balduin dieselbe aufnahm, macht den Eindruck voller Glaubwürdigkeit. Denn die fromme Gesinnung der Geistlichen lobend, sprang der König vom Pferde, warf sich auf die Erde, d. h. vermutlich auf die Knie und stärkte sich durch kurzes Gebet sei's überhaupt zum Beginn der Schlacht, sei's auch zu seiner persönlichen Teilnahme am Kampfe — ähnlich wie in einer der antiochenischen Schlachten im Frühling 1098 ein vornehmer Provenzale, Isnard von Gage, unmittelbar vor dem Einhauen sich auf die Knie geworfen und gebetet hatte (Raimund p. 249). Den Prälaten gab aber der schneidige Herrscher trotzdem die wohlerwogene Antwort, er werde dem Patriarchen nur dann Frieden gewähren, wenn derselbe nach kanonischer Vorschrift durch den Papst und die ganze Kirche seiner Untreue ledig gesprochen sei.

Von der christlichen Schlachtordnung wissen wir nur, dass die kleine Schar in sechs Treffen geteilt war, die, wie es scheint, wenn nicht sämtlich, so doch der Mehrzahl nach hintereinander gereiht, in den Kampf zogen: an der Spitze des fünften stand der König. Als man mit den Feinden handgemein wurde, war man auch schon beinahe umzingelt, indem die Ägypter, dank ihrer Überzahl, zugleich von vorn und von den Seiten anstürmten und bald sogar die Nachhut bedrängten. Die Entscheidung aber fiel in der Front der christlichen Stellung. Hier wurde das erste Treffen, geführt von einem Ritter Bervold, gänzlich aufgerieben. Das zweite Treffen, unter dem Befehl Waldemar Carpenels, des Herrn von Haifa, erlitt dasselbe Missgeschick. Waldemar fiel gleich Bervold unter den Streichen der Feinde (den Tod Waldemars bestätigt Raimund. p. 307). Das dritte Treffen, geführt von Hugo von Tiberias, kämpfte mit nur wenig besserem Erfolge — eine Häufung der Unfälle, von der zwar allein unser Chronist deutlich spricht, die aber von Fulcher insofern bestätigt wird, als dieser ausser der Zertrümmerung von zwei vorderen Treffen auch

die Aufreibung eines Treffens in dextro cornu erwähnt (Fulch. p. 394). Nun sah der König seine Zeit zum letzten Kampf, zum Einsetzen der eigenen, bisher noch gesparten Kraft gekommen. Er begnügte sich noch einen Augenblick lang, nur das vierte Treffen, aus Rittern der Stadt Jerusalem bestehend, auf den Feind zu werfen. Als aber auch dieses zu wanken begann, eilte er mit dem fünften Treffen in vollem Rosseslauf zu Hilfe. Seine Schar fiel mit so zerschmetternder Wucht auf die, bei der Verfolgung ihrer Vorteile vielleicht schon gelockerten Feindesmassen, dass der Sieg sich jetzt schnell auf die Seite der Christen neigte. Der König erlegte mit eigener Hand einen namhaften Emir (genügend bestätigt durch Fulcher: percussit Arabem unum), und bald wendete sich die dichte Masse der Ägypter zur Flucht. Die Verfolgung der Christen ging bis ins Lager der Feinde, in welchem der überlebende Rest der Sieger während der nächsten Nacht gute Erholung fand.

Am andern Morgen brach das kleine Heer, durch einen Boten gemahnt, schnell nach Joppe auf, um dieser Stadt, die inzwischen durch eine ägyptische Flotte beunruhigt worden war, sogleich zu Hilfe zu kommen. Unterwegs stiess man auf eine Feindesschar, die am Tage zuvor, nach der Erringung der ersten Erfolge über die christlichen Waffen, bis Joppe weitergestürmt war und versucht hatte, die Stadt durch Überrumpelung zu gewinnen, nun aber, weil die Besatzung sich nicht hatte einschüchtern lassen, auf dem Rückwege sich befand. Balduin befahl ohne Zaudern den Angriff, zersprengte die Schar und traf triumphierend und beutebeladen in Joppe ein.

Über den Kampf dieses zweiten Tages war der Lothringer am wenigsten gut unterrichtet. Er giebt der kleinen Feindesschar, wie schon erwähnt, 20,000 Mann, lässt dieselbe auch nicht aus der Schlacht bei Ramle weiter stürmen, sondern von vornherein, auf besonderen Befehl des ägyptischen Feldherren sich direkt gen Joppe wenden, wobei

übrigens ein Befehl zum Weitermarsch wirklich erteilt sein kann, nnd meint schliesslich, nach unten übertreibend, dass der König, nach dem blutigen Sieg von Ramle, nur noch 40 Ritter und 200 Mann zu Fuss bei sich gehabt habe.

Dagegen erscheint wieder glaubwürdig, was unser Chronist von dem Beutemachen nach der Schlacht von Ramle sagt. Mit wenigen hundert Mann hatte man ein gewaltiges Heer geschlagen, eine Strecke verfolgt und das reiche Lager desselben erbeutet. Hier kann sehr wohl richtig sein, dass, wie Ekkehard sagt, in der Morgenfrühe des 8. September viele Bentegegenstände teils mitgenommen, teils verbrannt wurden und dass dennoch in dem weiten Gefilde noch genug herrenlose Pferde und Lasttiere, weggeworfene Waffen und Geräte übrig blieben, um die Leute von Joppe zu der Nachlese auf dem Schlachtfelde, von der der Lothringer spricht, anzuregen.

Ebenso glaubwürdig erscheint, dass man in Joppe, als die christlichen Streitkräfte noch durch eine am 9. September landende christliche Flotte verstärkt wurden, sich von jeder Gefahr befreit fühlte, und dass Baldnin deshalb noch an demselben Tage frohen Herzens nach Jerusalem zurückkehrte. — Vergleiche zur Geschichte der Tage vom 6. bis 9. September die mannigfach abweichenden, durch Obiges jedoch berichtigten Erörterungen bei Hagenmeyer l. c. und Wollf l. c. p. 11—15.

Das erste Jahr der Herrschaft Baldnins in Jerusalem schloss nach alledem in überraschend glücklicher Weise. Begonnen hatte es unter drohenden Anzeichen, nnter dem lähmenden Druck doppelter Sorge, die sich aus der Verschwörnng Dagoberts und Tankreds und ans der Erkenntnis ergab, dass den Muhammedanern seit langen Monaten nur geringer Schade zugefügt worden war. Aber in Kurzem wendete sich das Blatt. Tankred gab, um Antiochien zu

retten, jeden Widerstand auf und verdoppelte sogar die Macht des Königs durch Auslieferung der galiläischen Städte. Dann konnte Dagobert beseitigt und hiermit zugleich die Quelle, wenn auch noch nicht allen Haders zwischen Kirche und Staat, so doch der ärgsten Parteiung im Reiche geschlossen werden. Zwischendurch glückte es mit Hilfe der Genneser, die ganze Küste von der Landschaft von Joppe bis zu der von Haifa dem jerusalemitischen Gebiete hinzuzufügen, und endlich wurde das Hauptheer der Feinde in grosser Feldschlacht zersprengt, in einem wundersamen Kampfe, zu dem die Ägypter ungefähr dieselbe Streitmacht aufgeboten hatten, wie zwei Jahre früher zur Schlacht bei Askalon, die Christen dagegen kaum so viele Hunderte zählten als Tausende am 12. August 1099. Der Heldensinn und die Reckenkraft der Franken hatten sich niemals glänzender bewährt.

König Balduin zeigt hierbei die schon bekannten Charakterzüge. Stürmisch tapfer und thatendurstig, schrecken ihn niemals ernstlich die klägliche Geringfügigkeit der eigenen Mittel oder die ungeheure Übermacht der Gegner. Die politische Lage beherrscht er ebenso umsichtig wie das Schlachtfeld. Rücksichtslos benutzt er jeden sich gerade darbietenden Vorteil: dem zahlenden Patriarchen verzeiht er, den eigensüchtig zurückhaltenden Patriarchen beseitigt er mit unverkennbarer Härte, und auch jenen Frieden, den er mit Cäsarea geschlossen, mag er, da er sich stark genug fühlte, unbekümmert um eine mehr oder minder nachweisbare Verletzung seines Versprechens, kaltblütig gebrochen haben.

Kreuzzug von 1101.

Das ganze achte Buch Alberts von Aachen, 48 Kapitel umfassend, beschäftigt sich mit der Geschichte des Kreuzzugs von 1101. Diesen Zug hat unser Lothringer selbstverständlich nicht als Augenzeuge miterlebt. Seine Kenntnis der Ortschaften, welche die Kreuzfahrer berührten, lässt daher ein wenig, jedoch in der That nur ein wenig zu wünschen übrig, und seine Zahlenangaben zeigen dieselben Eigentümlichkeiten, die wir in ähnlichen Fällen, vornehmlich im Anfang seiner Chronik bei der Geschichte der Bauernkreuzzüge zu beobachten Gelegenheit hatten. Die Grösse jeder Streifschar, jedes Heeres, jedes Verlustes an Toten wird stets in runden Hunderten oder Tausenden angegeben; die Zahl 7 spielt dabei wieder eine grosse Rolle, und die Summe der Pilger, die in diesem Unglücksjahre das Kreuz nahmen und in Kleinasien zu Grunde gingen, wird allzuhoch geschätzt.

Aber trotz diesen Mängeln enthält der Bericht des Lothringers überraschend viel Gutes. Überraschend viel insofern, als es selbst für einen Zeitgenossen sehr schwer war, von den kleinasiatischen Ereignissen des Jahres 1101, die sich in wirrem Durcheinander und zum Teil in abgelegenen Gegenden abspielten, einigermassen sichere Kunde zu erhalten. Alle übrigen, ganz oder wenigstens halb zeitgenössischen Chronisten, Ekkehard und Fulcher, Guibert und Orderich, Anna Komnena und Matthäus von Edessa geben nur schlechte oder sehr magere Darstellungen. Ekkehard, der sich unter den Pilgern des Jahres 1101 befand, schildert zwar den Anfang des Kreuzzuges gut und leidlich ausführlich; aber die Katastrophen der Christenheere in Kleinasien, bei denen er nicht gegenwärtig war, beschreibt auch er nur nach Hörensagen und in recht unbefriedigender Kürze. Dem gegenüber verdienen der Reichtum und die

Zuverlässigkeit der lothringischen Erzählung volle Anerkennung. Unser Chronist wendete sich offenbar an diejenigen Pilger des Jahres 1101, welche, den Niederlagen glücklich entronnen, im Frühling 1102 nach Jerusalem kamen. Ihren Mitteilungen entnahm er allerdings jene wenig brauchbaren Zahlenangaben; auch klingt das Entsetzen, mit dem seine Gewährsmänner von dem Untergang so grosser und herrlicher Kriegsheere sprachen, in seinem eigenen, hier und da poetisch gesteigerten Tone noch heute nach; indessen die Hauptsache ist, dass er ohne Zweifel rastlos fragte, die Antworten sorgfältig verzeichnete und seine Notizen mit geübter Hand zu einem in Anbetracht der Schwierigkeiten der Sache, fein und klar durchgeführten Bilde verarbeitete. Ohne dasselbe wüssten wir vom Kreuzzuge von 1101 blutwenig.

Dies Lob mag befremden, weil Sybel (l. c. p. 69—71) das achte Buch Alberts von Aachen fast noch wegwerfender behandelt als alle andern Abschnitte unserer Chronik. Er sagt: „bei dem Kreuzzug von 1101 häufen sich Dinge dieser Art (Widersprüche) so sehr, dass ich nicht mehr zu entscheiden wage, ob Verschiedenheit der ursprünglichen Berichte oder einzig Alberts Nachlässigkeit als ihre Ursache anzugeben ist.“ Hier ist vor allem die Häufung der Widersprüche zu streichen; denn Sybel hat von Dingen dieser Art nicht mehr als fünf namhaft gemacht. Fünf Widersprüche oder Irrtümer in einem ganzen Buch von 48 Kapiteln und in einer Erzählung, die nur auf Hörensagen aufgebaut werden konnte, — das wäre nicht gerade viel.

Aber diese Irrtümer sind garnicht vorhanden.

Im Sommer 1101 durchzogen drei Kreuzheere Kleinasien. Vom ersten derselben meint Sybel, es solle am 9. Juni von Konstantinopel aufgebrochen sein und am 23. Juni die ersten Kämpfe mit den Türken bestanden haben; und trotzdem finde sich unmittelbar daneben die

Angabe, man sei drei Wochen lang in grösster Ruhe fortgezogen. Dies steht nicht in unserer Chronik. Hier heisst es vielmehr (cap. 7, 8): die Kreuzfahrer bitten den Kaiser Alexius appropinquante die sancti Pentecostes um einen Führer durch Kleinasien und beginnen, nachdem ihr Wunsch erfüllt ist, den Marsch, der drei Wochen lang in grosser Bequemlichkeit vor sich geht, bis — am 23. Juni — schwierige Bergübergänge viele Mühe machen und endlich (deinde) Ancyra erreicht wird, wo die ersten Kämpfe stattfinden. Nach dieser Schilderung kann der Anfang des Marsches (genauer der Abmarsch von Nikomedia, nicht von Konstantinopel) ebenso gut auf den 1., 2. oder 3. wie auf den 9. Juni (Pfingsten) gesetzt werden, und damit ist alles in Ordnung.

Das erste Heer ist ziemlich langsam von Nikomedia nach Ancyra marschiert. Das zweite Heer soll dagegen — nach Sybel — die etwas weitere Strecke von Civitot bis Ancyra in der unsinnig kurzen Zeit von zwei Tagen zurückgelegt haben. Der Lothringer sagt jedoch nur (cap. 27) mit einer jener, für mittelalterliche Geschichtschreibung so charakteristischen und von ihm mehrfach gebrauchten Wendungen, dass das zweite Heer während dieses Marsches, dessen Dauer garnicht angegeben wird, zwei Tage lang durch sehr dichte Waldungen habe ziehen müssen.

Bei dem dritten Heere soll die Verwirrung am buntesten sein, weil dasselbe von Nikomedia nach Ikonium, von da nach Philomelium, dann wieder nach Eregli ziehe, kurz auf das Unbegreiflichste nach allen Weltgegenden umhergeworfen werde (cap. 37, 38). Wenn unser Chronist sich wirklich des Versehens schuldig gemacht hätte, Philomelium, welches von diesem Heere vor und nicht hinter Ikonium berührt sein muss, etwas zu spät zu nennen, so gäbe das nur Grund zu einem leichten Tadel: ähnliche, zum Teil bisher nicht beachtete und für solche Beachtung, d. h. für

ernste Rüge viel zu geringfügige Versehen sind ihm wie andern Chronisten mehrfach begegnet. An dieser Stelle aber hat nicht der Lothringer, sondern Sybel geirrt. Jener sagt: die Kreuzfahrer sind nach Nikomedia (genauer Nicäa) gegangen, inde profecti Stanconam secesserunt, ubi . . . inedia . . . siti . . . affecti sunt. Dies heisst nicht: sie sind nach Ikonium gekommen und haben dort Hunger und Durst gelitten, sondern: sie sind von Nicäa gen Ikonium, auf der ikonischen Strasse abmarschiert und haben während des Marsches Hunger und Durst gelitten. Die Hervorhebung der Strasse, d. h. der Marschrichtung war wichtig, weil nur das dritte Heer die durch die Kreuzfahrer von 1097 berühmt gewordene ikonische Strasse wählte, während das erste und das zweite Heer auf der ancyranischen Strasse vorgedrungen waren; und das ubi geht, wie die nachfolgenden Ausführungen beweisen, vollends nur auf die ikonische Strasse, nicht auf die Stadt Ikonium. Die ikonische Strasse durchquert überdies Kleinasien von Nicäa bis Eregli, wo die cilicische und die kappadocische Strasse beginnen und wo das dritte Heer, was für den Lothringer die Hauptsache war, gänzlich zu Grunde ging. Von der Marschroute giebt der Chronist hiernach, streng genommen, nur die von vornherein eingeschlagene Richtung und den Schlusspunkt an. Zwischendurch nennt er nicht die Orte, die das Heer, einen nach dem andern, berührt habe, sondern er giebt ein allgemeines Bild der Leiden und Thaten der Christen während des Marsches von Nicäa bis Eregli. Er sagt: die Pilger litten furchtbare Not durch Hunger und Durst. Kein Wunder! Die Türken hatten die Saaten verbrannt und die Brunnen verschüttet. Aber die Christen rächten sich, indem sie in weitem Umkreise alle Ortschaften, darunter sogar zwei bedeutendere Städte, Philomelium und Salimia (das heutige Ismil), schonungslos verheerten. An alledem ist nichts auszusetzen, und wenn von meiner Erörterung gemeint werden sollte, dass sie die Worte des

Lothringers scharf presse, so wäre dem entgegen zu halten, dass Sybels unbegründeter Vorwurf eine eingehende Prüfung des Textes notwendig machte und dass diese der Denk- und Ausdrucksweise unseres Chronisten nur einfach gerecht zu werden versucht.

Zu demselben günstigen Ergebnis gelangen wir hinsichtlich der beiden, noch übrigen Verkehrtheiten, die dem Lothringer in die Feder gekommen sein sollen.

Das erste Heer zog von Ancyra nordöstlich nach Gangra und von dort immerfort nordöstlich bis in die Nähe des Gebietes von Kastamon. Hier könnte auffallen, dass die Christen so weit gen Norden vordrangen. Unser Chronist sagt aber nur, dass eine vereinzelte Schar, die sich, um Lebensmittel zu suchen, vom Hauptheere getrennt hatte, in confinio civitatis Constamnes anlangte und dort ein Opfer ihrer Verwegenheit wurde (cap. 12). Diese Schar kam also bis in die Umgegend, bis in „das Gebiet" von Kastamon. Der Stadt selber kann sie hierbei noch ziemlich fern geblieben sein, und noch etwas weiter abseits, d. h. etwas südlicher mag das Hauptheer seinen Weg gesucht haben. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass von Gangra aus ein guter Weg in nordöstlicher Richtung, jedoch eine mässige Strecke südlich von Kastamon, durch das Thal von Docea nach dem untern Halys führt. Zogen die Kreuzfahrer hier entlang, so verloren sie sich keineswegs zu weit gen Norden. Sie wollten bekanntlich Boemund, der vom Emir Danischmend von Siwas gefangen war, befreien. Der Fürst von Antiochien lag aber nicht in Siwas selber gefangen, sondern weit nördlich davon, in Nixandria oder Neocäsarea. Der Armenier Matthäus von Edessa wusste dies (Matth. p. 52), unser Lothringer wusste es (Alb. Aq. VII, 27), und so werden es wohl die Kreuzfahrer von 1101 auch gewusst haben. Vom Thal von Docea konnte man in beinahe rein östlicher Richtung über Amasia nach Neocäsarea vordringen. Die Kreuzfahrer haben dies versucht, sind jedoch nicht

lange nach Überschreitung des Halys auf die Hauptmacht der Feinde gestossen und haben hier eine entscheidende Niederlage erlitten. Der Ort der Katastrophe ist in der Nähe einer Stadt zu suchen, deren Namen der Lothringer von seinen Gewährsmännern nicht in genauer Form überliefert erhielt. Man nannte ihm oder er glaubte zu hören den bekannten Laut Marasch, in diesem Falle ohne Zweifel verderbt aus Marsivan (cap. 14). Denn Marsivan liegt mittewegs zwischen dem unteren Halys und Amasia, und vor Amasia erlitten auch nach Anna Komnena die Christen die entscheidende Niederlage. (Anna, ed. Bonn. II, 109: *ὡς πρὸς Ἀμάσειαν ἀπονεύσαντες τὴν ὁδοιπορίαν ἐποιοῦντο.* Sie erreichten also nicht mehr Amasia, wie Hagenmeyer, Ekk. Hieros. p. 230 meint).

Alles dieses und damit alles Wesentliche geht mit hinreichender Klarheit und Sicherheit aus der Erzählung des Lothringers und den unterstützenden Bemerkungen einiger andern Chronisten hervor. Bedauerlich ist nur, dass der Lothringer hinsichtlich des Marsches von Gangra bis Marsivan mit Ausnahme der Erwähnung des Gebietes von Kastamon gar kein geographisches Detail beizubringen vermochte. Hier liessen ihn, wie er selber beklagt, seine Gewährsmänner in Stich: man sei zwar noch zu vielen Burgen und Städten gekommen, aber eorum nomina latent (cap. 9). Ist es da zu verwundern, dass er von dem Übergang über den Halys, der vielleicht gar keine Schwierigkeiten gemacht hat, nichts in Erfahrung brachte und dass er meinte, die Christen seien, nachdem sie die angustas et laboriosas fauces Paphlagoniens verlassen, in ebener Landschaft, unfern von Marsivan, auf die Türken gestossen? Der Name Paphlagonien gehört freilich eigentlich nur dem linken Halysufer, aber auf beiden Ufern des unteru Halys ziehen Gebirge entlang; und so wie Sybel meint, steht die Sache jedenfalls nicht, dass der Lothringer an Stelle der Überschreitung des Halys thörichter Weise den Übergang über ein Gebirge

setze: vielmehr sagt unser Chronist nur, dass man nach dem Uuglück jener vereinzelten Schar im Gebiet von Kastamon die Marschordnung sorgfältiger inne gehalten habe und in solcher Weise sechs Tage lang weitergezogen sei, bis man aus den Bergen in das ebnere Gebiet uud zum Hauptkampfe kam. Iunerhalb dieser sechs Tage kann der Übergang über den Halys, von dem die Gewährsmänner zufällig nichts sagten, sehr wohl stattgefunden habeu. Und dass von den Flüchtlingeu, die aus der Niederlage entkamen, einige zwar geradeu Weges uördlich an die Küste, an das rechte Ufer der Halysmündung, andere aber auch nach Sinope eilten, ist vollends unanstössig. Warum soll es denn unmöglich sein, dass manche Versprengten des nach allen Seiten zerstäubenden Christenheeres von Marsivan zurück an und über den Halys und nordwestlich weiter bis nach Sinope flohen?

Mit der fünften Stelle endlich, welche die völlige Unglaubwürdigkeit des Lothringers beweisen soll, hat es folgende Bewandtnis. Acht Tage, so heisst es, nachdem nicht bloss das erste, sondern auch das zweite Heer (dieses im August) geschlageu war, seien Wilhelm von Poitou, Welf von Baiern und audere Führer des dritten Heeres nach Bulgarien, später nach Konstantiuopel, trotz fünfwöchigem dortigen Verweilen beim Beginn der Erntezeit nach Nikomedia und endlich nach Eregli gekommen, wo sie den Feinden gänzlich erlagen. Lateinisch lautet dies so: Modico dehinc iutervallo, dierum scilicet octo, post hauc recentem stragem Willelmus comes et princeps Pictaviensium . . . pacifice transito regno Ungarorum, cum duce Bawariorum Welfone . . . terram Bulgariae est ingressus . . . . . In hac civitate (Constantiuopoli) quinque ebdomadarum curriculo commorantes . . . . . Post haec, messis tempore imminente, Brachium maris sancti Georgii . . . superantes, in terram civitatis Nicomediae descenderunt etc. Dies ist, daran kann kein Zweifel seiu, dem Buchstaben nach barer Unsinn.

Aber auch nur dem Buchstaben, nicht dem Sinne nach. Es genügt hier, in Kürze daran zu erinnern, was ich am Anfang des Abschnitts „Herzog Gottfried im Griechenreiche“ über die dunkeln Wendungen gesagt habe, mit denen der Lothringer zwei teilweis gleichzeitig sich abwickelnde Ereignisreihen zu verknüpfen pflegt, aus denen aber, dank ihrer regelmässigen Wiederkehr, ein klares Ergebnis sich dennoch mit voller Sicherheit gewinnen lässt. Die obige Stelle, nebst den an sie sich anschliessenden Worten, muss hiernach folgendermassen übersetzt werden: Acht Tage nach der Katastrophe des zweiten Heeres erlag auch das dritte Heer. Denn Wilhelm von Poitou, Welf von Baiern u. s. w. wurden, nachdem sie im Frühling Ungarn, Bulgarien, Griechenland durchzogen, im Sommer den Marsch durch Kleinasien mit leidlichem Glücke vollendet hatten, bei Eregli in der schon genannten Zeit (acht Tage nach der Katastrophe des zweiten Heeres) vernichtend geschlagen (cap. 34 seq.).

Dass dies die allein richtige Übersetzung ist, sollte keines weiteren Beweises bedürfen. Um aber jeden, etwa sich regenden Zweifel zu tilgen, mögen noch ein paar Beispiele für die Denk- und Ausdrucksweise des Lothringers aus der nächsten Umgebung der obigen Stelle folgen. Von den Lombarden und den Franzosen Stephans von Blois, Abteilungen des ersten Heeres, heisst es (cap. 5, 6): Tandem Pascha Domini celebrato ... Longobardi ad civitatem Nicomediam pervenerunt ..... Dehinc Stephanus, comes Blesensium, poenitentia ductus, Hierosolymam reditum parat. Wollte man dies dem Buchstaben und nicht dem, auf platter Hand liegenden Sinne nach übersetzen, so käme man zu dem Unsinn: Graf Stephan (der sich bald nach Ostern mit den Lombarden bei Nikomedia vereinigte) begann seine Kreuzzugsrüstungen mitten in Frankreich bald nach Ostern. — Oder: Graf Wilhelm von Nevers, der Führer des zweiten Heeres, brach eodem quoque tempore (kurz

vorher ist von der Niederlage des ersten Heeres, Ende Juli, die Rede gewesen) aus Frankreich auf (cap. 25) und erlag vix diebus octo peractis (nach der Niederlage des ersten Heeres, cap. 28) den angreifenden Feinden. Dem Buchstaben und nicht dem, wiederum auf platter Hand liegenden Sinne nach hiesse dies also: der Graf von Nevers vollendete seinen Kreuzzug von Frankreich nach Phrygien in acht Tagen. Ja wenn man eodem quoque tempore ganz genau auf die unmittelbar vorhergehenden Worte beziehen wollte, so käme sogar noch grösserer Unsinn heraus.

An den letzterwähnten stilistischen Dunkelheiten hat bisher niemand Anstoss genommen, weil der Sinn der betreffendeu Wendungen gar zu klar ist. Ist nun aber der Sinn der obigen, von Sybel inkriminierten Stelle weniger klar? Ich kann es nicht finden.

Jene ominöseu fünf Mängel sind mithin sämtlich in der lothringischen Chronik nicht vorhanden; oder, wenn meine Schlussfolgerungen in irgend einem Teile als nicht ganz so zwingend, wie sie mir erscheinen, anerkannt werden sollten, so dürfte doch von Irrtümern oder Widersprüchen so wenig übrig bleiben, dass der hohe Wert unserer Erzählung — immerhin in den Grenzen des Berichts eines Nichtaugenzeugen über schwer erforschbare Dinge — nicht mehr ernstlich in Zweifel gestellt werden kann.

Nun ist aber noch eine andere erhebliche Ausstellung an der lothringischen Geschichte des Kreuzzugs von 1101 gemacht worden. Hagenmeyer hat in seiner Ausgabe von Ekkehards Hierosolymita (p. 240), durch Ekkehards Schilderung verführt, die Behauptung aufgestellt, dass das zweite und das dritte Heer nur Eines gewesen seien und dass Albert von Aachen sich somit in einen breit ausgestalteten Irrtum verliere. Diese Behauptung hatte insofern Hand und Fuss, als das Zeugnis Ekkehards dem Alberts von Aachen unendlich überlegen schien und als die chronologische Einordnung des zweiteu Heeres, genauer nur der Ankunft des

selben bei Konstantinopel, ein wenig schwierig ist. Ich habe mich deshalb selber früher der Ansicht Hagenmeyers angeschlossen, sehe dafür aber jetzt keinen hinreichenden Anlass mehr. Die Glaubwürdigkeit, nicht Alberts von Aachen, sondern des Lothringers steht der Ekkehards mindestens gleich: beide waren Nichtaugenzeugen und beide hatten in Syrien die gleiche Gelegenheit, sich über den Gang der Ereignisse zu unterrichten. Der Lothringer hat überdies sehr viel, Ekkehard sehr wenig in Erfahrung gebracht, bezüglich mitgeteilt. Des letzteren Bericht ist recht dürftig und nicht fehlerfrei. Seinem Nichterwähnen des zweiten Heeres wohnt deshalb keine Beweiskraft mehr gegen das Dasein desselben inne, und so bleibt nur die geringe Schwierigkeit jener chronologischen Einordnung zu überwinden übrig. Hierbei ist noch zu beachten, dass unsere Kenntnisse überhaupt sehr lückenhaft und wir dadurch genötigt sind, die Überlieferung mit grosser Schonung zu prüfen.

Von den Kreuzfahrermassen, die sich, vom ersten Heere abgesehen, in Konstantinopel sammelten, sagt Ekkehard, dieselben seien Anfang Juni dort eingetroffen, jedoch nicht alle zu gleicher Zeit, sondern bald eine kleinere, bald eine grössere Schar, so dass es 15 Tage dauerte, bis das neue Heer vereinigt war. Nach der Schilderung des Lothringers kam der Graf von Nevers, der mit seinen Leuten das dem Ekkehard unbekannt gebliebene zweite Heer bilden sollte, ebenfalls während der ersten Junihälfte in Konstantinopel an und berührte sich demnach an diesem Platze mit den Pilgern des dritten Heeres (vornehmlich Aquitaniern und Deutschen), oder wenigstens mit einem Teil derselben, so dass man meinen dürfte, hier könne keine Trennung, vielmehr nur die vollständigste Verschmelzung sämtlicher Abteilungen stattgefunden haben. Indessen der Lothringer bemerkt weiter, dass der Graf von Nevers nach drei Tagen, einem Befehl des Kaisers Alexius folgend, über den Bos-

porus gegangen sei, während den Aquitaniern und Deutschen — wir wissen nicht, aus welchem Grunde — gestattet wurde, fünf Wochen lang bei der Hauptstadt zu verweilen. Hieraus ergiebt sich eine Ablösung der Schar des Grafen von Nevers von den übrigen Pilgern, die vollkommen begreiflich macht, dass nun auch beide Abteilungen, getrennt von einander, ihren Weg durch Kleinasien zu vollenden suchten. Es bleibt nur zu erklären, wie es dazu kommen konnte, dass gerade der Graf von Nevers genötigt wurde, so schnell über den Bosporus zu gehen. Hierfür aber mag der Grund darin liegen, dass die Leute von Nevers, der Graf und sein ganzes Gefolge, die erste grosse, geschlossene Schar bildeten, die nach dem ersten Juni bei Konstantinopel eintraf, so dass der Kaiser, oft befolgter Politik nach, sofort das Verlangen äusserte, dieselbe möge nach Asien übersetzen, während er die übrigen Pilger, von denen kurz vor oder zugleich mit den Leuten von Nevers vielleicht erst kleinere Trupps angelangt waren, solange in Europa duldete, bis deren Genossen und Herren ebenfalls den Marsch bis zur Hauptstadt vollendet hatten. Nach dem Eintreffen der letzteren ertrug er aber die Anwesenheit dieser ganzen Masse noch wochenlang, weil er deren Abzug erzwingen nicht konnte oder nicht wollte.

Die Geschichte des Kreuzzugs von 1101 verdient nach alledem eine umfassende Neubearbeitung. An dieser Stelle begnüge ich mich, auf die Darstellung, die ich in meiner Geschichte der Kreuzzüge (S. 71—81) gegeben habe, hinzuweisen und einige Erörterungen anzuschliessen, die zur Verbesserung meiner Darstellung und zu voller Würdigung des Lothringers unumgänglich erscheinen.

Die Vereinigung des ersten Heeres erforderte lange Zeit. Schon Ende Februar oder Anfang März traf eine grosse lombardische Schar bei Konstantinopel ein, lagerte dort etwa zwei Monate lang, ging Ende April über den

Bosporus und rückte bis Nikomedia vor. Hier stiessen zu derselben, vermutlich im Laufe des Mai, eine deutsche und mehrere französische Scharen. Die beträchtliche Masse, die nun beieinander war, verschmähte, von Kampflust glühend, die noch im Anzuge befindlichen übrigen Pilger zu erwarten, und setzte sich Anfang Juni in Marsch. Der Zug ging, wie wir schon wissen, von Nikomedia über Ancyra und Gangra bis in die Nähe von Marsivan. Die Katastrophe, die jenseit des Halys eintrat und die unser Lothringer, wenn auch in sehr erregtem Tone, so doch in vielen Einzelnheiten glaubwürdig schildert, hat nichts befremdendes an sich. Denn dieses Kreuzheer hatte den heiligen Krieg in Unheil verkündender Stimmung, in hoffährtiger Siegeszuversicht begonnen, hatte deshalb schon die Marschbeschwerden schlecht ertragen und brach nun, als die verachteten Feinde überraschend guten Widerstand leisteten, in jäher Panik auseinander. Wie immer in solchen Fällen, erzeugte die Niederlage wildes Verratsgeschrei. Kaiser Alexius und Graf Raimund von Toulouse, der sich diesem Heere am Bosporus angeschlossen, sollten dasselbe den Türken ans Messer geliefert haben. Zur Geschichte dieses Verratsgeschreis, welches ein paar Jahre lang sowohl das Morgenland wie das Abendland heftig erregte, liefert der Lothringer wertvolle Beiträge, die seinen sorglich prüfenden Sinn vortrefflich kennzeichnen (cap. 9, 24, 42, 45—48. Vergl. Hagenmeyer l. c. p. 237, n. 19). Den Kaiser entschuldigt er durchaus und auch den Grafen Raimund klagt er nicht eigentlich, wie Hagenmeyer (l. c. p. 231) meint, des Verrats an. Denn von dem letzteren sagt er nur, dass er das Heer von gewissen feindlichen Ortschaften abgelenkt und durch öde Gegenden geführt habe, weil die Türken, um dies zu erreichen, Geld und viele Lebensmittel geschickt hätten. Dass die Bewohner dieser oder jener Stadt durch solche Lieferungen kriegerische Bedrängung von sich abgewendet haben, ist leicht möglich und ebenso

glaublich, dass die Pilger dies bei steigenden Marschbeschwerden in gehässigem Sinne gegen Graf Raimund auslegten. Eine weitergehende verräterische Einigung Raimunds und der Türken liegt jedoch nicht in den Worten des Lothringers, weil der Graf gleich darauf in ebenso ernste Kämpfe mit den Feinden verwickelt wird wie jeder andere Feldherr des Christenheeres. —

Der Ankunftstag Wilhelms von Nevers bei Konstantinopel lässt sich nicht mit voller Sicherheit feststellen. Da wir aber Ursache haben, ihn so früh als möglich anzusetzen, so rücken wir ihn in der kritischen Zeit (erste Hälfte Junis) — die Berechtigung hierzu ergiebt sich aus dem gleich folgenden — bis zum 6. oder 7. Juni vor. In diesen Tagen mögen, wie oben berührt, erst kleine Trupps der übrigen Pilgerscharen, der aquitanischen und der deutschen, am Bosporus eingetroffen, die Hauptmassen derselben jedoch nicht mehr fern gewesen sein. Der Graf wurde deshalb vom Kaiser gedrängt, sogleich über die Meerenge zu gehen. Um den 10. Juni (post tres dies) führte er sein Heer nach Asien und lagerte mit demselben, unfern der Meeresküste, vierzehn Tage lang (per quatuordecim dies, qui sunt circa natale beati Johannis Baptistae; 10—24. Juni). Während dieser Zeit kamen sämtliche Aquitanier und Deutschen zwar nach Konstantinopel, nicht aber nach Asien. Der Graf von Nevers wurde augenscheinlich ungeduldig und begann am 24. oder 25. Juni (post beati Johannis nativitatem) die Fortsetzung des Marsches. Hierbei ging er über Nikomedia, von wo das erste Heer gen Osten abgebogen war, bis nach Civitot, d. h. er zeigte damals noch keine Neigung, jenem Heere nachzufolgen. In Civitot übermannte ihn jedoch vollends die Ungeduld und nach kurzem Aufenthalt beschloss er, da er nicht wagte, allein mit seiner kleinen Schar — der Lothringer giebt derselben, vermutlich zu hochgreifend, 15,000 Männer und viele Frauen — ganz Kleinasien zu durchziehen, dem ersten Heere, welches

keinen zu grossen Vorsprung zu haben schien, möglichst schnell nachzueilen. Er erreichte auch glücklich Ancyra; als er aber die Lombarden und deren Genossen hier nicht mehr fand und ohne Zweifel für zu gefährlich hielt, ihnen durch die unbekannten Gegenden des Nordostens weiter zu folgen, unternahm er das ebenso grosse Wagnis, südwärts, gen Ikonium abzuziehen.

Eine zeitlang ging der Marsch ziemlich gut von statten. Man wurde zwar bald mit den Feinden handgemein und erlitt schwere Verluste, doch schlug man sich, tapfer kämpfend, in guter Haltung durch. Unter wessen Befehl diese Feinde standen, ist ungewiss. Der Lothringer nennt als ihre Anführer die Besieger der Lombarden, Kilidj Arslan und Ibn Danischmend. Aber weder diese Fürsten noch ihre Hauptstreitkräfte können in diesem Augenblick von Marsivan schon so weit gen Westen, bis auf die Strasse Ancyra-Ikonium, vorgedrungen sein. Sie haben gewiss nur die späteren, entscheidenden Schläge gegen das zweite wie gegen das dritte Heer geführt, so dass in jener Gegend kleinere Haufen der ikonischen Seldjuken den Christen in den Weg getreten sein dürften.

Der Graf von Nevers erreichte Ikonium noch in genügender Kampfesfrische, um einen Versuch zur Erstürmung der grossen Stadt machen zu können. Hier war jedoch an keinen Erfolg zu denken, und bei dem notgedrungenen Weiterzuge brach die Kraft der Pilger unter den Qualen, die Hitze und Durst verursachten, sehr schnell zusammen. Wie weit man gekommen, ist nicht deutlich. Vielleicht drang man noch eine kleine Strecke über Eregli hinaus vor: vielleicht und, ich möchte sagen, wahrscheinlich gelangte man nicht mehr bis zu dieser Stadt. Jedenfalls wurde man unweit des Taurusgebirges, hinter dessen steilen Massen das heiss ersehnte, befreundete Cilicien lag, von neuem ernstlich angegriffen und erlitt diesmal, im Anfang oder im weiteren Verlauf des August, eine

entsetzliche Niederlage. Wilhelm von Nevers floh mit wenigen Genossen halb rückwärts, gen Südwesten, nach dem isaurischen, in den Händen der Griechen befindlichen Germanikopolis und gelangte von dort, nach weiteren kläglichen Schicksalen, arm und bloss nach Antiochien. (Alles nach Alb. Aq. VIII, 25—33). –

Das dritte Heer unter Wilhelm von Poitou, Welf von Baiern und vielen andern vornehmen Anführern verliess etwa Mitte Juli Konstantinopel und marschierte über Nikomedia, Nicäa, Philomelium, an Ikonium vorbei, über Ismil bis in die Nähe von Eregli. Es folgte also genau den Spuren der Kreuzfahrer von 1097, und wenn Ekkehard (l. c. p. 239) sagt, dieses Heer habe sich von Nikomedia ad aquilonalem plagam contra terram Chorizanam gewendet, so legt die Mangelhaftigkeit seiner Kenntnisse die Schlussfolgerung nahe, dass er hier eine Mitteilung über die Zugsrichtung des ersten oder des zweiten Heeres an falscher Stelle verwertet habe. Ernste Nöte hatten die Aquitanier und Deutschen bis Eregli nicht zu bestehen. Immerhin aber genügten Hitze, Hunger, Durst und zahllose kleine Gefechte mit den rührigen Feinden, um ihre Lage nach und nach äusserst bedenklich zu machen. Als ihnen nun die Hauptmacht der Seldjuken, dicht vor Eregli, entgegentrat, waren sie nicht mehr im Stande, sich den Weg zum Weiterzuge zu öffnen. Nach hartem, vergeblichem Ringen bemächtigte sich auch ihrer die Panik, der vor allem die Lombarden erlegen waren. In wilder Flucht von dannen hastend, führten sie ihren Untergang, von den flinken Gegnern ohne Mühe eingeholt, nur um so schneller herbei. Eine geringe Zahl von Überlebenden erreichte auf verschiedenen Wegen, unter Gefahren aller Art, tötlich erschöpft Cilicien und Syrien (Alb. Aq. VIII, 34—40).

Diese letzte Katastrophe des Jahres 1101 fand Ende August oder Anfang September statt. Der Lothringer setzt zwar den Beginn der Leidensgeschichte des zweiten

Heeres kaum acht Tage nach dem Untergang des ersten Heeres (cap. 28) und die Niederlage des dritten Heeres acht Tage (cap. 34) nach der Vernichtung des zweiten. Wir brauchen aber diese Zeitbestimmungen selbstverständlich nicht buchstäblich zu nehmen; es geht aus ihnen nur dasselbe hervor, was Ekkehard (p. 243) andeutet, dass zwischen den Niederlagen pauci dies verflossen seien. Allen sonst vorhandenen Anhaltspunkten nach sind sämtliche Unglücksfälle, wie schon angegeben, in dem Zeitraum von Ende Juli bis Anfang September eingetreten.

Von den bunten Schicksalen der Überlebenden, von ihrer Vereinigung — teils im Herbst 1101, teils im Frühling 1102 — in Antiochien, von der Gefangennahme Graf Raimunds und seiner Freilassung, nachdem er den Normannen geschworen, keinen Ort zwischen Antiochien und Akkon in seine Gewalt bringen zu wollen, von der Weiterreise der Überlebenden, ihrer Eroberung Tortosas, ihrer Begegnung mit König Balduin bei Beirut, der gemeinsamen Feier des Osterfestes in Jerusalem, von alledem und manchem ähnlichem bringt der Lothringer noch eine Reihe von Nachrichten, die fast ausnahmslos zu erfreulicher Bereicherung unserer Kenntnisse dienen.

König Balduin I. von 1102 bis 1109.

Das Jahr 1102 war für die Jerusalemiten, wenn nicht ein Unglücksjahr, so doch ein Jahr überaus schweren Kampfes, während dessen sie ihren Besitz an Städten und Burgen nicht zu vermehren, sondern mit äusserster Mühe nur zu behaupten vermochten. Im Frühling sammelten sich zwar die Überlebenden der Kreuzheere von 1101 in der heiligen Stadt, aber viele derselben verliessen bald wieder Palästina, so dass die Streitkräfte des Königreichs in Wahr-

heit nur geringen Zuwachs erhielten. Andrerseits wagten die Ägypter, offenbar in der Meinung, ähnliche Erfolge, wie ihre Glaubensgenossen soeben in Kleinasien erfochten hatten, nun auch in Syrien davontragen zu können, unermüdlicher als je bisher die Christen anzugreifen. Am schlimmsten aber war, dass König Balduin, durch seinen glänzenden Sieg vom 7. September 1101 zu leichtfertiger Unterschätzung der Feinde verlockt, diesen im Mai 1102 nicht etwa mit seinem ganzen Heerbann, sondern mit einer kleinen Schar der kampfbereitesten Männer, ausschliesslich vornehmer Herren und Ritter, entgegentrat und eine verhängnisvolle Niederlage erlitt, die erst durch langes verzweifeltes Ringen einigermassen wieder gut gemacht werden konnte. Durch langes Ringen und nicht bloss durch eine, wenige Tage nach dem Unfall gewonnene zweite Schlacht, wie man, die Überlieferung arg verwirrend, bis heute angenommen hat.

Der Lothringer giebt nämlich einen, dieses lange Ringen klar darlegenden Bericht. Seine Erzählung verrät zwar wieder durch kleine Irrtümer und Ungenauigkeiten den Nichtaugenzeugen, daneben ist sie jedoch in allen Hauptangaben so zuverlässig, im Detail so reich, dass sie eine Quelle ersten Ranges für uns bildet. Ihr Verhältnis zu der Schilderung Fulchers ist im Ganzen dasselbe, welches zwischen zwei guten, die gleiche Ereignisreihe behandelnden Relationen moderner Kriegsreporter zu bestehen pflegt: sie bekräftigen durch Übereinstimmung in wichtigen Punkten die Wahrheit ihrer Mitteilungen, aber sie weichen auch gelegentlich von einander ab und verbessern oder ergänzen sich hierbei. Fulcher steht den Ereignissen näher, hat weniger Ungenauigkeiten, ist aber weit dürftiger und lückenhafter. Der Lothringer hat, trotz seiner Nichtaugenzeugenschaft und trotz einer erheblichen Lücke seiner Kenntnisse, dennoch dank seinem eifrigen Forschen und Sammeln die grössere Summe zumeist unverdächtiger Nachrichten zusammengebracht.

Was nun zunächst jenen Unfall betrifft, dem die stolzeste Ritterschaft der Franken erlag, so möchte ich mich hier auf folgende Bemerkungen beschränken. Der König und die vornehmsten Pilger des Jahres 1101, die das Osterfest in Jerusalem gefeiert hatten, begaben sich einige Zeit darauf nach Joppe. Hier erhielten sie die Kunde, dass ein ägyptisches Heer unter wilden Verheerungen von Askalon gegen Ramle vorgebrochen sei. Sofort bestiegen Balduin und etwa 200 Herren und Ritter ihre Schlachtrosse und sprengten tollkühn zum Kampfe hinaus. Die Strafe folgte dem Übermut auf dem Fusse, indem das kleine Häuflein der Christen beim Zusammentreffen mit den vielen Tausenden der Feinde (in der zweiten Hälfte des Mai; genauer lässt sich die Zeit nicht angeben; die Berechnung Hagenmeyers l. c. p. 320 ruht auf unsicherer Grundlage) auf der Stelle umzingelt und trotz tapferster Gegenwehr überwältigt wurde. Ein kleiner Rest rettete sich mit dem König nach Ramle. Aber dieser Ort bot nicht genügende Sicherheit, und so musste wenigstens Balduin, an dessen Leben vielleicht das Schicksal des Reiches Jerusalem hing, weiter zu fliehen versuchen. Der König verliess deshalb Ramle und erreichte glücklich, wenn auch nur nach gefahrvollen Abenteuern, die schützenden Mauern von Arsuf. Die Genossen, die er verlassen, wurden inzwischen freilich angegriffen, besiegt und mit Ausnahme Weniger, die in Gefangenschaft kamen, niedergemetzelt.

Bei der Erzählung von diesen Ereignissen irrt der Lothringer z. B., indem er den König von Jerusalem aus und mit 700 Mann in den Kampf gen Ramle ziehen lässt. Es ist ihm eben unbekannt geblieben oder aus dem Gedächtnis entschwunden, dass Balduin die Reise nach Joppe schon vollendet hatte und nun von dort aus den Feldzug begann. Daher giebt er ihm auch mehr Truppen als Fulcher, d. h. vielleicht so viele Streiter, als — Jerusalemiten und Pilger zusammengerechnet — den König von Jerusalem nach Joppe begleitet hatten.

In einem andern Punkte irrt dagegen unser Chronist nicht oder verdient wenigstens nicht die Vorwürfe, die ihm gemacht worden sind. Denn er kennzeichnet den König wegen der Flucht aus Ramle keineswegs als Feigling: er sagt nur schlicht und treffend, dass Balduin vitae diffisus propter infirmitatem urbis, den Ort verlassen habe. Und ebensowenig ist zu bemängeln, dass der König anfangs gen Jerusalem, und erst, nachdem ihm hier feindliche Streifscharen in den Weg getreten, nach Arsuf geflohen sei. Fulcher sagt freilich von ihm: libenter tunc Arsuth proficisceretur, si posset, aber er setzt nicht hinzu, ob er hierbei die ersten oder spätere Stunden der Flucht im Sinne hatte; und auch auf dem Wege nach Arsuf wurde Balduin durch feindliche Streifscharen aufgehalten und in Gefahr gebracht (Alb. Aq. IX, 1—8. Fulch. p. 400—402. Hagenmeyer, l. c. seq. Wollf, l. c. p. 27—29).

Diese Beispiele mögen genügen. Bei allen Differenzen in den vorliegenden Abschnitten des Lothringers und Fulchers, oder gar der Quellen zweiten Ranges steht es so, dass der erstere entweder einen kleinen Irrtum niedergeschrieben hat, oder bisher missverstanden ist, oder auch, und zwar garnicht selten, unverdächtige Bereicherung unserer Kenntnisse liefert. Von „Ungeheuerlichkeiten", die man bei ihm hat finden wollen, darf nirgends die Rede sein.

Ein anderes Verhältnis der Quellen ergiebt sich beim Fortgang der Ereignisse. Der König empfing nach kurzer Frist Hilfstruppen von Tiberias und Jerusalem, vereinigte sie in Joppe und unternahm mit ihnen, vermutlich Anfang Juni, einen gut vorbereiteten, schneidigen Angriff auf die Feinde, die Joppe inzwischen schon bedrängt hatten und sich soeben zu förmlicher Belagerung der Stadt rüsteten. Der Angriff hatte den Erfolg, dass die Ägypter gegen Askalon zurückwichen und den Christen ihr Lager als Beute überliessen.

Von diesem Kampfe spricht der Lothringer

nicht. Das ist um so bestimmter ins Auge zu fassen, als man bisher regelmässig diejenigen Kriegshändel, die unser Chronist nunmehr anreiht, mit diesem Ausfall aus Joppe vermischt hat. Man ist dazu gekommen, weil Fulcher nach der Schilderung des erfolgreichen Ausfalls schreibt (p. 406): postmodum quievit terra, bellorum immunis, tempore sequenti, autumnali scilicet atque hiemali. Dass Fulcher hierbei irrte, haben wir oben (S. 296) schon gesehen. Im Herbste 1102 veranlasste ja der Heranzug Tankreds, Balduins von Edessa und Wilhelms von Poitou noch einen Versuch, Askalon zu erobern. Der Irrtum Fulchers, bezüglich das für diesen Schriftsteller so charakteristische Überspringen einer ganzen Reihe von Ereignissen lässt uns aber auch die wahre Natur jenes erfolgreichen Ausfalls aus Joppe deutlicher erkennen. Es ist nämlich zweifellos, dass König Balduin nach der entsetzlichen Niederlage, die er im Mai bei Ramle erlitten, Hilfsbitten nach allen Seiten ergehen iess (Alb. Aq. IX, 10, 13). Wäre nun der Erfolg des Ausfalls aus Joppe ein völlig ausreichender, ein vor weiteren Bedrängungen von Seiten Ägyptens gänzlich sicherstellender gewesen, wie man ihn bisher immer geschildert hat, so hätte der König gewiss den Nordsyriern gemeldet — an Zeit dazu fehlte es ihm nicht —, sie könnten sich den Marsch nach Palästina ersparen. Im Herbst 1101 hatte er so gehandelt, nachdem damals Tankred auf das falsche Gerücht, der König sei im Kampfe mit den Ägyptern gefallen, sogleich zur Hilfeleistung aufgefordert worden war. Diesmal aber schickte er keinen Widerruf der Hilfsbitte nach Nordsyrien und bezeugt damit, dass der Erfolg jenes Ausfalls aus Joppe trotz der Befriedigung, die Fulcher über denselben äussert, nur ein mässiger gewesen sein kann. Es darf uns daher nicht allzusehr verwundern, dass der Lothringer von dem Ausfall, der nur vorübergehende Bedeutung gewann, keine Kunde erhalten hat und die Ägypter nur deshalb von Joppe zurückweichen lässt, weil der König von

Arsuf dorthin zurückgekehrt war und ihnen stolz und schreckenerregend entgegentrat. Wie ungenügend andrerseits Fulchers Behandlung von Krieg und Frieden an dieser Stelle ist, geht überdies daraus hervor, dass er eine allgemeine Waffenruhe nicht etwa erst im Herbst, sondern thatsächlich schon Anfang Juni eintreten lässt. Von den Ägyptern wäre zwar zu glauben, dass sie sich nach dem Ausfall, wenn derselbe sie empfindlich geschädigt, ganz vom Kampfe zurückgezogen hätten; dass aber der König, falls der Erfolg des Ausfalls bedeutend gewesen wäre, bei der damaligen Lage seines Reiches zehn lange Monate (Juni 1102 bis April 1103), darunter die beste Jahreszeit, ohne jedes Kriegsunternehmen verbracht hätte, ist kaum anzunehmen.

Die Ereignisse entwickelten sich in Wahrheit dergestalt, dass die Ägypter sich von dem Schrecken, der sie nach Askalon zurückgetrieben hatte, bald erholten und um Ende Juni mit Heer und Flotte wiederum zur Belagerung von Joppe heranrückten. Die Christen wurden von Neuem schwer geängstigt, und ihre Lage wäre vielleicht äusserst bedrohlich geworden, wenn nicht im Lauf des Juli eine starke, mit Engländern und Norddeutschen bemannte Flotte in Sicht gekommen und, von günstigem Winde getrieben, trotz dem Widerstande der feindlichen Schiffe glücklich bei Joppe gelandet wäre. Von den so rechtzeitig eingetroffenen Glaubensgenossen kräftig unterstützt, brachte dann König Balduin den Ägyptern in siegreicher Schlacht so empfindliche Verluste bei, dass diese Gegner nicht bloss von Joppe abliessen und südwärts entflohen, sondern für einige Zeit auf die Fortsetzung des Angriffskrieges verzichteten. (Alb. Aq. IX, 10—12. — Die wiederholten Vorstösse, welche die Ägypter im Frühling und Sommer 1102 gegen das Reich Jerusalem gemacht haben, und die endliche Besiegung der Feinde mit Hilfe der englisch-norddeutschen Flotte werden bestätigt durch Matth. p. 61, 67 seq. und Ibn Alatyr p. 213—216).

Die Hilfeleistnng von Seiten der Nordsyrier war nun allerdings nicht mehr nötig. Aber sei es, dass man dieselbe nicht mehr zurückweisen konnte, weil Tankred und Graf Balduin den Marsch schon begonnen hatten, sei es, dass diese Herren ihr Unternehmen, bei dem sie ja die Wiedereinsetznng ihres Schützlings, des Patriarchen Dagobert, im Auge hatten, jetzt durchaus vollenden wollten — kurz, die Nordsyrier kamen, richteten jedoch nichts aus. Dagobert blieb schliesslich, wie wir wissen, in Ungnaden, seiner Stelle entsetzt, nnd der Versuch der Eroberung Askalons führte nur zu geringer Schädignng des Feindes.

Das Jahr 1102 schloss endlich, wie es begonnen hatte, mit einem grossen Unglücksfall. Viele tausend Pilger, welche die heiligen Stätten besucht hatten, darunter ohne Zweifel vornehmlich jene Engländer und Norddeutschen, versuchten zu Schiff nach Europa zurückzukehren. Anfangs ging die Fahrt gut von Statten; bald aber erhob sich ein furchtbarer Sturm; ein grosser Teil der Flotte versank im Meere, ein anderer wurde, an feindliche Gestade verschlagen, die Beute der Muhammedaner; nnr wenige Schiffe erreichten glücklich die Heimat (Alb. Aq. IX, 18). Während des ganzen Jahres 1102 finden wir also die Christen in mühseligem Ringen mit widrigen Schicksalen, und der einzige Chronist, der schon für sich allein diesen Charakter des Jahres 1102 ziemlich deutlich erkennen lässt, ist unser Lothringer.

Das Jahr 1103 trägt den gleichen Charakter. König Balduin unternahm zunächst wieder ein grosses Wagnis, indem er mit seiner kleinen Macht das feste und volkreiche Akkon zu bezwingen versuchte. Auch glückte es ihm, dank rastlosem Arbeiten und Stürmen, die Stadt der Ergebung nahe zu bringen. In zwölfter Stunde erhielt dieselbe jedoch starke Unterstützung von Tyrus, Sidon und Tripolis, und sah der König sich endlich genötigt, die Belagernng aufzuheben. Nicht lange darauf, im Sommer des

Jahres, stiess Balduin während eines Jagdrittes auf eine feindliche Streifschar, zersprengte dieselbe mit kühnem Anlauf, empfing aber, ungepanzert wie er war, eine beinahe tötliche Wunde. Dies ermutigte die Ägypter, die sich bisher nicht zu rühren gewagt hatten, zu neuen Rüstungen und zu wiederholter Bedrängung Joppes. Doch behaupteten sich die Christen dort, und als ihnen im Herbst der einigermassen genesene König zu Hilfe kam, wichen die Feinde sofort scheu zurück. — Fulcher (p. 406) und Wilhelm von Tyrus (X, 26) geben von der Mehrzahl dieser Ereignisse ziemlich gute, aber ebenso dürftige Kunde; unser Lothringer allein liefert ausführliche, eine tiefer dringende Erkenntnis der Sachlage vermittelnde Berichte. (Alb. Aq. IX, 19—25. — Ibn Moyesser, im dritten Bande der Hist. orientanx, p. 465, erzählt zum Jahre 1103 einige Kriegsereignisse, die in dasselbe nicht passen und mit denen offenbar die Kämpfe des Jahres 1102 gemeint sind).

Im Jahre 1104 erreichte König Balduin endlich einen fruchtbaren Erfolg. — Seit einiger Zeit befanden sich wieder genuesische und auch pisanische Schiffe an der syrischen Küste. Dass dieselben nicht bloss zu gleicher Zeit dort verweilten, sondern auch gelegentlich gemeinsam handelten, mag bei der Eifersucht, die Genua und Pisa gegen einander hegten, zwar Befremden erregen, aber ein eigentlicher Beweis gegen die von mehreren Chronisten bezeugte Thatsache, dass Leute beider Städte ab und zu gemeinsam an der Seite der Kreuzesfürsten mit den Muhammedanern kämpften, lässt sich doch nicht führen. Wir haben solche Gemeinschaft schon im Jahre 1101 gefunden und begegnen ihr wieder im Jahre 1104 (vergl. Fulchers Kopisten, Gesta Franc. Jherus expugn. p. 536 seq.): wie dieselbe sich gebildet haben mag, dafür giebt Heyd in der Geschichte des Levantehandels im Mittelalter (I, 161) eine ansprechende Vermutung. Im Anfang des Frühlings 1104 unterstützten diese Italiener den Grafen Raimund, der sich seit 1102,

eidbrüchig gegen Tankred, in Tortosa und in der Umgegend von Tripolis festgesetzt hatte, bei der Belagerung und Eroberung von Djebeil; eine Kriegsepisode, deren Datierung bisher viele Schwierigkeiten machte, die aber durch Heyd (l. c. p. 154) endgültig gehoben sein dürften. Dann folgten sie der Aufforderung König Balduins zum Kampf um Akkon und zwangen, vereint mit der jerusalemitischen Ritterschaft, die grosse Stadt nach hartem Streit, am 26. Mai, zur Ergebung. Die piratenhafte Gier, mit der sie, noch ärger als die syrischen Franken, nach reicher Beute strebten, warf freilich einen dunkeln Flecken auf den glänzenden Sieg. Denn den Leuten von Akkon war freier Abzug mit Hab und Gut zugestanden worden. Die Italiener aber und, schliesslich ihnen folgend, auch die Jerusalemiten warfen sich auf die unglücklichen Abziehenden, mordeten und plünderten entsetzlich. Fulcher (p. 408) und Wilhelm von Tyrus (X, 28) schweigen von diesem Vertragsbruch; ihr Schweigen hat aber — und es ist nur ein Schweigen vorhanden, nicht etwa ein Widerspruch — umsoweniger Bedeutung, als arge Misshandlung der Besiegten nicht bloss von den muhammedanischen Chronisten, die bitter darüber klagen, sondern sogar von Fulcher und noch unumwundener von dessen Kopisten (p. 537) bezeugt wird.

Durch die Eroberung von Akkon erwarben die Christen die erste wahrhaft bedeutende Stadt Palästinas ausser Jerusalem und zugleich den einzigen guten Hafen an der ganzen Südhälfte der syrischen Küste. Seitdem durfte das Reich Jerusalem allenfalls als gesichert erscheinen, obgleich die Grenzen desselben noch immer viel zu eng und fast unhaltbar waren. Wagten sich doch ein paar kecke ägyptische Streifscharen im September 1104 wieder bis vor die Thore von Joppe und Cäsarea und richteten dort Unheil genug an! Der letzten derselben trat übrigens der König selber entgegen und rächte mit vernichtenden Stössen die Schädigung seiner Unterthanen.

Über diese Ereignisse des Jahres 1104 unterrichtet uns vornehmlich der Lothringer (Alb. Aq. IX, 26—31). Was er bringt, ist gut; was die übrigen Chronisten liefern, reicht gerade nur hin, um die Glaubwürdigkeit des lothringischen Berichtes sicher zu stellen.

Ehe unser Chronist sodann auf die Geschichte des Reiches Jerusalem im Jahre 1105 übergeht, schaltet er eine ausführliche Schilderung von Schicksalen der Provenzalen und Normannen Nordsyriens ein. Veranlasst ist er hierzu offenbar durch eine schwere Niederlage, welche die Franken 1104 in Mesopotamien erlitten. Aber er greift bei der Darstellung derselben in die Geschichte der Vorjahre zurück und fügt auch sogleich das wichtigste aus der nordsyrischen Geschichte vom Jahre 1105 hinzu (Alb. Aq. IX, 32—47).

Für diesen Abschnitt seines Werkes ist der Lothringer selbstverständlich als Nichtaugenzeuge zu bezeichnen; überdies stand er vielen der betreffenden Ereignisse ebenso fern wie jenen des Kreuzzugs von 1101. An Irrtümern und Mängeln, die bisher von jedem Forscher, auch von mir, scharf gerügt worden sind, fehlt es daher seiner Erzählung nicht. Doch erscheint dieselbe bei eingehender Prüfung wieder so fleissig und, in anbetracht der grossen Hindernisse, die der Berichterstatter zu überwinden hatte, so gut gearbeitet, so reich besonders an brauchbaren und von keinem andern Chronisten überlieferten Einzelnheiten, dass wir auch an dieser Stelle im wesentlichen nichts anderes als die bewährte lothringische Chronik vor uns zu haben versichert sein dürfen.

Die schlimmsten Vorwürfe, die diesem Abschnitt gemacht worden sind, betreffen die Chronologie. Dieselben sind jedoch nur zu kleinem Teile berechtigt.

Zunächst erzählt der Lothringer, dass Graf Raimund eodem quoque tempore et anno, aber, wie er sogleich hinzusetzt, multis diebus et annis, d. h. sowohl 1104, wie

auch vor und nach diesem Jahr Tripolis bedrängte, namentlich die feste Burg „Pilgerberg“ auf der Höhe über dieser Stadt errichtete und endlich biennio evoluto post captionem Ptolomaidae et aedificationem hujus novi praesidii starb. Der Bau des Pilgerberges ist wahrscheinlich 1103 vollendet worden (s. meine Schrift: Boemund und Tankred, Fürsten von Antiochien, S. 24), Akkon ist am 26. Mai 1104 gefallen, der Graf am 28. Februar 1105 gestorbeu. Die Verbindung der Worte biennio evoluto mit dem folgenden ist daher ungeschickt und Missverständnisse nicht ausschliessend, indessen bei der bekannten Ausdrucksweise unseres Chronisten doch begreiflich genug.

Schlimmer erscheint auf den ersten Blick, was der Lothringer über die Zeit der Freilassung Boemunds aus der Haft in Neocäsarea sagt. Er erwähnt sie, direkt und indirekt, viermal und zwar, wie behauptet wird, in überaus verkehrter, widerspruchsvoller Weise. Zuerst soll er (cap. 33) das Jahr 1104 nennen, dann (cap. 36) 1102, darnach (cap. 38) wieder 1104 uud endlich (cap. 47) 1103. (Vergl. Sybel, Über das Königreich Jerusalem, in Schmidt, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, III, 66 und Hagenmeyer l. c. p. 292). Von diesen Datierungen lasse ich die letzte, obwohl sie aus der betreffenden Stelle nur durch weitläufige Schlussfolgerung zu gewinnen ist, unberücksichtigt, weil sie die Wahrheit enthält. Aber der Irrtum, der in den übrigen Angaben steckt, fällt zum grösseren Teil nicht unserm Chronisten, sondern seinen Auslegern zur Last. Denn sogleich in der ersten jener Stellen macht der Lothringer den Übergang von den Schicksalen Graf Raimunds zu denen Fürst Boemunds mit den Worten (cap. 33): Interea, dum praefata l o n g a negotia circa Acram agerentur etc., bei denen das hervorgehobene longa, indem es ein Recht giebt, die Bemerkung auf einen viel weiteren Zeitraum als den Mai 1104 zu beziehen, jedes Bedenken beseitigt. Völlig tadelfrei ist sodann die Äusserung

(cap. 36), dass Boemund, jam per biennium vincula et carceres passus, nicht etwa freigelassen wurde — dies steht eben nicht da —, sondern Gelegenheit fand, seine baldige Befreiung vorzubereiten. Nur eine einzige Stelle enthält eine unrichtige Mitteilung, jedoch, wie es scheint, nur dem Buchstaben, nicht dem Sinne nach. Sie lautet (cap. 38): Post haec, eodem anno quo Ptolomaida, vel Acra, capta in mense Maio, Boemundus Antiochiam ab exilio et vinculis reversus est. Geigremich, magnificus princeps Turcorum ... profectus est in superbia et virtute magna ad obsidendos muros et moenia civitatis Rohas, quae et Edissa nuncupatur. Die Absicht dieser Worte ist nicht, vor allem dem Leser kund zu thun, dass Boemund aus der Gefangenschaft zurückkehrte. Denn dies hat der Lothringer kurz zuvor in solcher Vollständigkeit erledigt, dass er sogar schon den Jubel, mit dem die Antiochener den rückkehrenden Fürsten empfingen, erwähnt hat. Der Nachdruck der neuen Mitteilung liegt vielmehr darauf, dass Emir Djekirmisch zur Bekriegung Edessas aufbrach, und die Boemund betreffende Einschaltung hat nur die Bedeutung, dem Leser ja keinen Zweifel darüber übrig zu lassen, dass der mesopotamische Krieg, von dem die nächstfolgenden Kapitel reden, nach Boemunds Rückkehr begann. Ich wage deshalb, diese Stelle, erinnernd an ähnliche Wendungen, die uns schon mehrfach begegnet sind, so zu übersetzen: Hierauf, in demselben Jahr, in dessen Mai Akkon erobert wurde, und nachdem Boemund aus der Gefangenschaft heimgekehrt war, rückte Emir Djekirmisch zur Bekriegung Edessas aus.

Die Chronologie des Lothringers ist nach alledem, selbst wenn man seine Worte buchstäblich nimmt, nicht so gar arg verwirrt, und mit Hilfe einer wahrlich nahe genug liegenden Interpretation seiner Redeweise erscheint sie überdies als durchaus tadelfrei. Von dem sonstigen Inhalt seiner Mitteilungen ist folgendes zu sagen. Nicht

weniger als fünf Kapitel (33—37) beschäftigen sich mit der Geschichte Boemunds und des Emirs Danischmend vor und im Jahre 1103. Kaiser Alexius, so heisst es, bot dem Emir ungeheuer viel Geld für die Auslieferung Boemunds. Sogleich aber forderte Kilidj Arslan von Ikonium, dass ein Teil dieses Geldes ihm ausgezahlt werden müsse, überzog den Emir, als dieser ablehnend antwortete, mit Krieg und brachte ihn in eine missliche Lage. Hieran anknüpfend stellte Boemund dem Emir vor, nicht von dem Kaiser sondern von ihm, Boemund selber, solle er Geld, wenn auch eine viel kleinere Summe, annehmen und ihn dafür in Freiheit setzen; thue er dies, so werde er die mächtige Freundschaft und Hilfe aller Franken gewinnen. Der Emir ging darauf ein; Boemund regte seine Freunde an, durch Geldsammlungen zu seiner Auslösung beizutragen, und erreichte in Bälde sein Ziel. Kilidj Arslan forderte schliesslich noch unter heftigen Vorwürfen von Danischmend, dass dieser sein gegen den Islam begangenes Verbrechen gutmache, indem er Boemund zum zweitenmale in die Gewalt der Muhammedaner zu bringen versuche. Aber der Emir verweigerte dies.

Vereinzelte Punkte der umfangreichen Erzählung finden eine Stütze in Mitteilungen anderer Quellen; im wesentlichen steht der Bericht des Lothringers jedoch ganz vereinsamt inmitten der historisch glaubwürdigen Überlieferung. Noch peinlicher ist, dass die Schicksale des gefangenen Boemund der Mythographie wieder als ein sehr dankbarer, reizvoller Stoff erschienen sind. Schon Orderich hat in dieser Beziehung einen grossen Knäuel bunter Phantastik zusammengebracht (IV, 144 seq.) und im chevalier au cygne hat die Sangeslust der nachfolgenden Geschlechter noch wunderbarere Abenteuer erzeugt (l. c. III, v. 26025 seq. 26354 seq. 27192 seq. 31653 seq.). Schlechthin verwerfen dürfen wir aber den Bericht unseres Chronisten trotzdem nicht. Die Darstellung ist schlicht, die Verknüpfung der Ereignisse

einleuchtend, und das Ganze macht den Eindruck, als ob es nur wiedergebe, was man sich in den zum wenigsten leidlich genau unterrichteten Kreisen Jerusalems erzählte. Mordtmann hat sich deshalb in seiner Geschichte des Emirs Danischmend (Zeitschr. der deutschen morgenländischen Gesellschaft, XXX) dem Berichte Alberts von Aachen mit vollem Vertrauen, hinsichtlich des Details vielleicht sogar mit zu unbedingtem Vertrauen angeschlossen.

Noch umfangreicher ist die Schilderung des Kampfes der Nordsyrier mit den Emiren Mesopotamiens im Jahre 1104 (cap. 38—46). Dieselbe ist bisher mit sehr misstrauischen Augen angesehen worden, verdient jedoch ein freundlicheres Entgegenkommen. Indem ich mich auf meine frühere Schilderung der bedeutenden, hierher gehörigen Ereignisse beziehe (s. Boemund und Tankred S. 24 bis 27), mache ich in Kürze darauf aufmerksam, dass unsere Chronik in Wahrheit nur zwei wesentliche Mängel enthält. Sie bezeichnet, übrigens im Einklang mit den meisten lateinischen Chronisten, die Muhammedaner als Angreifer, während allem Anschein nach eine verwegene Offensive der Christen zu der Katastrophe des Jahres 1104 führte; und sie stellt den Eintritt dieser Katastrophe, in der verhängnisvollen Schlacht bei Harran, wieder im Einklang mit andern lateinischen Chronisten, unrichtig dar. Der klassische Zeuge für diesen Kampf, Matthäus von Edessa (l. c. p. 72) und, mit ihm übereinstimmend, die arabischen Schriftsteller lassen erkennen, dass zuerst nur die, an der Spitze des fränkischen Heerbanns marschierenden und unbesonnen vorstürmenden Edessener unter den Grafen Balduin und Joscelin mit den Feinden handgemein und geschlagen wurden: die, in weitem Abstande nachfolgenden Antiochener unter Boemund und Tankred scheinen das Gefecht alsdann für eine kurze Weile wieder hergestellt zu haben, vermochten aber das Schlachtfeld nicht auf die Dauer zu behaupten. Den fränkischen Chronisten ist dies nicht klar geworden: sie

geben abweichende Berichte, unter denen jedoch der lothringische und allenfalls noch der Radulfs die besten sein dürften. Hier stehen Edessener und Antiochener nicht hintereinander, sondern als linker und rechter Flügel nebeneinander, und der Lothringer schildert nun, froh über das Gute, das er von den Antiochenern zu sagen vermochte, den Erfolg des rechten Flügels eher, als er auf die entscheidende Niederlage des linken Flügels zu sprechen kommt. Im Übrigen ist aber an den Mitteilungen unseres Chronisten keine ernstliche Ausstellung zu machen, und es kommt ihnen mithin ein genügender Grad von Glaubwürdigkeit zu, um auch diejenigen Episoden, die sie allein enthalten, z. B. die tapfere Verteidigung Edessas durch Tankred nach der Niederlage bei Harran, gut bewährt erscheinen zu lassen. Besondere Erwähnung verdient noch das ungemein charakteristische Geschichtchen, wie die Normannen, nachdem sie schliesslich das Glück gehabt, eine sehr vornehme Muhammedanerin zu fangen, von König Balduin aufgefordert wurden, dieselbe zur Auswechslung des bei Harran, samt dem Grafen Joscelin, in Gefangenschaft geratenen Grafen Balduin von Edessa zu benutzen. Boemund und Tankred antworteten, sie seien hierzu sehr gern bereit, nur müssten sie wegen argen Geldmangels versuchen, für die Dame nicht bloss den Grafen, sondern auch einige Baarmittel zu erhalten; d. h. nach dem Zusatz unseres ehrlichen Chronisten, sie gaben gute Worte, hintertrieben jedoch in Wahrheit die Auswechslung des Grafen, um selber in Edessa herrschen zu können.

An diesen Bericht über die nordsyrischen Ereignisse des Jahres 1104 knüpft der Lothringer noch die in einigen Nebenumständen ungenaue, in der Hauptsache aber brauchbare Erzählung von einer heissen Schlacht, in der Tankred im Mai 1105 den Emir Ridhwan von Haleb gründlich aufs Haupt schlug (cap. 47. S. Boemund und Tankred S. 36).

Nicht lange nach dieser Schlacht hatte König Balduin

einen ebenso harten, aber auch ebenso glücklich endenden Strauss zu bestehen. Die muhammedanische Welt war offenbar im Jahre 1105 von Angriffslust und Siegeshoffnungen erfüllt. Im Vorjahre hatte man ja bei Harran den Christen eine grössere Niederlage als je bisher beigebracht. Dann war Boemund Ende 1104 nach Europa abgereist, um Verstärkungen, die jedoch erst nach langer Zeit in Syrien hätten eintreffen können, herbei zu holen; und im Februar 1105 war Graf Raimund vor dem noch uneroberten Tripolis gestorben. Alles dies reizte nun auch die Ägypter, sich abermals mit den Jerusalemiten zu messen. Nach umfangreichen Rüstungen zogen sie im Lauf des Sommers mit einer starken Flotte und einem nicht minder stattlichen Heere teils gegen Joppe, teils gegen Ramle heran. Aber die Christen waren auf ihrer Hut, schützten Joppe durch eine tüchtige Besatzung und zwangen die Hauptmacht der Feinde bei Ramle, oder genauer bei Ibelim, südwestlich von Ramle, am 27. August (Wollf l. c. p. 36 giebt das richtige Datum) in einem sehr blutigen Kampfe zu eiliger Flucht.

Die lothringische Schilderung dieser Schlacht ist eine so gute (Alb. Aq. IX, 43—51), dass ich mich in der angenehmen Lage befinde, von der Besprechung der Einzelnheiten fast ganz absehen zu können. Man vergleiche dieselbe nur mit Fulchers Bericht (p. 411—415): man wird sofort nicht bloss wahrnehmen, dass beide Erzählungen in allem wesentlichen sich decken nnd bestätigen, sondern auch, dass unser Chronist, wie fast immer, im Detail weit reicher ist. Fulcher allein sagt zwar, dass wiederum Balduins persönliche Tapferkeit zum günstigen Ausgang des Kampfes viel beigetragen habe, dafür aber teilt der Lothringer unter anderm die Namen und zum Teil auch die Schicksale hervorragender Streiter im Christenheere mit. Wollf (l. c. p. 37) giebt denn auch zu, dass „Alberts Bericht eine Menge richtiger Thatsachen“ enthalte, stösst sich indessen noch an ein paar Fehlern, die ihn verunzieren

sollen. Ein Fehler ist zuzugeben, der bekannte, dass die Zahlen der Heere und ihrer Verluste etwas zu gross sind, jedoch stehen selbst in diesem Punkte Fulcher und der Lothringer nicht in so schroffem Gegensatz, wie man meint. Der letztere giebt dem Christenheere 6000 Mann, Fulcher dagegen nicht 2500, sondern „etwa 2000 Fusstruppen und 500 Ritter, exceptis illis qui militari nomine non censebantur, tamen equitantes." Ein zweiter Fehler ist nicht vorhanden, wenn auch Fulcher die ägyptische Flotte von Joppe nach Tyrus und Sidon, der Lothringer aber nach Tripolis fliehen lässt. Denn dass diese Flotte, ganz oder zum Teil, wirklich bis nach Tripolis gesegelt ist, geht schon aus der weiteren Ausführung unseres Chronisten hervor, wonach Graf Wilhelm von Cerdagne, Neffe und Erbe des verstorbenen Raimund, einen freilich erfolglosen Versuch machte, der Flotte Schaden zuzufügen. Überdies sagt Fulchers Kopist (Gesta Franc. Jherus. expugn. p. 541) ausdrücklich, dass die Flotte nicht bloss aus ägyptischen, sondern auch aus Schiffen der syrischen Städte, wobei er Tripolis namhaft macht, bestanden und zum Teil nach Tripolis sich zurückgezogen habe.

Über die Jahre 1106—1109 sollen wir ziemlich schlecht unterrichtet sein, und in der That ist dies insofern der Fall, als Fulcher uns für diese Zeit beinahe ganz im Stiche lässt. Um so erwünschter aber ist die reiche Ausfüllung der Lücke, die der Lothringer gewährt und die nur ernstlicher als bisher berücksichtigt werden muss. Die Thaten und Leiden der Jerusalemiten erscheinen dabei in sehr veränderter Beleuchtung. Denn die Meinung, dass die Lage des Königreichs seit 1105 eine recht befriedigende gewesen sei, dass die Verhältnisse desselben sich „immer besser" gestaltet hätten, kann nur unter grossen Einschränkungen aufrecht gehalten werden. Den glänzenden Erfolgen, welche die Jahre 1104 und 1105 mit der Eroberung Akkons und dem Sieg vom 27. August gebracht hatten, trat in den

nächstfolgenden Jahren nichts ähnliches an die Seite. Man verzettelte vielmehr, und nicht ohne eigene Schuld, die bedeutenderen Mittel, über die man endlich verfügte, in vielen kleinen, zumeist unfruchtbaren Kämpfen und kam daher nur sehr langsam vorwärts. Dies im einzelnen darzustellen, kann nur die Aufgabe des künftigen Biographen König Baldwins I. sein. Ich muss mich hier begnügen, einen Umriss vom Gang der Ereignisse zu geben und zugleich die Hindernisse, die der Benutzung der lothringischen Chronik bisher im Wege gestanden, beiseite zu schaffen.

Vom Anfang September 1105 bis Ende April 1106 herrschte Waffenruhe zwischen den Ägyptern und Jerusalemiten. Die Leute von Askalon versuchten dieselbe durch Verheissung oder Überreichung von Geschenken zu einem festen Frieden umzuwandeln, König Baldwin erhob dagegen die stolze Forderung, dass die Stadt ihm übergeben werde, und versuchte, als er sein Ziel nicht im Guten zu erreichen vermochte, die Gegner durch neuen Kriegsdrang vollends einzuschüchtern. Hierbei glückte ihm jedoch wenig. Eine abendländische Flotte stand ihm im Frühling 1106 noch nicht wieder zu Gebot: seine eigene Kriegsmacht genügte nicht zur Belagerung der grossen und festen Stadt: so musste er sich auf eine gründliche Verheerung der Umgegend von Askalon beschränken, und als er nach Jerusalem zurückkehrte, verlor er noch durch einen unglücklichen Zufall einen der vornehmsten Ritter seines Heeres (Alb. Aq. IX, 51, 52).

Nicht lange darauf, wie es scheint, landete eine stattliche, mit Engländern, Dänen und Flandrern bemannte Flotte im Hafen von Joppe. Albert von Aachen sagt freilich, dies sei in anno septimo regni Baldewini, also 1107, geschehen (X, 1), der Zusammenhang zeigt aber deutlich, dass Frühling oder Sommer 1106 gemeint sind; und die falsche Zählung von Balduins Regierungsjahren stammt, wie wir schon wissen, nicht aus der Feder unseres Loth-

ringers, sondern aus der Alberts von Aachen. Die Pilger erboten sich zu einem schneidigen Kampf um des Heilands willen und erklärten sich mit der Belagerung von Sidon, die ihnen Balduin vorschlug, einverstanden. Von Seiten der Jerusalemiten wurden nun auch die zu solchem Unternehmen notwendigen Geräte und Maschinen gerüstet, rechte Kriegslust scheint jedoch nicht unter ihnen vorhanden gewesen zu sein. Sei's dass man durch den vergeblichen Ritt gen Askalon erschöpft war, sei's dass schlechthin nur Geldmangel sich drückend geltend machte, kurz, der König hätte, wie unser Chronist andeutet, den Tribut, den ihm die Leute von Sidon für Verschonung ihrer Stadt in Aussicht stellten, sogleich angenommen, wenn ihm nicht zu bedenklich erschienen wäre, der Verabredung, die er mit jenen Pilgern getroffen, schnöde entgegen zu handeln. Während die Rüstungen deshalb noch fortgesetzt wurden, wurden die Streitkräfte der Jerusalemiten von einem ernsten Unfall betroffen. Hugo von Tiberias, der bedeutendste Vasall Balduins, machte, um die Mittel, quae sibi ad obsidionem Sagittae sufficerent, zusammenzuraffen, einen Beutezug in das Land des „Dicken Bauers", südlich von Damaskus. Als er mit Schätzen beladen zurückkehrte, wurde er in bergiger Gegend, bei Paneas, von den Damascenern überfallen, der Beute beraubt und im Getümmel selber erschlagen. Der Verlust erschien um so empfindlicher, als auch der schwer erkrankte Bruder des Gefallenen gleich darauf starb, und der König nahm dies nun zum Vorwand, um den Pilgern zu erklären, sie möchten ruhig nach Hause zurückkehren, weil es ihm nach solchem Schlage an Kräften fehle, Sidon ernstlich zu belagern. Natürlich liess er sich aber diese Erklärung von den Leuten von Sidon teuer bezahlen (Alb. Aq. X, 1—8).

Dies war ein leichtsinniger Streich, der sich bitter rächen musste. Balduin handelte zwar insofern vielleicht richtig, als die Belagerung von Sidon, mit den siegreichen

Damascenern im Rücken, sehr unrätlich erscheinen mochte; aber er hätte wenigstens das Heer nicht entlassen sollen, vielmehr versuchen müssen, den sehr üblen Eindruck, den die erfolglosen Bedrohungen von Askalon und Sidon nebst der Niederlage von Paneas gemacht hatten, durch irgend einen kühnen Kriegszug schleunigst zu verwischen. Indem er dies unterliess, steigerte er die Kampflust der Feinde zu gefährlicher Höhe. Während er nach Tiberias ging, um dort nach dem Rechten zu sehen und vor allem der Landschaft Galiläa einen neuen Oberherrn zu geben, beschlossen die muhammedanischen Küstenstädte, von Askalon dazu angestachelt, mit vereinigten Kräften das Reich Jerusalem zu bedrängen. Ein gewaltiger Reiterschwarm ergoss sich plötzlich in das alte Gebiet der Schlachten, die Umgegend von Ramle, metzelte eine Pilgerschar nieder, brachte gleich darauf der Besatzung von Joppe, die sich zum Kampf ins freie Feld hinausgewagt hatte, schwere Verluste bei und nahm und zerstörte sogar zwei Tage später die mittewegs zwischen Ramle und Jerusalem gelegene Arnulfsburg. Gleichzeitig wagte ein feindliches Geschwader, von Askalon bis auf die Rhede von Joppe vorzudringen, und plünderte dort, ehe es verjagt werden konnte, ein grosses christliches Schiff vollständig aus.

Diese Unfälle ereigneten sich im Oktober 1106. Von den ersten Kämpfen sagt der Lothringer (X, 9), sie seien geschehen mense Octobri, feria quarta, ipso natali beati Dionysii Martyris: d. h. am Mittwoch, dem 10. Oktober, am Tage nach dem Dionysiusfest, denn dieses wurde tertia feria, Dienstag, 9. Oktober, gefeiert; ipso natali darf man wohl etwas allgemeiner, etwa gleich ipso natali tempore fassen. Zwei Tage darauf fällt die Arnulfsburg und vermutlich an demselben Tage wird das Schiff auf der Rhede von Joppe ausgeplündert, was der Lothringer nach der bekannten wunderlichen Art, chronologische Anknüpfungen zu formulieren, durch die Worte zum Ausdruck bringt:

Dehinc ab hac quarta feria post natale Sancti Dionysii martyris sexta feria inchoante Ascalonitae . . . octo galidas aptantes, in eos viros . . . constituerunt, qui usque Japhet navigio applicarent etc. (X, 15).

König Balduin, der noch in Galiläa verweilte, wurde durch die Nachricht von diesen Einbussen und Niederlagen schmerzlich berührt. Er erkannte den Fehler, den er bei dem Handel um Sidon begangen, rüstete sofort ein Heer und rückte bis zur Beroardsburg, in der Nähe von Askalon, vor. Weil aber die Feinde sich schon längst wieder hinter ihren sicheren Mauern verborgen hatten und in der gänzlich verwüsteten Umgegend von Askalon nicht einmal mehr geplündert oder gebrannt werden konnte, so sah sich der König bald gezwungen, ohne irgend eine Schädigung der Gegner nach Jerusalem zurückzukehren. Das Jahr 1106 endete hiermit für die Jerusalemiten in noch kläglicherer Weise, als es begonnen hatte (X, 16, 17).

In Nordsyrien wurden in demselben Jahr bessere Erfolge erreicht. Tankred zwang nicht bloss die Griechen, die seit einiger Zeit Laodicea, mit Ausnahme der Citadelle, in ihre Gewalt gebracht hatten, die Stadt wieder zu räumen, sondern benutzte auch mit Mut und Einsicht die Feindseligkeiten, die unter den Grossen von Apamea ausgebrochen waren, um diesen bedeutenden Ort zu erobern und dem normannischen Fürstentum einzuverleiben. Der ausführliche Bericht des Lothringers über den lange dauernden Kampf um Apamea ist in einigen Einzelnheiten ungenau, im übrigen jedoch sehr brauchbar und legt abermals Zeugnis dafür ab, wie viele gute Nachrichten unser Chronist selbst über seinem Gesichtskreis ferner liegende Ereignisse zu sammeln vermochte (Alb. Aq. X, 18—24). Zu beachten ist aber hierbei noch folgendes. Der Lothringer erwähnt, wie berührt, bei Gelegenheit des Kampfes um Apamea in Kürze auch die Rückeroberung von Laodicea, und ich habe deshalb schon früher (s. Boemund und Tankred, S. 37) die

Einnahme beider Städte ins Jahr 1106 gesetzt. Heyd rückt dagegen den Fall Laodiceas ins Jahr 1108 hinab (Geschichte des Levantehandels im Mittelalter, I, 160 f.), weil Tankred in diesem Jahre zwei Diplome ausgestellt habe — eins vor der Eroberung von Laodicea und eins nach derselben —, in denen er den Pilgern, die ihm bei der Belagerung halfen, Handelsquartiere zugewiesen und Verkehrsfreiheit gewährt habe. Aber die uns inderthat überlieferten zwei Aktenstücke sind keine Diplome Tankreds, sondern offenbar nur Auszüge aus einem und demselben Diplom, die — im Sachinhalt gleich, im Wortlaut verschieden — im Jahr 1108 in Pisa zu irgend welchem Zweck gemacht wurden. Schon die ganze Haltung beider Schriftstücke beweist dies zur Genüge, noch bestimmter aber geht es aus dem Anfang des zweiten Stücks hervor, der die Hand des sogar recht ungeschickten Pisaner Ab- und Umschreibers deutlich verrät: Tancredus dux et princeps Antiochenus, qui tunc orientali, Deo favente, dominabatur regioni etc. (Dal Borgo diplomi Pisani, p. 85 seq. Documenti sulle relaz. tosc. coll' Oriente, p. 3.) Wir haben natürlich wegen dieser zufällig im Jahre 1108 angefertigten Auszüge aus dem schon früher vollzogenen Diplom keinen Anlass, die Eroberung Laodiceas über das Jahr 1106 hinabzurücken.

Im Laufe des Jahres 1107 besserte sich die Lage Jerusalems allerdings, jedoch vorerst nur im bescheidensten Masse. Man fand keine Gelegenheit zu grossen Unternehmungen, geschweige Eroberungen, indessen im Kleinkriege fügte man den Feinden ein paarmale empfindlichen Verlust zu, nahm ihnen auch reiche Beute ab. Der einzige Chronist, der die Geschichte dieses Jahres eingehend behandelt, ist unser Lothringer. Was er giebt, ist in allem wesentlichen gut und keineswegs verwirrt, wie Wollf (l. c. p. 41) meint.

Verkehrt erscheint nur wieder die chronologische Anknüpfung an das Vorhergehende (X, 25): Dehinc, post mortem Hugonis, rex Baldewinus a Tabaria et terra Suet

(das Gebiet des „Dicken Bauers“) eodem anno, celebrato ibidem Natali Domini, Ptolomaidam reversus est, anno regni sui octavo, ut quiesceret a labore itineris etc. Hier ist aber zunächst der thörichte Zusatz Alberts von Aachen anno r. s. octavo zu streichen, denn es ist die Rede vom Jahre 1107, sogar noch von den letzten Tagen des Jahres 1106. Sodann ist zwar zu tadeln, dass die Ereignisse, welche der Reise nach Akkon vorausgingen, nicht vollständig genug angegeben sind, für sich allein hätte dieser Mangel jedoch geringe Bedeutung. Er fällt nur deshalb ins Gewicht, weil er einen Zweifel übrig lässt, wo der König das Weihnachtsfest 1106 gefeiert hat. Balduin ist ja im Spätherbst 1106 von Galiläa südwärts bis zur Beroardsburg und von dort nach Jerusalem gegangen. Soll man nun annehmen, dass er von der Hauptstadt sehr bald, noch etliche Wochen vor Jahresschluss, nach Galiläa zurückgekehrt ist, weil seine wiederholte Anwesenheit hier notwendig war, oder soll man, weil diese Annahme etwas gezwungen erscheint, sich der Vermutung zuneigen, dass in den Worten celebrato ibidem Natali Domini ein Irrtum steckt? Dass wir diese Frage nicht mit Sicherheit beantworten können, ist bedauerlich. Aber zur Erschütterung der Glaubwürdigkeit des Lothringers reicht dies gewiss nicht hin, und zwar umsoweniger, als vielleicht erst die ungeschickte Hand Alberts von Aachen oder eines andern Abschreibers dem ursprünglichen Wortlaut unserer Stelle — abgesehen von dem Zusatz anno r. s. octavo — die vorliegende befremdliche Fassung gegeben hat.

Jedenfalls verweilte der König gleich nach Weihnachten 1106 in Akkon, wie es scheint in der Meinung, hier noch den Rest des Winters in Ruhe verleben zu können. Aber in eben dieser Zeit kam die Nachricht nach Akkon, dass ein damascenisches Heer gegen Tiberias marschiere. Balduin bot schnell eine kleine Ritterschar auf, eilte mit derselben den Feinden entgegen, schritt jedoch

nicht zum Angriff, sondern begnügte sich, durch gütliche Mittel die Gefahr von Tiberias abzuwenden. Denn als einige damascenische Gesandten zu ihm kamen, beschenkte er dieselben, nach der Schilderung des Lothringers, überreichlich und bewog sie dadurch, ihren Landsleuten die christliche Kriegsrüstung als unüberwindlich darzustellen, so dass das damascenische Heer eiligst heimkehrte. Der König ging darauf südwärts bis nach Bethlehem, wo er in die Epiphaniae Domini (6. Januar 1106) unter den üblichen Feierlichkeiten die Krone trug. Vom 8. oder 9. Januar bis zur Mitte des Monats verweilte er in Jerusalem in diversis negotiis militaris rei, machte dann einen Ritt nach Joppe und Neapolis ad disponendas et tuendas has civitates, kehrte im Lauf des Februar nach Jerusalem zurück und begann am letzten Tage dieses Monats einen Streifzug in die Landschaften südlich und östlich vom toten Meere (capite jejunii, am 27. Februar, war er noch in Jerusalem, proxima die marschierte er ab). Er hatte nämlich die Nachricht erhalten, dass die Damascener in antiqua valle Moysi (in der bezeichneten Gegend) auf Wunsch der dort lebenden Araber eine Befestigung anzulegen im Begriff seien, um fränkischen Kaufleuten, die sich bisher so weit vorgewagt, von nun an den Weg zu versperren. Westlich vom toten Meere gen Süden ziehend erreichte Balduin zwar den bestimmten Platz, vermochte aber den Damascenern, die angstvoll vor ihm die Flucht ergriffen, nichts anzuhaben. Dafür räucherte er, ähnlich wie im Herbst 1100, die Höhlen bewohnenden Araber aus, tötete viele, nahm andere gefangen und raffte nicht unbeträchtliche Beute zusammen. Beim Rückmarsch umkreiste er das tote Meer auf der Ost- und Nordseite, überschritt daher auch den Jordan, verliess aber Jerusalem, nachdem er seinen Beuteanteil dort niedergelegt, sehr bald von Neuem. Diesmal ging der Ritt über Joppe nach Akkon, wo der König plurimum de negotio regni sui verhandelte, bis er am 11. April (in ipsa coena

Domini) nach Jerusalem zurückkehrte, um hier am Osterfeste (14. April) die Krone zu tragen. Ende April begab er sich wieder nach Akkon und von dort nach Tiberias, welches ihm wohl fortdauernd am meisten bedroht schien (Alb. Aq. X, 25—31).

Dies sind schlichte Mitteilungen aus dem Itinerar des Königs, die in Zeit und Raum klar vor uns stehen und die zu bezweifeln kein Anlass vorhanden ist. Dasselbe gilt auch von den folgenden Berichten.

Die Askaloniten bemerkten, dass der König sich, wenn man von dem Ritt um das tote Meer absieht, fast nur um die nördlichen Landschaften seines kleinen Reiches kümmerte, und wagten daher im Mai oder Juni einen Angriff auf Joppe. Der König schickte der Stadt sogleich Hilfe und versprach auch, selber schnell herbeizukommen. Die Belagerten machten hierauf einen erfolgreichen Ausfall, so dass Balduin in Joppe, als er dort eintraf, nichts mehr zu thun fand und deshalb nach Jerusalem ging. Aber die Askaloniten waren durch den Schlag, den sie vor Joppe erhalten, nur wenig geschwächt, so dass sie, nachdem sie auch noch seldjukische Streitkräfte an sich gezogen, teils gegen Hebron und teils sogar gegen Jerusalem vorgingen. Von beiden Orten wurden sie jedoch, von Hebron besonders durch Balduins Umsicht und Tapferkeit, mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Hierauf hatten die Jerusalemiten usque ad Augusti mensem Ruhe (Alb. Aq. X, 32—35).

Post haec diebus aliquot transactis, also im Spätsommer oder Herbst hörte der König, dass eine grosse ägyptische, mit Kaufmannsgütern reich beladene Karawane östlich vom Jordan entlang ziehe. Er eilte ihr mit einer kleinen Ritterschar nach, überfiel sie und kehrte mit vielen Kamelslasten von Zucker, Honig, Öl, Pfeffer und andern Gewürzen nach Jerusalem zurück (X, 36). Vielleicht in denselben Tagen, die Balduin am Jordan verweilte, wagten die Askaloniten noch einmal, die Mauern ihrer Stadt zu

verlassen. Fulcher erzählt wenigstens — das Einzige, was er von den jerusalemitischen Kämpfen des Jahres 1107 berichtet —, dass im November dieses Jahres eine askalonitische Schar den von Joppe nach der heiligen Stadt ziehenden Pilgern aufgelauert habe, aber durch 75 aus Joppe heranstürmende Ritter in die Flucht geschlagen sei. (Fulch. p. 417).

An die Geschichte des Jahres 1107 knüpft der Lothringer mit einfachem post haec — der diesmal richtige Zusatz in anno octavo regni regis Baldewini stammt natürlich wieder aus Alberts Feder — die Schilderung der Ereignisse des Jahres 1108. Er zieht dabei aber zunächst nicht die Thaten und Leiden der Jerusalemiten, sondern die Schicksale eines weiten Länderkreises, von denen er für dieses Jahr viel zu melden hatte, in Betracht.

So erzählt er, dass endlich die edessenischen Grafen Balduin und Joscelin, die in der Unglücksschlacht bei Harran im Jahre 1104 gefangen worden waren, für schweres Geld ihre Freiheit wieder erhielten, aber, in der Heimat angelangt, sofort mit Tankred, der bisher Edessa beherrscht hatte, in Streit gerieten und sehr blutige Kämpfe bestehen mussten, bis ihnen die Hauptmasse ihres alten Gebietes gesichert und der Normann im wesentlichen wiederum auf das Fürstentum Antiochien beschränkt war. Was unser Chronist über diese für Nordsyrien verhängnisvolle, die Macht der Franken empfindlich schwächende Auseinandersetzung zwischen Edessa und Antiochien berichtet, ist ziemlich fragmentarisch, sonst aber kaum tadelnswert. Der Hauptfehler, der darin enthalten ist, besteht in der Nennung des Emirs Djekirmisch von Mosul als des Fürsten, der bei der Freilassung der Grafen und bei ihrem Kampf mit Tankred die Hauptrolle gespielt habe. Djekirmisch war aber schon tot; an seine Stelle war seit Kurzem Emir Djawali getreten (Alb. Aq. X, 37, 38. Vergl. Boemund und Tankred, S. 37—40).

An die nordsyrische Episode schliesst der Lothringer eine ganze Gruppe von Ereignissen, die zur ägyptischen, griechischen und italienischen Geschichte gehören. Er berichtet, dass der hochangesehene deutsche Ritter Konrad, der den Kreuzzug von 1101 mitgemacht hatte und im Mai 1102 bei Ramle von den Ägyptern gefangen worden war, auf Fürbitte des Kaisers Alexius von dem fatimidischen Chalifen frei gelassen wurde, dass zwei Jahre hierauf Boemund ein grosses Kreuzheer von Italien nach Griechenland führte, um seinen alten Gegner, eben Kaiser Alexius, zu demütigen, und dass endlich, ungefähr ein Jahr später, weil die Kräfte des Normannen zu einem entscheidenden Siege nicht hinreichten, eine endgültige friedliche Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Kaiser stattfand (Alb. Aq. X, 39—45). Diese Erzählung betrifft grossenteils Dinge, über die unser Chronist nicht genau unterrichtet sein konnte. An Irrtümern fehlt es daher nicht. Trotzdem verdienen seine Mitteilungen, die schon durch ihren verhältnismässig bedeutenden Umfang wieder sein fleissiges Fragen und Forschen erkennen lassen, mehr Beachtung, als sie bisher gefunden haben. Für die vorliegende Untersuchung ist aber nur nötig, auf die chronologische Einordnung derselben hinzuweisen. Es heisst, eodem tempore, also, wie man meinen sollte, 1108 sei Konrad freigelassen worden: zwei Jahre darauf, also 1110, habe Boemund den Krieg gegen Alexius begonnen und ein Jahr später, also 1111, mit dem letzteren sich versöhnt. Das ist Unsinn; aber wir brauchen diese Data nur nach dem so oft schon angewendeten Schema zu lesen, um volle Klarheit in die Sache zu bringen. Die ganze Ereignisgruppe ist in die Geschichte des Jahres 1108, von welchem vorher und nachher die Rede ist, eingefügt. Der Lothringer schrieb mithin unter dem Eindruck, dass diese Ereignisse eodem tempore, 1108, ihren Abschluss gefunden haben, aber erst nachdem seit Jahren dies und jenes zu der Gruppe Gehörende geschehen war.

In Wahrheit stellte daher unser Chronist die Freilassung Konrads in das Jahr 1105, den Beginn des boemundischen Krieges in das Jahr 1107, das Ende desselben in das Jahr 1108, und daran ist nichts auszusetzen.

In der jerusalemitischen Geschichte trägt das Jahr 1108 denselben Charakter wie die letztvoraufgegangene Zeit. Die Kämpfe, die dasselbe füllen, enden teils mit Niederlagen, teils mit unfruchtbaren Siegen der christlichen Waffen. Doch fehlt es nicht ganz an Anzeichen, dass die Kraft der Franken, natürlich durch Ansiedelung immer zahlreicherer Pilger im heiligen Lande, allmählich wuchs.

Der Lothringer ist der einzige Schriftsteller, der uns darüber unterrichtet. Seine Darstellung, an sich durchaus glaubwürdig, wird überdies durch ein paar kurze Bemerkungen arabischer Chronisten bestätigt. Zu beachten ist nur, dass der Lothringer zuerst die Ereignisse des Spätsommers und Herbstes (X, 46—53), darnach die des Frühjahrs 1108 (X, 54—57) erzählt. Er macht aber, im Anfang des 54. Kapitels, selber darauf aufmerksam, dass er diese Umstellung vorgenommen habe, und datiert die einzelnen Ereignisse ziemlich genau.

Im Mai dieses Jahres griffen die Feinde zu den Waffen. Ein damascenischer Heerhaufe fiel in Galiläa ein und suchte die dortige Ritterschaft zu voreiligem Kampfe zu verlocken. Das Unternehmen glückte nur allzugut, indem Gervasius, seit 1106 Herr von Tiberias, sich bewegen liess, mit seinen geringen Streitkräften tolldreist auf die gegnerische Übermacht loszustürmen. Seine Leute wurden fast alle erschlagen, er selber gefangen, und dem König wurde gemeldet, man werde seinen Vasallen freilassen, wenn dagegen die Städte Tiberias, Haifa und Akkon von den Christen geräumt würden. Balduin lehnte die Räumung der Städte ab, erklärte sich jedoch zur Zahlung sehr hohen Lösegeldes bereit. Die Damascener, hierüber erzürnt, brachten schliesslich den unglücklichen Gervasius um.

Diese Vorgänge werden auch von muhammedanischen Chronisten erwähnt (Ibn Alatyr, p. 268. Mirat Ez-Zeman, p. 536. Ibn Khaldun, ed. Tornberg, p. 69), hier und da freilich von dem lothringischen Berichte ein wenig abweichend. Aber der letztere ist ja das Werk eines kenntnisreichen Zeitgenossen und enthält deshalb vermutlich die bessere Überlieferung. Wie gute Kunde der Lothringer besass, zeigen besonders kleine Züge der Schilderung, die zum Teil auch für seine ansprechende warmherzige Schreibweise Zeugnis ablegen. Der Ritter Gervasius z. B. hatte prachtvolles, von der Schere seit langem unberührtes Haupthaar besessen: um die Christen zu höhnen, heftete nun ein vornehmer Damascener den Skalp des Ermordeten an die Spitze seiner Lanze. Oder: der Untergang der galiläischen Ritterschaft rief Jammer und Klagen in Jerusalem hervor: quin Baldewinus rex, licet feritate leonis et apri ad omnia semper adversa inflexus, nunc consternatus est animo, laeto tamen vultu omnino dolore disssimulato.

Die Niederlage hatte übrigens für die Jerusalemiten nicht die schlimmen Folgen, die Balduin im ersten Augenblick befürchtet haben mag. Der Grund davon scheint in den Erfolgen zu liegen, welche die Provenzalen unter der Führung Wilhelms von Cerdagne, des Nachfolgers Graf Raimunds, damals in den Landschaften Mittelsyriens erfochten (Ibn Alatyr, p. 269). Jedenfalls sahen die Damascener sich nicht imstande, den Vorteil, den sie über Jerusalem erlangt hatten, kräftig auszunützen, und erbaten oder bewilligten einen Waffenstillstand, der denn auch für die nächsten vier Jahre vereinbart wurde.

Hierdurch im Rücken gedeckt, wagte der König, im Sommer 1108 die Belagerung Sidons, also dasjenige Unternehmen, welches er zwei Jahre früher nach einem ähnlichem Unfall für unausführbar erklärt hatte, mit vollem Nachdrucke zu beginnen. Eine grosse Flotte stand ihm zwar diesmal nicht zu Gebot, vielmehr musste er sich be-

gnügen mit den Schiffen der Pisaner, Genueser, Venetianer, Amalfitaner et omnium eorum, qui more praedonum expugnare et exspoliare solent navigantes — eine Bemerkung, die ohne Zweifel besagen will, dass Balduin nur kleinere Geschwader zu vereinigen vermochte, und die überdies einen Fingerzeig giebt, wie auch in grossen Flotten Schiffe verschiedener italienischen Städte zu gemeinsamer Aktion gekommen sein mögen. Indessen der kühne Fürst hielt seine Streitkräfte trotzdem für ausreichend, schloss deshalb im August Sidon von allen Seiten ein, errichtete Wurfgeschütze und Belagerungstürme auf dem festen Lande wie auf den Schiffen und bedrängte die Stadt durch rastlose Angriffe. Ein glücklicher Zwischenfall steigerte noch seine Kraft, indem es einer Streifschar, die von Jerusalem über den Jordan entsendet wurde, gerade in dieser Zeit gelang, überreiche Beute heimzubringen, so dass der König imstande war, plurimum aurum militibus auszuteilen. Endlich, eines Abends, stürzte ein Turm der sidonischen Festungswerke zusammen, und durch die so geöffnete Bresche wurde für den andern Morgen die Erstürmung der Stadt in Aussicht genommen. Aber schon in der Nacht erreichte eine ägyptische Flotte die Rhede von Sidon; in der ersten Morgenfrühe vereinigte sich mit ihr ein tripolitanisches Geschwader; das Gefecht, in welches gleich darauf die christlichen Schiffe verwickelt wurden, endete so unglücklich, dass Sidon nicht bloss deblokirt, sondern ausserdem der Überrest der italienischen Fahrzeuge, der sich vor den Siegern zu retten versuchte, auf den Strand getrieben wurde. Am nächsten Tage machten die Muhammedaner mit grosser Macht einen Ausfall auf das Lager des Königs, wurden hier freilich festen Fusses empfangen und unter schweren Verlusten in die Stadt zurückgetrieben, aber nun erhielt Balduin gar die Nachricht, dass auch ein von Damaskus trotz jenem Waffenstillstand gerüstetes Entsatzheer schon nahe herangekommen sei. Dessen Eintreffen durfte

er nicht mehr abwarten. Er verbrannte deshalb Zelte, Schiffe und Belagerungsmaschinen und zog gen Akkon ab. Die Damascener, die bald darnach anlangten, gerieten mit den Einwohnern von Sidon in Hader und offenen Kampf, weil diese jetzt die grosse, für die Hilfsleistung in Aussicht gestellte Summe nicht zahlen wollten. Schliesslich begnügten sie sich mit einer Teilzahlung und kehrten in die Heimat zurück.

Von dieser erfolglosen Belagerung Sidons spricht auch Ibn Alatyr (l. c. p. 257). Seine wenigen Worte reichen hin, um die Erzählung des Lothringers in allen Hauptpunkten zu bestätigen. Wie genau der letztere unterrichtet war, verraten hier ebenfalls anziehende Einzelnheiten. Der König marschierte — unter anderm — nicht ohne Aufenthalt von Sidon nach Akkon zurück, sondern erquickte sich nach den Anstrengungen des Krieges mittewegs durch muntere Jagd, curas et casum suorum interim oblivioni dans. Sein Zögern rief in Akkon, wo man von dem Abbrennen des Lagers schon Kunde hatte, Bestürzung und Sorge um seine Person hervor. Aber post haec rex a venatione et montanis egressus Ptolomaidam intravit. Quem omnis populus Christianorum quasi redivivum in voce jocunditatis suscipiens, prae nimio gaudio lacrimatus, caput et manus illius plurimum deosculatus est. — Nur in einem Stück irrt unser Chronist, oder braucht wenigstens überschwengliche Worte, dass nämlich jener Turm, durch dessen Fall die Bresche entstand, absque hominum labore niedergestürzt sei. Auf diesem Turm hatten sich aber fränkische Überläufer, treulose Provenzalen, welche mit dem Heiligsten Spott trieben, befunden. Die Christen hatten deshalb eifrig gebetet und gefleht, dass Gott solche Schmach nicht dulden möge. Nun musste natürlich nicht in Folge von Stössen ihrer eigenen Maschinen sondern durch ein Wunder der Turm zu Fall kommen.

An die Kriegshändel des Jahres 1108 knüpft der Lothringer die Geschichte eines neuen Streites zwischen Königtum und Patriarchat, der 1107 begonnen hatte und 1108 zum Austrag kam (X, 58, 59). Was unser Chronist hier bringt, soll „falsch" oder „schlecht" sein, ist aber garnicht übel, nur leider weniger vollständig, als zu wünschen wäre. In den neueren Behandlungen dieses Streites ist der Hergang der Ereignisse nicht richtig erkannt worden (Vergl. Hagenmeyer, l. c. p. 387 seq. Wollf, l. c. p. 21 seq.).

Die Hauptaufgabe, die der Forscher hier zu vollziehen hat, besteht in zutreffender Interpretation des Erlasses, den Papst Paschalis am 4. Dezember 1107 an das Reich Jerusalem richtete (Hagenmeyer l. c.). Aus ihr ergiebt sich sofort, was wir von den Mitteilungen des Lothringers und daneben auch Wilhelms von Tyrus zu halten haben.

Der Papst schreibt: der abgesetzte Patriarch Dagobert sei zu ihm gekommen, habe seine Unschuld erwiesen und sei deshalb in sein Amt wieder eingesetzt worden. Ebremar sei natürlich abgesetzt worden, jedoch, quia in locum vacuum successisse legati nostri videtur assensu, mit der Vergünstigung, dass er Bischof bleiben, ja sogar in Jerusalem, wenn ihn die dortige Kirche nach Dagoberts Tod wählen sollte, wieder ins Amt treten dürfte. Ceterum anteqnam vobis sententia hec auctoritatis nostre litteris insinuaretur, sei Dagobert (zu Messina am 16. Juni 1107) gestorben, und nun seien vor Kurzem Ebremar und Arnulf zu ihm, dem Papst, gekommen, hätten von dem neuen Streit, der in Jerusalem ausgebrochen, berichtet und dabei schwer vereinbare litterae des Kapitels, der Bischöfe und des Königs vorgezeigt. Nach den litterae Ebremars habe die jerusalemitische Kirche diesen post Diaberti obitum, post cognitam concilii sententiam wiedergewählt; nach Arnulfs litterae begehre die Kirche hingegen Ebremars gänzliche Absetzung und weise darauf hin, dass Ebremar seine litterae nur ante certam synodalis sententie notitiam erhalten

und post illius sententie certam notitiam kein Zeichen der Obedienz mehr empfangen habe. Um diesen Streit zu schlichten, verordne er, der Papst, dass in Jerusalem eine Untersuchung geführt werde, ob Ebremar post certam sententie notitiam wiedergewählt sei oder nicht: im ersteren Falle sei und bleibe derselbe Patriarch, im zweiten Falle könne und müsse sogar ein anderer gewählt werden. Wenn übrigens auch die Untersuchung nur zu einer partium diversitas führe, so dürfe Ebremar die Wahrheit seiner Behauptung mit 7 Zeugen beschwören und dem Streit damit ein Ende machen..

Prüfen wir zunächst Wilhelm von Tyrus an der Hand dieser päpstlichen Erörterungen, so stossen wir sogleich auf die befremdliche Bemerkung, dass Ebremar, audiens quod Daimbertus revertebatur, sedem suam recepturus, antequam de obitu ejus instrueretur, nach Rom abgereist sei, oder abzureisen beschlossen habe (XI, 4). Dies kann nicht richtig sein, sowohl weil Ebremar vor Dagoberts Tod von dessen Wiedereinsetzung keine offizielle Kunde besass (s. oben: Ceterum antequam . . . insinuaretur), als auch weil Ebremar vor dem Papste aussagte, er sei post Diaberti obitum, d. h. doch ohne Zweifel während seiner den Tod Dagoberts überdauernden Anwesenheit in Jerusalem wiedergewählt worden. Dem entsprechend sagt auch Fulcher, p. 417: transfretavit Ebremarus, Romam petens . . . Nam Daibertus patriarchatum recuperaverat, sed in reditu postmodum obierat. Noch verkehrter ist, dass Ebremar bei der letzten Erörterung der Sache in Jerusalem, welche dem Streite schliesslich ein Ende machte, deshalb für immer abgesetzt worden sei, weil er den Stuhl Dagoberts in Besitz genommen habe, während dieser noch lebte und mit der römischen Kirche in Verbindung stand. Denn in jener sententia hatte der Papst ja von vornherein erklärt, dass dem Ebremar hieraus kein Verbrechen gemacht werden solle, quia in locum vacuum sucessisse legati nostri videtur assensu.

Auf die Darstellung Wilhelms von Tyrus ist mithin nichts zu geben. Der Geschichtschreiber des Reiches Jerusalem hat über den Ebremarhandel ebensowenig sichere Kunde gehabt wie über den Dagoberthandel: er ist überall einer Legende gefolgt, deren Quelle in den Erdichtungen und Ausstreuungen einer im Geiste Dagoberts thätigen Kirchenpartei zu suchen ist.

Besser steht es mit unserem Lothringer. Nur ist bei ihm zu beachten, dass er beim Ebremarhandel zwar nicht einen Parteiwechsel vollzieht, wohl aber Recht und Billigkeit in den Massnahmen der leitenden Personen anders verteilt findet als beim Dagoberthandel. Die Verfolgung Ebremars von Seiten seiner jerusalemitischen Gegner erscheint ihm unberechtigt, und für die schliessliche Entfernung des Mannes vom Patriarchat sieht er eine Entschuldigung nur in dem tiefen Friedensbedürfnis der jungen Kirche des heiligen Landes. Ist es da zu verwundern, dass er die Erfolge, die Ebremar in Rom erreicht hatte, ein wenig aufbauscht, den Kanzler Arnulf vor den Gründen seines Gegners verstummen und diesen mit einem päpstlichen Schreiben heimkehren lässt, quatenus honorifice et sine offensione sedem patriarchatus ultra retineret? Das ist in der That nur wenig aufgebauscht. Denn nach der sichersten Quelle, dem oben behandelten päpstlichen Schreiben, hat Paschalis sich von Anfang bis zu Ende dem Patriarchen ausserordentlich gewogen gezeigt und demselben schliesslich in die Hand gegeben, durch einen Eidschwur Amt und Würde sich für immer zu sichern. Dies streift so nahe an die Mitteilung des Lothringers, dass dieselbe aus dem Munde eines vom Rechte des Patriarchen überzeugten und vermutlich von dessen Parteigängern unterrichteten Mannes, begreiflich genug erscheinen dürfte. Jedenfalls aber liegt in dieser Übertreibung der einzige Irrtum des Lothringers: im übrigen ist sein Bericht fehlerfrei und brauchbar.

Nach alledem bleibt jedoch noch die Frage zu beant-

worten, was denn eigentlich Anlass und Inhalt dieses Ebremarhandels waren. Viel lässt sich da nicht sagen. Von 1102—1107 scheinen der Patriarch und der König, insofern als jede Spur eines Streites fehlt, in gutem Einvernehmen gestanden zu haben. Im Sommer 1107 trafen zuerst offenbar nichtoffizielle Nachrichten von jener sententia des Papstes und gleichzeitig etwa von Dagoberts Tod in Jerusalem ein, wie aus der Gegenüberstellung von cognita sententia und certa sententie notitia im obigen päpstlichen Schreiben zu schliessen ist. Diese Nachrichten mögen in der heiligen Stadt vor allem den Eindruck gemacht haben, dass man, um die eigene Selbständigkeit päpstlichen Machtsprüchen gegenüber möglichst zu wahren, den Patriarchen Ebremar schleunigst von neuem wählen, bezüglich ihn wiederholt als kirchlichen Oberherrn des heiligen Landes bezeichnen müsse. Kurze Zeit aber, nachdem dies geschehen, wird der offizielle Wortlaut der sententia bekannt geworden sein. Aus demselben ersah man, dass man vor weiteren päpstlichen Machtsprüchen keine Sorge zu hegen gebraucht hätte. Nun empfand man wohl die hastige Neuwahl, die feierliche Anerkennung des Patriarchen wie eine Übereilung. Ein Streit darüber mag sich erhoben haben, wer denn diesen Akt eigentlich verschuldet habe, und hierbei dürften der König und dessen Anhänger zu der Meinung gekommen sein, der Patriarch sei der Schuldige: er habe die ungenauen nichtoffiziellen Nachrichten klug benutzt, um sich in seiner Stellung vollends zu befestigen. Bei der leidenschaftlichen Natur Balduins und bei der schlimmen Erfahrung, die der König schon einmal mit klerikaler Herrschsucht gemacht, darf solche, mit Recht oder Unrecht gefasste Meinung als hinreichend angesehen werden, um den vollen Bruch zwischen ihm, seinem treuen Diener, dem Kanzler Arnulf, und dereu sämtlichen Anhängern auf der einen Seite, dem Patriarchen und dessen Freunden auf der auderu, begreiflich erscheinen zu

lassen. Ebremar und Arnulf eilten nach Rom: ihr dortiger Streit drehte sich vornehmlich um die Stunde, in welcher man zu Jerusalem certa oder incerta sententie notitia besessen habe. Der Papst that das Möglichste für Ebremar. Balduin aber und die Seinen blieben nach der Rückkehr des Patriarchen in ihrem stolzen Trotz, und endlich führte der sanftere Charakter Ebremars zur Lösung des Streites. Er verzichtete auf die Patriarchenwürde und begnügte sich mit dem Erzbistum Cäsarea. An seine Stelle trat der päpstliche Legat, der zur Untersuchung der Sache nach Syrien geschickt war, Gibelin, bisher Erzbischof von Arles.

Bei dieser Entwickelung des Hergangs der Ereignisse spielen, wie man sieht, — ähnlich wie bei der Geschichte der Pläne und Thaten Dagoberts — Vermutungen eine grosse Rolle. Dieselben lehnen sich aber soweit als möglich an die Quellen, in erster Linie an den Erlass des Papstes Paschalis an. Von gesuchten Kombinationen ist in ihnen nicht die Rede, wie z. B. bei Wollf (l. c. p. 24), der den armen Ebremar zu einem plumpen Betrüger stempelt, indem er ihn litterae des Jahres 1102 anstatt solcher des Jahres 1107 dem Papste vorzeigen lässt.

Der zweite jerusalemitische Kirchenstreit trägt im übrigen einen wesentlich andern Charakter als der erste. Bei Dagobert handelte es sich um ernsten Kampf der Staatsgewalt mit einem kühnen Hierarchen, der auch nach seinem Sturze noch gefährlich blieb, indem er den Papst für sich zu gewinnen wusste und nur durch schnellen Tod verhindert wurde, neue Händel in Jerusalem zu erregen. Im Jahr 1107 hingegen gaben allem Anschein nach kleinere persönliche Reibungen und Missverständnisse Anlass zum Streit und verursachten daher auch keine schwere Erschütterung des jungen Staatswesens.

König Balduin I. von 1109 bis 1118.

Während der letzten Jahre, die im voraufgehenden Abschnitte behandelt sind, hatte sich ein denkwürdiger Umschwung der Machtverhältnisse unter den syrischen Franken vorbereitet. Die Jerusalemiten hatten sich zwar oftmals mühsam der Feinde erwehrt und seit 1104 nicht einen einzigen bedeutenderen Ort erobert, aber ihre Kraft war trotzdem gewachsen und die Kühnheit, die Balduin im Herbst 1108 im Kampf um das starke Sidon gezeigt, hatte den Feinden solchen Schrecken eingeflösst, dass sowohl diese Stadt wie Tyrus und Beirut, um von weiteren Angriffen verschont zu bleiben, dem König gleich darnach bedeutende Zahlungen leisteten (Alb. Aq. XI, 11). In Nordsyrien dagegen war die Kraft der Lateiner durch die Losreissung der edessenischen Gebiete vom Fürstentum Antiochien und mehr noch durch den Krieg zwischen den edessenischen Grafen und Tankred arg geschädigt worden. Für die gegenseitigen Beziehungen der fränkischen Fürsten ergab sich hieraus vor allem, dass Tankred, jahrelang der mächtigste Häuptling der syrischen Christen, eine besonders hervorragende Stellung nicht mehr bewahren konnte und vielleicht bald sich genötigt sah, dem Fürsten, der die heilige Stadt und den Königstitel besass, den Vorrang zu lassen, ihm eine Art von Oberherrschaft über alle Franken des Morgenlandes zuzugestehen. In der That kam es, bei Verhandlungen zwischen Balduin und dem Normannen, hierzu schon im Jahre 1109.

Den Anlass bot eine Parteiung in Mittelsyrien. Dort hatten die Provenzalen in letzter Zeit, wie schon berührt, unter der Führung Wilhelms von Cerdagne bedeutende Fortschritte gemacht, namentlich die feste Burg Irkah, welche die Kreuzfahrer im Frühling 1099 nicht zu erobern vermocht, im Jahre 1108 in ihre Gewalt gebracht (Alb. Aq.

XI, 1, 2). Gleichzeitig aber hatte ein neues provenzalisches Heer Südfrankreich verlassen und landete nun, Anfang 1109, an der syrischen Küste. An der Spitze desselben stand Graf Bertrand, ein Sohn Raimunds; Cerdagne war ein entfernterer Verwandter des letzteren. Bertrand nahm die Gebiete, die sein Vater erworben hatte, als sein Erbe in Anspruch; Cerdagne wollte aus denselben nicht weichen, und so kam es hier zu einem schweren Konflikt, der sehr bald sämtliche Frankenfürsten in seine Kreise zog.

Bei der Erzählung von diesen Dingen soll unser Lothringer sich grobe Fehler zu Schulden kommen lassen, sogar phantastischer Dichtung wieder sein Ohr leihen. In erster Linie wird seine Chronologie getadelt: er sei in der ganzen Masse von Berichten, welche das elfte Buch Alberts von Aachen füllen, in seinen Daten um ein Jahr zurück, weil er die Einnahme von Tripolis, die in den Sommer 1109 gehört, schon ins Jahr 1108 setze und alle übrigen Ereignisse entsprechend verfrüht anreihe. (Sybel, Gesch. des ersten Kreuzz. S. 71). Der Folgerung, dass alle übrigen Ereignisse verfrüht angesetzt seien, würde ich mich nicht anschliessen, selbst wenn der Lothringer wirklich sagte, Tripolis sei schon 1108 gefallen. Er giebt aber für die Eroberung der Stadt gar kein Datum, sondern erwähnt nur die Zeit des Aufbruchs des Grafen Bertrand aus der provenzalischen Heimat (XI, 3): tempore quadragesimali, Martio mense inchoante, d. h. Anfang März 1108 (im Jahr 1109 begann tempus quadragesimale erst am 10. März). Daran ist insofern nichts auszusetzen, als Graf Bertrand während der ersten Monate des Jahres 1109 Syrien erreichte, nachdem er zuvor eine so weite, in grossem Zickzack hin und hergehende Seereise gemacht hatte, dass er die Heimat jedenfalls schon im Jahre 1108 verlassen haben muss. Zweifelhaft könnte nur erscheinen, ob der Aufbruch schon im März 1108 erfolgte, weil Bertrand nicht bloss seit mehreren Jahren, sondern bis in den Mai 1108, wie mehr-

fach hervorgehoben worden ist, mit dem Stift zu Saint-Gilles in heftiger Fehde lag. (S. Wilken, Gesch. der Kreuzzüge, II, 203. Recueil des historiens des Gaules XV, 30—41). Da jedoch diese Fehde noch weit länger und bis in die Zeit der zweifellosen Anwesenheit Bertrands in Syrien dauerte, so kann derselbe die Provence recht wohl schon vor dem Mai 1108 verlassen haben. (Vergl. die Urkunde vom 10. August 1109 in Liber jurium reip. Genuens. I, 19). Auf provenzalischen Schiffen fuhr der Graf nach Italien, sicherte sich dort gute Unterstützung durch eine starke genuesische Flotte, gewann vielleicht auch ein pisanisches Geschwader (XI, 3, 13) — eine Vereinigung von Streitkräften, an der wir nach allem, was wir über die Kriegsgemeinschaft von Seeleuten verschiedener italienischen Städte kennen gelernt haben, nicht unbedingt zu zweifeln brauchen —, segelte dann durch das aegaeische Meer, nach einem Aufenthalt an der thessalischen Küste, bis nach Konstantinopel, erneuerte hier die alte Freundschaft der Provenzalen mit Kaiser Alexius und fuhr endlich, vermutlich Anfang 1109, nach Syrien. Der erste Hafen, den er dort anlief, war der von Sankt Simeon, bei der Orontesmündung. Bei einem Zusammentreffen mit Tankred versuchte er diesen zur Abtretung eines Teiles von Antiochien zu bewegen. Die Verhandlungen zerschlugen sich aber, und im Zorn schieden beide Fürsten von einander. Darauf segelte Bertrand nach Tortosa, welches Wilhelm von Cerdagne gehörte, erhob hier, wie schon erwähnt, ähnliche Forderungen, erlebte jedoch denselben Misserfolg, und fuhr nunmehr nach Tripolis, um durch die Eroberung dieser Stadt das Hauptunternehmen, an dem die Provenzalen bisher vergeblich sich abgemüht hatten, zu vollenden und zugleich sich selber einen sichern Stützpunkt für weitere Kämpfe zu verschaffen. Die Belagerung von Tripolis durch seine Truppen und die italienische Flotte begann in der ersten Hälfte des März 1109, denn sie hatte schon drei

Wochen gedauert (Alb. Aq. XI, 11), als König Balduin Anfang April (s. Boemund und Tankred, S. 73, Anm. 27) im Lager vor der Stadt eintraf.

Über alles dieses unterrichtet uns fast allein der Lothringer. Der einzige erhebliche Mangel in seinem Berichte ist, dass er für die Ankunft Bertrands in Syrien und alle daran anschliessenden Ereignisse kein Datum giebt. Das ist aber keiu Fehler, sondern eine der auch in den besten Chroniken überaus häufig vorkommenden Lücken. Im übrigen ist seine Erzählung schon früher als glaubwürdig angesehen worden.

Die Fortsetzung derselben soll dagegen um so untauglicher sein. Sie enthält zwar auch fernerhin, selbst nach dem Urteil der Gegner, so viele historisch treue Züge, dass z. B. Wollf (S. 46) hierauf mit den Worten hinweist: „das ist das Merkwürdige und muss deshalb immer wieder betont werden"; aber im innersten Kern soll sie dennoch sagenhaft sein. Es kommt nämlich nun zu einem Kongress sämtlicher Frankenfürsten im Lager vor Tripolis und im Anschluss daran zu überraschenden, diplomatischen wie militärischen Erfolgen des Königs Balduin. Der Kongress und die Erfolge sollen grossenteils erdichtet sein aus dem einzigen Grunde, weil zwei Frankenfürsten, die edessenischen Grafen Balduin und Joscelin, unmöglich im Frühling 1109 vor Tripolis erschienen sein könnten (Sybel l. c. p. 104). Denn dies gehe daraus hervor, dass die Grafen nach der Mitteilung des gut unterrichteten Matthäus von Edessa im Sommer 1109 einen Streifzug gen Harran unternommen haben (Matth. p. 89). Weshalb sie aber nicht vorher, im Frühling, nach Tripolis geritten sein können, ist mir unerfindlich, und zwar umsomehr, als Matthäus jenen kurzen Streifzug (Edessa und Harran sind nur zwei Tagemärsche von einander entfernt) nicht einmal in den Sommer 1109 setzt, sondern schlechtweg in das Jahr 558, d. i. die Zeit vom 22. Februar 1109 bis zum 21. Februar 1110. Mit

ähnlichen Gründen, wie in diesem Falle verwendet, könnte man die beglaubigtsten Ereignisse aller Jahrhunderte aus der Geschichte streichen.

In Wahrheit trat folgendes ein. Wilhelm von Cerdagne bat Tankred gegen Bertrand um Hilfe und bot sich dem Normannen dafür als Lehensmann an. Bertrand richtete dieselbe Bitte und die gleiche Zusage an König Balduin. Dem letzteren zeigte sich hiermit eine glänzende Gelegenheit, sein Ansehen und seine Macht zu steigern. Die Normannen befanden sich schon in peinlichem Gedränge zwischen ihren alten Gegnern, den edessenischen Grafen und den neuen Feinden, den Provenzalen Bertrands. Traten ihnen ausserdem nun die Jerusalemiten entgegen, so mussten sie sich deren Weisungen wohl gehorsam unterordnen. Dazu kam noch, dass Balduin die grosse italienische Flotte, die mit Bertrand verbündet war, zum Kampf gegen die muhammedanischen Küstenstädte Nordpalästinas zu gewinnen wünschte, und so war dem König die provenzalische Hilfsbitte aus mehr als einem Grunde hochwillkommen.

Dem Grafen Bertrand meldete er deshalb, er werde in eigener Person im Lager vor Tripolis erscheinen. Von Tankred und Wilhelm von Cerdagne forderte er, sie sollten alles Unrecht, welches sie Bertrand und den edessenischen Grafen angethan, abstellen und zur Regelung der Sache ebenfalls nach Tripolis kommen. Die Edessener beschied er gleichermassen dorthin, teils natürlich damit sie bei der Wiederherstellung von Frieden und Freundschaft thätig wären, teils aber wohl auch um durch ihre Anwesenheit die Übermacht der königlichen Partei zu deutlichstem Ausdruck zu bringen.

Tankred und Cerdagne mögen von dieser Wendung der Dinge um so peinlicher überrascht worden sein, als sie gegen den unbequemen Nebenbuhler, den Grafen Bertrand, bisher sehr schroff aufgetreten waren. Cerdagne insbe-

sondere hatte nicht bloss die Gewährung jener Forderung abgelehnt, die ihm von Tortosa aus vorgelegt worden war, sondern auch, nachdem unter seinen Augen die Belagerung von Tripolis begonnen war (er hielt sich damals auf dem Pilgerberge auf, Fulch. p. 419), dem Grafen Bertrand das Recht bestritten, diese Stadt für sich zu erobern; ja zwischen seinen Leuten und denen Bertrands scheint es schon zu offenem Kampfe gekommen zu sein (s. besonders Ibn Alatyr, p. 273). Aber der jerusalemitischen Ritterschaft und der italienischen Flotte, den Provenzalen Bertrands und den Edessenern, allen diesen zusammen konnte man doch nicht Widerstand leisten, und hier soll sich nun Tankred das Verdienst erworben haben, seinen streitlustigen Genossen zu beruhigen und zu einiger Nachgiebigkeit zu bewegen. Jedenfalls vereinigten sich sämtliche Frankenfürsten im Lager vor Tripolis zu gütlichen Besprechungen. Tankred erkannte die Edessener als Herren ihrer alten Besitzungen an, Bertrand und Cerdagne teilten sich in die provenzalischen Landschaften und Ansprüche, und der König durfte mit Freude auf das von ihm begonnene wie glücklich durchgeführte Friedenswerk blicken.

An dasselbe knüpfte sich aber sofort eine weitere Massregel. König Balduin war ja nunmehr Oberherr der meisten fränkischen Gebiete: die edessenischen Landschaften hatte er im Jahre 1100 nur als Lehen aus der Hand gegeben: die Hälfte der provenzalischen Territorien war durch Bertrand soeben zu einem Lehen der Krone Jerusalem gemacht worden: um die Kette zu schliessen, um die Oberhoheit des Königs über sämtliche Frankenfürsten festzustellen, fehlte eigentlich nur noch, dass Tankred, der Fürst Antiochiens und Lehnsherr Cerdagnes, jerusalemitischer Vasall wurde. Balduin wusste diesen Mann zu fassen: er übertrug ihm alles, was je in Palästina normannisch gewesen war, Cayphas civitatem, templumque Domini, Tabariam simul et Nazareth (Alb. Aq. XI, 12),

machte ihn aber dafür in der That zu seinem Lehnsmann. Das Ansehn der Königskrone stieg hiermit so hoch, wie nie zuvor, und nicht die Sage liefert uns mit alledem ein „Stimmungsbild", welches in Europa nach erdichteten orientalischen Ereignissen zurecht gemacht worden wäre, sondern die nüchterne lothringische Chronik meldet in schlichter, glaubwürdiger Weise, einen wie glücklichen Ausgang der Kongress im Lager vor Tripolis nahm.

Nachdem der Friede unter den Frankenfürsten gesichert war, scheinen nur Balduin, Bertrand und die Genueser, d. h. diejenigen, die ein unmittelbares Interesse an der Einnahme von Tripolis hatten, die Belagerung fortgesetzt zu haben. Die Kraft der Zurückgebliebenen genügte, um die Muhammedaner bald an glücklicher Gegenwehr verzweifeln zu lassen. Mitte Juli ergab sich Tripolis dem Könige unter der Bedingung freien Abzugs für die Truppen, oder auch für jeden, der die Stadt verlassen wolle. Der König ging hierauf ein, vermochte jedoch, ähnlich wie bei der Einnahme von Akkon, nicht zu verhindern, dass das wüste italienische Seevolk mit gräulicher Raubgier und Mordlust unter den Besiegten hauste.

Aber nicht bloss hierdurch wurden die schönen Erfolge dieser reichen Zeit geschändet. Viel ärger war, dass auch Wilhelm von Cerdagne schliesslich schnöder Mordthat zum Opfer fiel. Wann dies geschehen, ist nicht mit voller Sicherheit zu sagen. Der Lothringer (Alb. Aq. XI, 15) erwähnt das Verbrechen erst nach der Einnahme von Tripolis, Fulcher (p. 420) und Cafaro (Mon. Germ. SS. XVIII, 48) scheinen es vor dieselbe zu setzen. Ebenso ungewiss sind wir über den Kopf und die Hand, welche die tötliche Waffe gelenkt haben. Nach Fulchers dunkeln Worten möchte man fast den Grafen Bertrand als den eigentlichen Mörder bezeichnen, nach Cafaro wird Cerdagne von Soldaten Bertrands halb zufällig erschossen, der Lothringer lässt ihn — vielleicht am glaubwürdigsten — von seinem

eigenen Dienstmann, aus Privatrache, umgebracht werden: pro vili injuria et contentione qua armigerum suum molestavit. Graf Bertrand trug natürlich den Hauptgewinn bei diesem Todesfall davon, indem er die meisten Ortschaften, die Cerdagne besessen hatte, der Grafschaft Tripolis einzuverleiben vermochte. Jedoch nur die meisten! Denn wenn der Lothringer auch an dieser Stelle in Bausch und Bogen sagt, Bertrand habe praesidium Archas et universa quae de illius erant potestate in Besitz genommen, so zeigt doch eine spätere Ausführung unseres Chronisten, dass hierunter nur Irkah und Umgegend, nicht aber Tortosa, die nördlichste der provenzalischen Städte, zu verstehen ist (Alb. Aq. XI, 40). Denn in Tortosa glückte es Tankred, vermutlich während der Verwirrung, die Cerdagnes Tod verursachte, das normannische Banner aufzupflanzen.

Die Eroberung von Tripolis steigerte natürlich bei den Franken das Verlangen, endlich auch die übrigen muhammedanischen Küstenstädte in ihre Gewalt zu bringen, und zwar soll, nach dem Lothringer, gegen Ende 1109 Graf Bertrand den Rat erteilt haben, mit dem jerusalemitisch-provenzalischen Heerbann und einer Anzahl italienischer Schiffe, über die man auch in diesem Augenblick verfügte, zunächst Beirut anzugreifen. Von der Belagerung dieser Stadt, die gleich darauf begann, wissen wir ziemlich wenig. Nur unser Chronist giebt einen einigermassen ausführlichen Bericht (Alb. Aq. XI, 15—17), der jedoch „verwirrt und chronologisch falsch“ sein soll (Wollf, l. c. p. 48). In chronologischer Beziehung lässt derselbe allerdings etwas zu wünschen übrig, indem er den Anfang der Belagerung, die Fulcher (p. 420) erst Februar 1110 beginnen lässt, bis zum Dezember 1109 vorrückt — wahrscheinlich mit Unrecht, falls nicht schon Ende 1109 einige christliche Heerscharen zur Cernierung von Beirut entsendet wurden — und indem er den Fall der Stadt sexta feria quae est ante sabbatum sancti Pentecostes, d. h. auf Freitag den 27. Mai

ansetzt. Das letztere Datum ist jedenfalls unrichtig, teils weil Fulcher dafür Freitag den 13. Mai giebt (s. Wollf l. c.), teils auch weil der Lothringer selber den späteren Freitag, unmittelbar vor Pfingsten, gar nicht gemeint haben kann. Denn er lässt König Balduin capta civitate, custodibus in ea ordinatis (XI, 18) nach Jerusalem zurückkehren, dort das Pfingstfest (29. Mai) feiern und von dort nach neuen Rüstungen in initio mensis Junii (XI, 19) gen Edessa abmarschieren, was alles nur möglich ist, wenn Beirut früher als am 27. Mai erobert wurde. Eben deshalb aber dürfte die Vermutung erlaubt sein, dass der Text des Lothringers hier nicht in seiner ursprünglichen Fassung überliefert, vielmehr jener, die sexta feria genauer feststellende Zusatz durch Abschreiberungeschick irgendwie verunstaltet ist.

Die sonstigen Mängel des Berichts sind sehr unbedeutend, oder nur nach bisheriger Ansicht der Forscher, in Wirklichkeit jedoch kaum vorhanden. Von der italienischen Flotte, die Beirut erobern half, wissen wir mit Sicherheit allein, dass sie eine ziemlich kleine Zahl genuesicher Schiffe umfasste: von anderen Schiffen, die an dem Kampfe teilgenommen haben, ist nichts überliefert, ausgenommen dass der Lothringer an dieser Stelle pisanische und zwar nur pisanische und nicht auch genuesische Schiffe nennt. Bei den höchst fragmentarischen Mitteilungen, die sich über die Zusammenstellung jener Flotten in unsern Chroniken finden, können wir aber weder in Abrede ziehen, dass neben anderen ein pisanisches Geschwader vor Beirut lag, noch ernstlich tadeln, dass der Lothringer nur dieses erwähnt. — Noch weniger Bedenken dürfte erregen, dass die Stadt sich unter der Bedingung freien Abzugs der Einwohner ergeben haben und dass dennoch in derselben von den eindringenden grimmen Siegern ein fürchterliches Blutbad angerichtet sein soll. Dass das letztere geschehen, ist zweifellos. Das offene Eingeständnis

der Umstände, unter denen das gräuliche Gemetzel eingetreten, sieht nicht nach Erdichtung aus. Viel wahrscheinlicher ist, dass die andern Chronisten — es handelt sich dabei vornehmlich um Fulcher — in ihren dürftigeren Erzählungen absichtlich oder unabsichtlich die Kapitulation der Stadt übergangen und dadurch den Eindruck hervorgerufen haben, als ob dieselbe allein mit stürmender Hand genommen worden sei.

Aber wie wenig oder wie viel Gewicht man auf diese Dinge lege, der Bericht über die Eroberung von Beirut, den Albert von Aachen aufgenommen hat, ist jedenfalls gut genug, um der lothringischen Chronik zugeschrieben werden zu dürfen. Dasselbe gilt auch von der merkwürdigen Erzählung, welche die Ereignisse der Sommermonate des Jahres 1110 umfasst (Alb. Aq. XI, 16 und 18—25). Bisher ist dieser Abschnitt unserer Chronik freilich als unglaubwürdig verworfen worden, da er, wie man meinte, nur zu phantastisch sagenhafter Verherrlichung des Königs Balduin diene (Sybel, Über das Königreich Jerusalem, l. c. p. 69. Wollf, p. 51). Eingehende Prüfung desselben führt uns jedoch zu einem ganz andern Ergebnis.

Der Kongress vor Tripolis, an den wir hier anknüpfen müssen, hatte kein dauerndes Einvernehmen unter den Frankenfürsten begründet. Zwischen Tankred und den Edessenern brach der alte Hader, wie das folgende zeigt, bald von neuem aus, und Tankred bemächtigte sich, den Grafen Bertrand schwer benachteiligend, der Stadt Tortosa (s. oben S. 367). Die edessenischen Grafen unternahmen überdies im Sommer oder Herbst 1109 jenen schon einmal (oben S. 363) berührten Streifzug, erlitten aber nahe bei Harran eine empfindliche Niederlage, und so ist sehr begreiflich, dass die Seldjuken sich angeregt fühlten, den Krieg mit den zwieträchtigen und geschwächten Gegnern nachdrücklicher als bisher zu betreiben. Ein starkes Heer unter der Führung des Emirs Maudud von Mosul rückte

im Frühling 1110 in die Grafschaft Edessa ein, plünderte und mordete im platten Lande und umlagerte endlich die Hauptstadt selber. Graf Balduin leistete tapfern Widerstand, aber in klarer Erkenntnis, dass er ohne Unterstützung von Seiten der Glaubensgenossen sich nicht lange behaupten könne, schickte er keinen Geringeren als den Grafen Joscelin mit dringender Bitte um Hilfe nach Palästina zu König Balduin.

Hiermit beginnt die in Rede stehende Erzählung. Sie hängt in sich gut zusammen, ist detailreich und in vielen Einzelnheiten von den Aussagen der andern Chronisten gestützt. Wer sie verwerfen will, muss, wie in so vielen früheren Fällen, das Rätsel lösen, auf welche Weise diese brauchbaren Nachrichten in den Strom phantastischer Dichtung gelangt sein könnten. Mir liegt dagegen nur die Aufgabe ob, für diejenigen Behauptungen und Schilderungen unseres Chronisten, die man bisher als Erzeugnisse der Sage betrachtete, eine gerechtere Beurteilung vorzubereiten.

Da steht im Vordergrunde ein schneidender Widerspruch zwischen dem Lothringer und Matthäus von Edessa (p. 91). Nach Beiden ist Maudud zwar, einer fränkischen Anregung folgend, ins christliche Gebiet eingerückt; der Lothringer aber beschuldigt Tankred, weil dieser die Mosulaner zum Kampf mit Edessa gereizt habe, während Matthäus umgekehrt behauptet, die edessenischen Grafen, die von dem Emir Unterstützung gegen Antiochien verlangt und schliesslich nur nicht anzunehmen gewagt hätten, seien das Opfer ihrer eigenen Treulosigkeit geworden. Angesichts dieses Widerspruchs ist der Forscher zumeist natürlich geneigt, den Bericht des Matthäus, des, sozusagen, klassischen Zeugen für alle edessenischen Angelegenheiten vorzuziehen. Indessen gerade für die Würdigung der Pläne und Thaten Balduins von Burg und Joscelins ist Matthäus ein sehr verdächtiger Gewährsmann. Er verfolgt bekanntlich das stolze fränkische Herrenvolk mit bitterm Hass und

erzählt namentlich von den beiden edessenischen Grafen, wenn er auch Joscelins Heldenmut ein paarmale nachdrücklich preist, zahlreiche Schlechtigkeiten, redet ihnen alles mögliche Üble nach. Ist schon dies geeignet, einige Bedenken gegen seine Glaubwürdigkeit zu erregen, so wird dieselbe noch ernstlicher dadurch in Frage gestellt, dass er den Fürsten Tankred überschwänglich lobt. Der Normann ist ihm nicht bloss stets le vaillant champion du Christ, er nennt ihn auch le plus grand de tous les fidèles, ja er sagt von ihm: C'était un homme pieux et saint, d'un caractère bienveillant et rempli de charité; il se montrait plein d'humilité envers tous et d'une justice parfaite dans l'application des lois et des prescriptions de Dieu. Er macht also aus dem wilden, habgierigen, rücksichtslosen Tankred einen halben Heiligen und, dementsprechend, leiht er denn auch dem in armenischen Kreisen verbreiteten Gerücht, dass der edle Fürst von Antiochien (im Jahre 1112) von seinen eigenen Landsleuten vergiftet worden sei, sein Ohr (Matth. p. 82, 86, 87, 95, 103. Vergl. Boemund und Tankred, S. 77, Anm. 66).

Hiernach erscheint mir die Behauptung, dass der Emir Maudud von den bösen edessenischen Grafen ursprünglich zum Kampf gegen den braven Tankred herbeigerufen sei, höchst fragwürdig und ich neige, ich will sagen nach meiner persönlichen Stimmung, zu der Ansicht, dass vielmehr Tankred, wie die lothringische Chronik berichtet, der Schuldige gewesen ist. Um aber die Streitfrage, soweit nur möglich, in objektiver Weise zur Entscheidung zu bringen, möchte ich noch auf folgendes aufmerksam machen.

Schon im Jahre 1108 hatten sowohl Tankred wie die edessenischen Grafen, als sie die Waffen gegeneinander erhoben, mit Muhammedanern im Bunde gestanden. Die Erneuerung ihrer Feindschaft nach dem Kongress vor Tripolis legte daher für Jedermann die berechtigte oder unberechtigte Vermutung sehr nahe, dass Maududs Einbruch

in die Grafschaft Edessa die Folge der Verbindung des Emirs mit einer der christlichen Parteien sei. Matthäus nahm dies, wie wir gesehen haben, für gewiss an und beschuldigte in seinem parteiischen Hasse die Grafen, als Verräter an der Sache des Kreuzes gehandelt zu haben. Dass aber diese Grafen und, durch sie beeinflusst, die Jerusalemiten derselben Überzeugung waren — nur mit der Wendung, Tankred sei der Verräter — dürfte aus den ferneren Ereignissen des Sommers 1110 mit hinreichender Sicherheit hervorgehen. Dann aber ruht die Anklage, die unser Chronist gegen Tankred richtet, nicht auf sagenhaftem Grunde. Sie giebt vielmehr ein treues Bild der antinormannischen Stimmung, die in Jerusalem herrschte, nnd lässt, wie schon angedeutet, nur ungewiss, ob Tankred mit Recht oder Unrecht beschuldigt wurde, Maudud herbeigerufen zu haben.

Indessen der lothringische und der edessenische Bericht stehen noch in einem zweiten Punkte in schneidendem Widerspruche. Nach dem ersteren eilten anfangs nur König Balduin und Graf Bertrand dem Grafen Balduin zu Hilfe; Tankred zauderte lange und schloss sich den Genossen erst dann an, als diese schon in der Grafschaft Edessa standen und sein Herbeikommen dringend verlangten. Matthäus dagegen sagt p. 92: (le roi de Jérusalem et le comte de Tripoli) allèrent trouver Tancrède à Antioche, et, à force d'instances, le décidèrent à les accompagner. Die Normannen haben sich aber jedenfalls nicht schon in Antiochien, sondern erst weiter nördlich, im Gebiet der Grafschaft Edessa, mit den Jerusalemiten und Provenzalen vereinigt. Denn Fulcher schreibt (p. 421): Tancredus etiam tunc adunavit gentem suam Antiochenam quantamcumque potuit, exspectato jam rege per dies aliquot, qui simul congregati sunt ante fluvium Eufraten. Die hervorgehobenen Worte machen sehr wahrscheinlich, dass Matthäus irrte und der Lothringer das Richtige traf. Die

Vereinigung der Franken fand nach Fulcher auf dem rechten Eufratufer und somit in der westlichen Hälfte der Grafschaft Edessa statt: der Lothringer widerspricht dem nicht, da er nicht sagt, ob die Normannen vor oder nach Überschreitung des Eufrat zu den Genossen stiessen.

In einem dritten und vierten Punkte, in denen unser Chronist gefehlt haben soll, finden sich gar keine eigentlichen Widersprüche mit den Äusserungen anderer Quellen, und wir dürfen deshalb nunmehr den Gang der Ereignisse mit Benutzung des lothringischen Berichts zu schildern versuchen.

Graf Joscelin fand die Jerusalemiten, als er im Frühling 1110, hilfesuchend zu ihnen kam, noch mit der Belagerung von Beirut beschäftigt. König Balduin war gern zur Unterstützung Edessas bereit, verlangte jedoch, verwegen genug, dass vorher Beirut erobert werde, und legte dem Grafen, damit dessen Hiobspost die Stimmung der Belagerer nicht schädlich beeinflusse, bis zur Einnahme der Stadt unverbrüchliches Stillschweigen auf. Nachdem die Eroberung geglückt und dem Heere eine kurze Erholung gegönnt war, verkündete sodann der König seine Absicht, nach Mesopotamien zu ziehen. Begleitet von Graf Bertrand und von allen, in der Heimat entbehrlichen jerusalemitischen und provenzalischen Truppen marschierte er im Laufe des Juni von Palästina bis ins Herrschaftsgebiet des Grafen Joscelin, umging dabei vermutlich das ihm als feindlich geschilderte Antiochien, zog aber hierfür aus den Gegenden zwischen Cilicien und dem Eufratese namhafte fränkisch-armenische Streitkräfte an sich und gelangte so mit stattlicher Macht bis zum Eufrat (Alb. Aq. XI, 19: vix ad flumen Eufraten). Auf die Nachricht von seinem Herannahen hob Maudud die Belagerung Edessas auf und wich in die Landschaft von Harrau zurück. Graf Balduin eilte sofort aus dem befreiten Edessa dem Könige entgegen, klagte nun aber vor diesem in der gleichen Weise, wie

schon Joscelin gethan hatte, über Tankreds Treulosigkeit. Der König lud deshalb den Normannen durch eine Gesandtschaft ein, zur Beilegung des schlimmen Haders ins christliche Lager zu kommen. Tankred traf dort an der Spitze eines starken Heerhaufens ein, antwortete auf den Vorwurf des Verrats der christlichen Sache, im Gefühl der Schuld oder vielleicht auch der Unschuld, mit keinem Wort (Alb. Aq. XI, 21: (Tancredus) se minime excusans etc.) und erhob nur den alten Anspruch, dass ihm die Oberhoheit über die Gebiete der Grafen Balduin und Joscelin gebühre. Als ihm jedoch der König dies bestritt und an seine christlich-brüderliche Gesinnung appellierte, verzichtete er, wie dereinst auf dem Kongress vor Tripolis, auf sein vermeintes Recht und schloss sich den Genossen zum Kampfe gegen Maudud an.

Dem Anschein nach war hiermit ein grosser Erfolg erreicht, in der That aber wäre es besser gewesen, wenn Balduin den Krieg ohne die Normannen zu Ende zu führen versucht hätte. Das vereinigte christliche Heer rückte zwar durch Mesopotamien bis in das Gebiet von Harran vor, liess sich jedoch mit den Mosulanern nicht bloss in keinen ernsten Kampf ein, sondern kehrte sogar in Bälde nach Edessa und an den Eufrat zurück. Als Grund dieses seltsamen Verhaltens wissen die lateinischen Chronisten nur anzugeben, dass die Feinde jedem entscheidenden Zusammentreffen geschickt ausgewichen und die Franken dadurch zur Umkehr genötigt worden seien. Matthäus lässt dagegen deutlich erkennen, dass Tankred die rückgängige Bewegung veranlasste. Denn wie dieser Berichterstatter schon hinsichtlich der Vereinigung der Normannen mit den übrigen Franken in Erfahrung gebracht hatte, dass dieselbe nur à force d'instances erfolgt war (hier war allein seine Erwähnung Antiochiens irrig), ebenso hatte er erkundet, dass Tankred zuerst die Lust an dem gemeinsamen Kampfe verloren hatte. Dem Fürsten von Antiochien, dem von ihm

vergötterten Helden macht er daraus natürlich keinen Vorwurf: im Gegenteil die andern Anführer des Christenheeres müssen wieder die Schuld tragen, und so sagt er (p. 93): Tancrède ayant su qu'une trame était ourdie contre les siens par les autres chefs, se retira vers Samosate avec le corps qu'il commandait.

Der Abzug Tankreds, der wohl aus einem Rest von Groll und Eifersucht gegen die edessenischen Grafen zu erklären ist, hat das klägliche Ende des Kriegszuges wahrscheinlich zumeist verschuldet. Die Normannen gingen, vermutlich ohne Edessa zu berühren, nordwestwärts bis zum Eufrat in der Gegend von Samosata. Der König und die Seinen, die allein das Feld nicht mehr halten mochten, begaben sich nach Edessa, verproviantierten die Stadt, so gut es in der Eile ging, folgten dann den Normannen und vereinigten sich mit ihnen am Eufratufer. Während des schwierigen Übergangs über den grossen Strom erschienen plötzlich die Mosulaner, die ihren Vorteil gut wahrgenommen hatten. Der Kern des christlichen Heeres befand sich schon auf dem westlichen Ufer; um so leichter aber wurde es den Feinden, unter den Massen des Trosses, der noch auf mesopotamischem Boden verweilte, ein schreckliches Blutbad anzurichten. Mit dieser Katastrophe endete, nach der bisher herrschenden Anschauung, der Feldzug ganz und gar; denn Fulcher sagt, dass Tankred nunmehr nach Antiochien, der König nach Jerusalem zurückkehrte. Aber Fulcher schreibt, wie wir schon genugsam kennen gelernt haben, äusserst fragmentarisch und überbrückt die Lücken zwischen seinen Fragmenten oftmals mit unglücklich gewähltem Wort. Wenn daher ein anderer glaubwürdiger Chronist, in diesem Falle unser Lothringer, den Feldzug mit jener Katastrophe nicht beschliesst, denselben vielmehr noch über eine Reihe kleiner Kriegsereignisse ausdehnt, so brauchen wir die letzteren nicht deshalb zu verwerfen, weil sie mit Fulchers Bericht unvereinbar seien, sondern

dürfen sie getrost als hinreichend bezeugt in die Geschichtserzählung aufnehmen. Der Lothringer aber teilt noch folgendes mit. Die Mosulaner kehrten nach dem Siege, den sie am Eufratufer errungen, ins Innere Mesopotamiens zurück, stiessen hierbei auf Graf Balduin und dessen Heer und brachten auch diesem eine schwere Niederlage bei. Der König und Tankred, nach kurzer Frist hiervon benachrichtigt, erkannten sogleich die dringende Notwendigkeit, die Feinde durch wiederholten Vormarsch zu erschrecken und, wenn irgend möglich, empfindlich zu züchtigen. Sie überschritten deshalb abermals den Eufrat, konnten aber die Mosulaner, die, mit den erreichten Erfolgen zufrieden, schon der Heimat zustrebten, nicht mehr einholen, und mussten sich begnügen, dem tief gebeugten Grafen Balduin durch ihre Begleitung zu einem, den Eindruck jener Niederlage einigermassen verwischenden Einzug in Edessa zu verhelfen. Darnach endlich kehrten die Normannen nach Antiochien, die Jerusalemiten nach Palästina zurück.

Der Feldzug des Sommers 1110 bildet nach alledem keine besonders rühmliche Episode in der Geschichte der syrischen Franken. Indessen die Hauptsache, auf die es ankam, die Errettung Edessas aus tötlicher Gefahr gelang immerhin. Dass nicht mehr erreicht wurde, fällt ohne Zweifel zumeist Tankred zur Last, der, wenn er nicht den Emir Maudud gegen Graf Balduin aufgehetzt, so doch diesem zu helfen oder an dessen Seite zu kämpfen die geringste Lust gezeigt hat. Der König dagegen benahm sich, wie wir ihn längst kennen, kühn und grosssinnig. Seine eigennützige Äusserung, dass Edessa warten und aushalten müsse, bis Beirut gefallen sei, klingt hart, war aber doch wohlberechnet, und darnach handelte er mit Einsicht, Kraft und Opfermut. Sein Verfahren erhellt vornehmlich aus dem lothringischen Berichte, der ihn keineswegs in mystischer Höhe, als allmächtigen Herrn und Leiter eines den frevelnden Vasallen Tankred richtenden „Fürstenge-

richtes“ zeigt: der König erscheint thatsächlich eher als Vermittler und Friedensstifter, denn als Richter und geht im Versöhnungswerke sogar zu weit, weil das Hineinziehen Tankreds in den Kampf gegen Maudud die Früchte des Feldzugs, die man noch zu ernten hoffen durfte, nicht zur Reife kommen lässt. Freilich macht der lothringische Bericht im Vergleich mit Matthäus und Fulcher auf den ersten Blick den Eindruck der Unglaubwürdigkeit, und solange man ihn nur der plumpen Feder Alberts von Aachen zuschrieb, durfte man ihn deshalb kurzweg verwerfen. Da er aber die gewichtige Mitteilung eines den Ereignissen nahe stehenden Zeitgenossen enthält und bei näherer Prüfung teils reicher, teils richtiger sich erweist als die kurzen und keineswegs fehlerfreien Erzählungen der andern Chronisten, so sind wir verpflichtet, alle diese Überlieferungen in derselben oder in ähnlicher Weise, wie oben versucht, zu vereinigen.

Während der langen Abwesenheit des Königs wagten sich die Nachbarn des Reiches Jerusalem zu neuen Angriffen hervor. Eine starke ägyptische Flotte legte sich vor Beirut, wohl in der Meinung, dass diese erst seit kurzem von den Christen gewonnene Stadt am leichtesten wieder erobert werden könne, richtete jedoch, dank der tapfern Gegenwehr der fränkischen Besatzung, nichts aus und zog, als ihr einige in Sicht gekommene abendländische Pilgerschiffe leichtere Beute verhiessen, wieder von Beirut ab. Aber auch die meisten dieser Schiffe entgingen ihr, und erst als sie auf der Rhede von Akkon Anker warf nnd diesen wichtigsten Hafenplatz Jerusalems mit aller Kraft bedrängte, drohte sie dem Königreich ernsten Schaden zuzufügen.

In derselben Zeit — im August 1110 — schickte Askalon einen Heerhaufen geraden Weges gen Jerusalem, in der kühnen Hoffnung, durch einen Handstreich sich der heiligen Stadt bemächtigen zu können. Dort aber war man auf der Hut, raffte aus der Nachbarschaft schleunigst so

viele Truppen als möglich zusammen, zog den Feinden entgegen und brachte ihnen im freien Felde eine empfindliche Schlappe bei, die jede Gefahr für Jerusalem beseitigte.

Von diesen Dingen erzählt allein der Lothringer (Alb. Aq. XI, 27—29). An seinem Berichte ist nichts auszusetzen.

Als der König endlich heimkehrte und von der Bedrängnis hörte, in der sich in diesem Augenblick noch die Stadt Akkon befand, begnügte er sich, die Widerstandskraft derselben durch Verstärkung der Besatzung zu erhöhen, er selber aber ging sogleich weiter südwärts bis nach Joppe, wo er Beistand zu grösseren Unternehmungen zu finden hoffte. Vor einiger Zeit, d. h. vor einer kürzeren oder längeren Reihe von Wochen war nämlich der norwegische König Sigurd mit einer stattlichen Flotte an der syrischen Küste erschienen, hatte anfangs Askalon mit einem Angriff bedroht, war aber bald darnach, weil er dort keine gute Gelegenheit zum Kampfe gefunden, auf der Rhede von Joppe vor Anker gegangen. Balduin nahm ihn nun mit grösster Zuvorkommenheit auf, führte ihn zu den heiligen Stätten Jerusalems, sowie an den Jordan und bewog ihn zu dem Versprechen, zur Belagerung und Eroberung Sidons, vor dessen Mauern schon so viel christliches Blut geflossen, die Kraft der Norweger einzusetzen.

Auch hiervon erfahren wir das meiste nur aus der lothringischen Chronik (Alb. Aq. XI, 26, 30, 31). Fulcher meldet nicht viel mehr, als dass Sigurd nach Syrien gekommen sei und sich mit Balduin zu gemeinsamem Kampfe vereinigt habe, wobei er jedoch hinzufügt, dass zuerst die Eroberung von Askalon und, laudatiori demum sumpto consilio, die von Sidon geplant worden sei (p. 422). Der Lothringer giebt den Norwegern 60 Schiffe, Fulcher 55; der erstere nennt den Führer der Flotte irrig Magnus (so hiess der Vater Sigurds) der andere giebt ihm gar keinen

Namen. Graf Riant schildert die Antecedentien der Belagerung von Sidon — die Landung Sigurds an der syrischen Küste, die Bedrängung Akkons durch die ägyptische Flotte, n. s. w. — ein wenig anders als ich, vornehmlich indem er die Aussagen norwegischer Quellen mit den jerusalemitischen Chroniken zu vereinigen sucht, was wohl kaum ganz statthaft ist. (Vergl. seine Expéditions et pèlerinages des Scandinaves en terre sainte, p. 185, 190).

Auffällig erscheint beim Berichte des Lothringers, dass die norwegische Flotte, anstatt sogleich den Entsatz des anfangs schwer gefährdeten Akkon zu versuchen, ruhig bei Joppe verweilte. Vielleicht aber fühlte sie sich der grossen ägyptischen Flotte nicht gewachsen nnd wünschte, das Eintreffen von Verstärkungen, die in der That in sicherer Aussicht standen, abzuwarten. Eine venetianische Armada, nicht weniger als 100 Schiffe stark, war damals nämlich unterwegs und erreichte, wir wissen nicht genau wann, doch jedenfalls frühzeitig genug die syrische Küste, um zusammen mit Norwegern und Jerusalemiten die Feinde zu bedrängen. Keine unserer Kreuzzugschroniken erwähnt diese Armada, die wir nur aus venetianischer Überlieferung kennen (vergl. Heyd, Geschichte des Levantehandels im Mittelalter, I, 157); das Schweigen der ersteren beweist von neuem, dass wir auch bei unseren besten Berichten mit grossen Lücken zu rechnen haben.

Im Anfang des Herbstes sammelten die Christen ihre Streitkräfte zum Zug gen Sidon. Die Wucht, mit der sie aufzutreten vermochten, nötigte die ägyptische Flotte, von Akkon abzulassen und eine Zuflucht im Hafen von Tyrus zu suchen. Nur die schnellsten Segler der letzteren wagten sich während der nächsten Zeit ins offene Meer und lauerten auf eine Gelegenheit, den fränkischen Geschwadern Schaden zuzufügen. Als aber solche Gelegenheit sich nicht finden liess, kehrte die ganze feindliche Flotte nach Ägypten zurück.

Sidon wurde vom 19. Oktober bis zum 5. Dezember

belagert (Wollf l. c. p. 52 seq.). Auf allen Seiten scheint mit grossem Nachdruck gekämpft, die Entscheidung aber dadurch herbeigeführt worden zu sein, dass es dem König glückte, einen sehr hohen Wandelturm hart an die feindlichen Mauern heranzubringen und ihn vor den Geschossen und Feuerbränden der Gegner unversehrt zu bewahren. Die Einnahme der Stadt erfolgte durch Kapitulation auf milde Bedingungen, namentlich auf freien Abzug für jeden, der auswandern wollte.

Sämtliche Berichte über die Belagerung Sidons sind ziemlich kurz. Am ausführlichsten und lehrreichsten ist der lothringische (Alb. Aq. XI, 31—34). Entschieden falsch ist in demselben nur die Bemerkung, dass heisser Kampf toto mense septembre getobt habe. Es sollte novembre heissen, und bei der sonst lobenswerten Erzählung ist wohl auch hier wieder die Vermutung erlaubt, dass die verkehrte Zeitbestimmung nur durch Abschreiberungeschick in unsern Text gekommen ist. Sodann lässt der Lothringer die auswandernden Sidonier nach Askalon gehen, an dessen Stelle muhammedanische Überlieferung Damaskus setzt (vergl. Wollf l. c.). Welcher Ort in Wahrheit das Reiseziel bildete, ist schwer zu sagen: die Äusserung unseres Chronisten dürfte mindestens den gleichen Glauben wie die der Gegner verdienen.

Mit dem Siege über die alte Phönizierstadt endete das reiche Jahr 1110. König Balduin durfte mit Stolz auf dasselbe zurücksehen. In einem Jahr hatte er sein Herrschaftsgebiet über zwei grosse Städte, Beirut und Sidon, ausgedehnt und überdies das ferne Edessa aus der mosulanischen Umklammerung befreit. An Umsicht und Rührigkeit hatte er es nie fehlen lassen, und wenn ihm auch durch die Schuld anderer nicht geglückt war, die Franken überall zum Siege zu führen, so hatte er dennoch Ansehen, Einfluss und Macht der Krone Jerusalem auf das Erfreulichste vermehrt.

Das Jahr 1111 begann unter noch günstigeren Auspicien, weil gleich im Anfang desselben aus Nordsyrien die glänzendsten Siegesbotschaften kamen. Tankred hatte schon im Herbst 1110 die Waffen gegen den Emir Ridhwan von Haleb erhoben, dessen Gebiet entsetzlich verwüstet und die starke Burg Atharib, den Schild Halebs, ganz dicht bei der Stadt, eng umlagert. Nach heissestem Kampfe gelang es ihm eben jetzt, den wichtigen Platz zu Fall zu bringen. Bald darauf bezwang er die ebenfalls Ridhwan unterthänige, aber weit südwestlich, im Gebirge zwischen dem Orontes und der Stadt Djebele gelegene Veste Vetule oder Zardanah, und schliesslich nötigte er den Emir, unter den drückendsten Bedingungen auf die Wiederherstellung des Friedens einzugehen.

Von den fränkischen Chronisten behandelt nur unser Lothringer diesen Krieg zwischen Tankred und Ridhwan (Alb. Aq. XI, 43—47). Sein Bericht stimmt mit den Schilderungen der morgenländischen Schriftsteller (Kemaleddin, Ibn Alatyr u. s. w.) im wesentlichen überein und ist in den Hauptpunkten sicher glaubwürdig, wenn auch nicht jedes Detail der fernen nordsyrischen Ereignisse richtig erfasst sein sollte. Zu beachten ist nur, dass der Lothringer diesen Bericht chronologisch falsch einreiht. Er setzt ihn erst hinter die sogleich zu erwähnende zweite Vereinigung aller syrischen Franken zum Kampf gegen die Mosulaner und lässt dadurch Tankred scheinbar im Winter 1111 auf 1112, anstatt 1110 auf 1111, über Ridhwan siegen. Aber der Fehler, den er sich zu Schulden kommen lässt, besteht schlechthin nur in falscher Einreihung des Berichts, nicht etwa, wie Sybel (Geschichte des ersten Kreuzzuges, S. 71 f.) andeutet, in einer Verdrehung des Kausalverbandes der Ereignisse. Und wie er zu dem Fehler gekommen, ist leicht erklärlich. Er fährt nämlich, nachdem er die Heldenthaten König Balduins während des Jahres 1110 ausführlich behandelt hat, ohne Unterbrechung

in der speziell jerusalemitischen Geschichte fort und wird hierdurch unwillkürlich veranlasst, sogleich auch jene zweite Vereinigung der Franken (Sommer und Herbst 1111) zu schildern. Erst darnach reiht er an, was ihm noch aus diesen Zeiten erwähnenswert erscheint, den Krieg Tankreds mit Ridhwan und ausserdem den Tod Boemunds, der in der That im März 1111 eintrat (Alb. Aq. XI, 48. Vergl. Hagenmeyer, Ekkeh. Hieros. p. 294). Erwähnt mag sodann noch werden, dass in unserm Texte bei der Nennung der Burg Atharib der Zusatz sich findet, quod dicitur Sarepta Sidoniorum, Worte, die auf einer Verwechselung des nordsyrischen Atharib oder Sarepta mit dem zwischen Sidon und Tyrus gelegenen gleichnamigen Orte ruhen und wohl erst von Albert von Aachen eingefügt sein dürften.

Die Siege über Sidon und Atharib verbreiteten in der muhammedanischen Welt weit und breit den grössten Schrecken. Von allen Seiten eilten im Frühling 1111 seldjukische oder ägyptische Boten zu den christlichen Grossen und versprachen goldene Berge, wenn man diesen oder jenen Ort in nächster Zukunft mit einem Angriff verschonen wolle. An einer Stelle kam es sogar zu friedlicher Ergebung an die unüberwindlichen Franken. Kein geringerer Mann als der ägyptische Befehlshaber von Askalon verständigte sich mit König Balduin, dass er, ohne schon offen vom Khalifat der Fatimiden abzufallen, doch sogleich Schritte thun wolle, um die ihm anvertraute Stadt den Christen in die Hände zu spielen. In Kurzem kam die Sache so weit, dass eine christliche Besatzung in Askalon aufgenommen wurde.

Der einzige fränkische Chronist, der einen brauchbaren Bericht über diese interessante Episode liefert, ist unser Lothringer (Alb. Aq. XI, 35—37). Was Guibert (p. 261—263) giebt, ist, wenn es überhaupt hierhergehört, mindestens von phantastischen Ausschmückungen durchsetzt. Auch der

lothringische Bericht ist zwar gelegentlich sagenhaft genannt worden (Hagenmeyer l. c. p. 299), aber er wird durch die Erzählungen der Muhammedaner, besonders Ibn Alatyrs, vollauf bestätigt (vergl. die treffende Ausführung bei Wollf l. c. p. 54—56). Im Frühling 1111 durfte man sich also in Jerusalem der Hoffnung überlassen, dass das wichtige Askalon endgültig dem Königreiche gewonnen sei.

Nach diesen vielgestaltigen Erfolgen rächte sich jedoch in bitterster Weise, dass im Sommer 1110, beim mesopotamischen Feldzuge nicht alle Franken ihre volle Schuldigkeit gethan hatten. Es begann nunmehr eine Zeit harter Kämpfe, die, fern davon, neue Erwerbungen zu ermöglichen, nur mit dem Aufgebot der ganzen bisher gesammelten Kraft glücklich bestanden werden konnten.

Emir Maudud von Mosul brach im Frühling 1101 zum zweitenmale mit starker Heeresmacht gen Westen auf, diesmal freilich nicht in der Hoffnung, zwieträchtige Gegner leicht über den Haufen rennen zu können, vielmehr nur mit dem Wunsche, den reissenden Fortschritten der Christen einigermassen Einhalt zu thun. Der erste Angriffsstoss traf wieder die edessenischen Gebiete, die zwar von den Grafen Balduin und Joscelin tapfer verteidigt wurden, aber trotzdem schneller Unterstützung von Seiten der befreundeten Landschaften dringend bedürftig erschienen. König Balduin sammelte denn auch, sobald er von der neuen Gefahr gehört hatte, ohne Zögern den jerusalemitischen Heerbann und marschierte mit demselben gen Norden. Er hatte jedoch erst einen Teil des Weges zurückgelegt, als er durch eine schlimme Nachricht von der Südgrenze seines Reiches zu eiliger Umkehr genötigt wurde. Ägyptische Truppen rückten nämlich in diesem Augenblick gegen Askalon heran, um diese schon mehr als halb verlorene Stadt, wenn noch möglich, dem fatimidischen Khalifate zu erhalten. Balduin erkannte, dass unter diesen Umständen die christliche Besatzung von Askalon

schwer bedroht war, und beeiferte sich, ihr rechtzeitig Hilfe zu bringen, kam aber dennoch zu spät. Denn die Doppelkunde, dass ein ägyptisches Heer in der Nähe, die Hauptstreitmacht der Jerusalemiten dagegen in weiter Ferne weilte, ermutigte die Bürger Askalons zu einem Aufstand, dem zuerst der verräterische Befehlshaber und dann auch die christliche Besatzung zum Opfer fiel. Als Balduin vor den Thoren der Stadt anlangte, fand er nicht bloss das Unheil vollendet, sondern die starke Festung auch so vortrefflich zur Verteidigung gerüstet, dass er, ohne einen Angriff wagen zu dürfen, nach Jerusalem zurückkehren und die Rache auf glücklichere Zeiten verschieben musste. (Alb. Aq. l. c.).

Aus dieser schmerzlichen Katastrophe ist seltsamer Weise ein schwerer Vorwurf gegen Balduin entnommen worden. Der König soll der Nachlässigkeit anzuklagen sein, weil er die Parteiungen in Askalon nicht nachdrücklich genug für die Interessen seines Reiches verwertet, die für ihn so günstige Lage seiner Feinde nicht zu nützen verstanden habe (Sybel, Über das Königreich Jerusalem in Schmidt, Zeitschr. für Geschichtswiss. III, 65. Wollf, l. c. p. 54 seq.). Was wir wissen, beschränkt sich aber lediglich darauf, dass Balduin bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bot, Askalon seiner Herrschaft zu unterwerfen, sofort zugegriffen hat, dann aber, als er nach Mesopotamien gerufen wurde, abmarschiert ist, ehe die halb gesicherte Herrschaft in der wichtigen Stadt genügend befestigt war. Will man ihm in Zukunft hieraus noch einen Vorwurf machen, so darf es nicht der der Schlaffheit oder Nachlässigkeit, sondern zu grosser Verwegenheit sein, weil sorgfältige Erwägung aller Umstände allenfalls dahin hätte führen müssen, den Zug gen Norden zu verschieben, bis Askalon endgültig für die christliche Sache gewonnen war.

An Thatkraft hat es der König auch in den gleich darauf folgenden Monaten nicht fehlen lassen. Maudud

nämlich liess zwar von den Edessenern ab, nachdem er sie, namentlich den Grafen Joscelin in Tell-Baschir, lange geängstigt hatte, wendete sich aber dafür in bedrohlichster Weise gegen die Antiochener, die nun ihrerseits bei den Glaubensgenossen ringsum Unterstützung erbaten. Balduin trug trotz der schlimmen Wendung, die seine Angelegenheiten den Ägyptern gegenüber genommen, kein Bedenken, den Normannen zu Hilfe zu kommen. Graf Bertrand schloss sich ihm an, und auch die Grafen von Edessa wie die armenischen Fürsten von Nordsyrien und Cilicien kamen in der Hoffnung auf einen entscheidenden Kampf mit stattlicher Macht herbei. Die Heere der Christen und Muhammedaner standen sich eine zeitlang, im Anfang des Herbstes 1111, bei Scheizar am Orontes gegenüber; aber die grosse Schlacht, welche die ersteren ohne Zweifel wünschten, wurde nicht geschlagen, und Maudud wie seine Gegner kehrten schliesslich, ein jeder in seine Heimat zurück. Die Ursache, dass die grosse christliche Rüstung kaum einen besseren Erfolg, als im Vorjahre erzielte, lag jedoch allem Anschein nach nicht darin, dass noch immer ein Rest des alten Haders zwischen Normannen, Edessenern und Jerusalemiten die Energie der Kriegsführung lähmte; die Christen strebten vielmehr, soweit sich erkennen lässt, diesmal wirklich darnach, mit den Muhammedanern ernstlich handgemein zu werden; aber diese hatten durchaus keine Lust, den Kampf mit der vereinigten Macht ihrer Gegner zu bestehen, wichen deshalb dem entscheidenden Zusammentreffen geschickt aus, und da auf dem Kriegsschauplatz Speise und Trank zu mangeln begannen, so erreichten sie um so leichter das ersehnte Ziel, dass der Feldzug ohne grosse Schlacht zu Ende ging.

Von mehreren Seiten sind wir über diese Ereignisse ziemlich gut unterrichtet. Den ausführlichsten und lehrreichsten Bericht, wenn auch dessen Einzelnheiten vorsichtige Prüfung bedürfen, liefert wieder unser Lothringer

(Alb. Aq. XI, 38—42). Zur Würdigung desselben ist hier vornehmlich auf folgendes hinzuweisen. Scheizar wird Caesarea Philippi genannt, eine Verwechselung des Caesarea am Orontes mit dem gleichnamigen, im Quellengebiet des Jordan gelegenen Ort und daher eine Namengebung, die vielleicht erst durch Albert von Aachen die heut im Text enthaltene Form bekommen hat. Sodann werden die zu Tankreds Unterstützung herbeieilenden Fürsten und Herren in einer Weise aufgezählt, an der man bisher schweren Anstoss genommen hat. Zuerst werden nämlich die Mesopotamier und Nordsyrier, dann die Jerusalemiten und Provenzalen genannt, und zwischen beiden Gruppen, scheinbar bezüglich auf die ganze vordere Gruppe, findet sich der Satz: Hi omnes milites Tancredi, de regno Antiochiae, universi congregati sunt in civitate regia. Die Ritterschaft oder Vasallenschaft Tankreds wäre darnach eine höchst zahlreiche und höchst vornehme gewesen. Will man aber diese Aufzählung als sagenhafte Übertreibung, zum Ruhm Tankreds erdichtet, ansehen, so ist nicht zu verstehen, wie dieselbe in unser Werk gekommen sein mag, weil nicht bloss der Lothringer, sondern auch Albert von Aachen allenfalls zwar die Bedeutung König Balduins, nicht aber die Tankreds ins Ungemessene zu steigern gestimmt sein konnten. Wir müssen deshalb zu prüfen versuchen, ob die Aufzählung wirklich so gar ernsten Tadel verdient. Da ist zunächst hervorgehoben worden, dass der Herr von Sidon Vasall Tankreds gewesen sein soll; indessen nach besserer Lesart war es ein Herr von Sudon, womit ohne Zweifel ein antiochenisches Lehen gemeint ist. Sodann werden die armenischen Fürsten Nordsyriens Vasallen Tankreds genannt, was zwar schwerlich in ganzem Umfange richtig ist, für unsern Lothringer jedoch einen geringen Vorwurf, jedenfalls nicht den sagenhafter Erdichtung bildet. Bedenklich könnte darnach nur noch scheinen, dass auch die Grafen von Edessa, Balduin und Joscelin, nebst dem einen

oder andern ihrer bedeutenderen Vasallen, besonders dem Herrn von Serudj, in dieser Aufzählung vorkommen. Aber sie stehen an der Spitze derselben, die im ganzen nicht weniger als 24 Namen umfasst und keineswegs als eine mit mathematisch nüchternem Sinn zusammengestellte, nur Namen an Namen reihende Liste erscheint, vielmehr sich in wechselvollen stilistischen Wendungen ergeht. Sollen wir es nun dem Lothringer ernstlich verübeln, dass er am Schluss seiner umfangreichen Aufzählung, die mindestens in ihren letzten vier Fünfteln lauter wirkliche oder, soviel die Armenier betrifft, vermeintliche antiochenische Vasallen umfasst, den Zusatz gemacht hat: Hi omnes milites Tancredi etc.? Er hat dabei nur vergessen, dass er anfangs, vor einer langen Reihe von Zeilen, von den Edessenern gesprochen hatte, auf die sein Zusatz nicht passte, aber auch gewiss nicht gemünzt war. Ich möchte diesem kleinen stilistischen Versehen die Bedeutung nicht beilegen, allein seinetwegen in der Aufzählung irgend welche tendentiöse oder sagenhafte Übertreibung zu finden.

Die gute Jahreszeit war vorüber, als König Balduin von Scheizar zurückkehrte, und der Rückblick auf das Jahr 1111 war traurig genug. In Askalon hatte man eine beträchtliche Schar tapferer Kriegsleute eingebüsst, und am Orontes war das grosse Feindesheer zwar zum Rückzug genötigt worden, jedoch nur in einer Weise, welche die Seldjuken des inneren Syriens, Mesopotamiens und Irans von der Wiederholung energischer Angriffsstösse nicht lange abzuschrecken vermochte. Trotzdem wagte der König sich noch in demselben Jahr an ein überaus schwieriges Unternehmen, an die Belagerung nämlich der festesten Hafenstadt Syriens, des fast uneinnehmbaren Tyrus. Der Winter stand freilich vor der Thür, und die Flotte, welche den grossen Platz zur See einschliessen sollte, bestand nur aus einer mässigen Zahl sei's jerusalemitischer, sei's abendländischer Schiffe. Aber die Belagerung war, wie es scheint,

schon seit einiger Zeit geplant, da Kaiser Alexius, mit dem Balduin damals freundliche Beziehungen unterhielt, den Franken eine Hilfsflotte zu schicken versprochen hatte; und wenn auch in diesem Augenblick noch kein griechisches Segel in Sicht war, so schien es dem feurigen Geist des Königs dennoch unerträglich, den Kampf zu vertagen. Der verwegene Held verlangte ohne Zweifel mit Leidenschaft nach Rache für Askalon und nach einem vollen Siege, welcher den ergebnislosen Orontesfeldzug in Vergessenheit bringen und den Gegnern wieder eine gründliche Lehre über die unwiderstehliche Wucht des fränkischen Schwertes erteilen sollte.

Die Belagerung dauerte vom Ende November 1111 bis in den April 1112. Während dieser langen Zeit wetteiferten die Christen in rastloser Arbeit und unbeugsamem Mut. Sie verschanzten ihr Lager, um vor Überraschungen von Seiten eines Entsatzheers gesichert zu sein; sie bauten riesenhafte Wandeltürme, stürmten einmal ums andere mit Schwert und Lanze, Pfeilen und Wurfgeschossen, zerschmetterten einen grossen Teil der feindlichen Werke und berechneten schon den Tag, an dem die stolze Festung fallen müsse. Aber die Belagerten thaten ebenfalls ihre volle Schuldigkeit, machten kühne Ausfälle, setzten durch klug ersonnene Vorrichtungen jene Türme in Brand und gaben somit den Angreifern in allen kriegerischen Tugenden nichts nach. Für sich allein wären sie gleichwohl endlich erlegen, zumal Balduins fester Sinn durch kein Misgeschick, welches diese oder jene Gruppe der Seinen traf, zu erschüttern war; auch nahte sich keine Flotte, obgleich die Seemacht der Christen so gering war, zum Entsatz der Stadt; dafür brachte jedoch der Emir von Damaskus ein starkes Heer zusammen und bedrohte mit demselben sowohl die Stellung des Königs vor Tyrus wie die ganze nördliche Hälfte des Reiches Jerusalem. Selbst hiernach hielt Balduin noch eine Weile aus und gab erst dann das Zeichen

zum Abzug, als er in dringende Gefahr kam, gleichzeitig mit der Besatzung von Tyrus und den Damascenern, also mit allzu überlegener Macht schlagen zu müssen.

Dass dies der Ausgang des opferreichen Unternehmens war, wird in einer griechischen Erzählung den Franken als Schuld angerechnet: sie hätten zu lange gesäumt, sich der schon halb bezwungenen Stadt vollends zu bemächtigen, und wären endlich in wilder Flucht aus ihrem Lager davongeeilt. Aber diese Erzählung stammt aus dem Munde einiger griechischen Gesandten, die damals den König Balduin zu einem Bündnis mit Kaiser Alexius gegen Tankred zu bewegen suchten, ihr Ziel nicht erreichten und daher gehässig genug über die fränkische Kriegsführung geredet haben mögen (Anna Comnena, ed. Bonn. II, 260 seq.). Aus den übrigen Berichten von christlicher wie muhammedanischer Seite lässt sich nichts andres schliessen, als dass vor Tyrus ein Heldenkampf ausgefochten wurde, bei welchem den König Balduin nur die Verschuldung trifft, dass er mehr unternommen hatte, als er durchzuführen vermochte. Denn zur Bezwingung der stärksten feindlichen Festung und zu gleichzeitiger Abwehr mächtigen Entsatzes reichte seine Kraft noch nicht hin. Aber dass er so Grosses gewagt und den ersehnten Erfolg beinahe erreicht hat, ist ein sprechendes Zeichen sowohl für seinen hohen Sinn wie für die Trefflichkeit der Streitmacht, über die er immerhin schon gebot.

Die besten Quellen für die Geschichte der Belagerung von Tyrus sind Ibn Alatyr (p. 283—286) und unser Lothringer (Alb. Aq. XII, 1—7). Dieselben bestätigen und ergänzen einander in allem wesentlichen so vollkommen, dass es unnötig erscheint, an dieser Stelle auf ihre geringfügigen Widersprüche näher einzugehen. Dagegen verlangen die ersten Zeilen, mit denen im Werke Alberts von Aachen der Übergang auf die Belagerung von Tyrus gemacht wird, für sich allein noch einige Erörterungen. Albert beginnt

mit dieser Episode das zwölfte und letzte Buch seines Werkes. Die ersten Worte desselben sind: Anno regni (Baldewini) undecimo. Das heisst, Albert hat, nachdem er längst aufgegeben hatte, die Ereignisse nach Regierungsjahren Balduins zu zählen, an dieser hervorragenden Stelle noch einmal solche Bezeichnung eingefügt, die, als aus seiner Feder stammend und wohl nur auf einer Marginalbemerkung ruhend, sich auch dadurch charakterisiert, dass sie in den meisten Handschriften fehlt. Der lothringische Text enthält darnach folgende Worte: in anno secundo postquam Sidon capta est et Tancredus Sareptam percussit et obtinuit, rex Baldewinus . . . . iniit consilium quatenus Tyrum obsideret — eine etwas unglücklich, aber ganz in der Art unseres Chronisten formulierte chronologische Bestimmung, bei der „in anno secundo" nur auf das Ende, nicht aber auf den Anfang der Belagerung von Tyrus passt. Sodann fährt der Lothringer fort: (quatenus Tyrum obsideret,) quae adhuc rebellabat. Das heisst, diese Worte müssen geschrieben sein, als Tyrus nicht mehr rebellierte, also nach der Einnahme dieser Stadt im Jahre 1124. Hierbei liegt, da der Lothringer, wie wir oben gesehen, grosse Stücke seiner Chronik sicherlich bald nach den Ereignissen geschrieben hat, der Gedanke nahe, dass auch diese Stelle durch Albert von Aachen umgestaltet sei, und unmöglich ist dies durchaus nicht. Indessen wahrscheinlicher dürfte sein, dass der Lothringer die letzten Abschnitte seines Werkes der längst fertigen Hauptmasse desselben erst sehr spät, etwa in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre hinzufügte, wie ja auch Fulcher seine historia hierosolymitana in mehreren, weit voneinander entfernten Zeiträumen vollendete. Für die Hypothese, dass unser Chronist die Geschichte Jerusalems seit dem Ende des Jahres 1111 oder vielleicht auch seit einem etwas früheren Zeitpunkte erst ziemlich lange nach den Ereignissen niederschrieb, sprechen nämlich die Umstände, dass in den letzten Ab-

schnitten des Werkes die Darstellung, wie wir noch an mehreren Beispielen sehen werden, chronologisch nicht gut geordnet ist, hier und da auch einen auffallend fragmentarischen Charakter zeigt und bei zwei Episoden sogar auf wunderlichen Gerüchten ruht, die zu ihrer Entwickelung wohl einige Jahre nötig gehabt haben.

Der Rest des Jahres 1112 verging ohne bedeutendere Kriegsthaten. König Balduin unternahm zwar noch einen Beutezug in die Gegenden südlich vom toten Meer, überraschte und beraubte auch zur grossen Freude der Seinigen, deren Mittel durch den Kampf um Tyrus völlig erschöpft waren, eine reich beladene Karawane muhammedanischer Kaufleute, liess darnach aber die Waffen ruhen (Alb. Aq. XII, 8). Tankred schlug sich eine zeitlang mit einem armenischen Fürsten umher, und die Grafen von Edessa wurden wieder durch einen Angriff Maududs beunruhigt, erwehrten sich desselben jedoch ziemlich glücklich (Boemund und Tankred, S. 50 f.).

Am 5. Dezember starb Tankred und hinterliess die Regierung Antiochiens seinem Verwandten Roger del Principato. Der Tod des gefürchteten Helden erfüllte die Muhammedaner, wie es scheint, mit Siegeshoffnungen. Maudud sammelte von neuem ein grosses Heer und rückte im Frühling 1113 gen Westen vor. Gleichzeitig aber brach König Balduin ins damascenische Gebiet ein und nahm für die Unterstützung, welche Tyrus von dort erhalten hatte, durch Verheerung des offenen Landes grimme Rache. Der Emir von Damaskus rief deshalb die Mosulaner zu Hilfe, und Maudud wagte es, unbekümmert um die in seinem Rücken bleibenden Streitkräfte von Edessa und Antiochien, südwärts zu gehen und, mit den Damascenern vereinigt, das Reich Jerusalem anzugreifen. Balduin war inzwischen in die Heimat zurückgekehrt und hatte, von befreundeter Seite über die ihm drohende Gefahr unterrichtet, sowohl seine eigenen Truppen gerüstet als auch Hilfe von Tripolis

und Antiochien erbeten. Ehe die letztere eintraf, drang Maudud jedoch schon tief in das christliche Land, mordete und plünderte in den Gebieten westlich und südlich vom See Tiberias und lagerte sich endlich in wohlgewählter, schwer angreifbarer Stellung an der Südspitze des genannten Sees. Die Jerusalemiten folgten ihm und stürmten, durch die Beschädigung ihrer Besitzungen gereizt und erbittert, auf die erste feindliche Schar, die ihnen in Sicht kam, tolldreist los. Eben dieses hatte Maudud herbeizuführen gewünscht und in der Hoffnung, dass die Christen sich zu unbesonnenem Kampf verlocken lassen würden, nicht bloss jene Schar ausgesendet, sondern auch unfern derselben einen starken Heerhaufen in Hinterhalt gelegt. Plötzlich sahen die Jerusalemiten sich in eine förmliche Feldschlacht verwickelt und erlitten, überrascht wie sie waren, am 28. Juni eine sehr empfindliche Niederlage. Von vielen Seiten wurde König Balduin angeklagt, dass seine unzähmbare Streitlust dieses Unheil verschuldet habe; doch gebührt der Tadel vielleicht mehr seiner Ritterschaft, da Fulcher (p. 426) sagt: visis Turcis fere quingentis, qui de insidiis suis ut nostros invaderent erumpebant, illico aliquanti contra eos imprudenter cucurrerunt.

Gleich nach der Niederlage langten die Antiochener und Tripolitaner im christlichen Lager an. Aber auch mit dieser Verstärkung war man nach dem schweren Verlust, den man erlitten, zu nachdrücklicher Offensive zu schwach. Die Verteidigung, auf die man sich bald ganz und gar beschränkt sah, gestaltete sich um so peinlicher, als Streifscharen Maududs plündernd und brennend rings umherzogen, zugleich die Askaloniten aus ihren Mauern bis gen Jerusalem vorbrachen und muhammedanische Bauern und Hirten, welche Güter fränkischer Herren bewirtschafteten, haufenweise zu den Feinden übergingen. Bei dieser Not erschien jedoch die Kriegstüchtigkeit Balduins und der Seinen in hellstem Lichte. Das christliche Heer behauptete

sich Tag um Tag auf den Bergen bei Tiberias, angesichts des muhammedanischen Lagers, in zäher Defensive und hielt dadurch wenigstens den Kern der feindlichen Streitmacht in Schach. Allmählich wuchs auch die Zahl der Franken, indem ihnen abendländische Pilger, von denen stattliche Scharen damals an der syrischen Küste landeten, bereitwillig zu Hilfe eilten. Maudud dagegen, der in dem verheerten Lande nicht mehr Lebensmittel genug zusammenzubringen vermochte, kam schliesslich in eine sehr peinliche Lage und gab schon im Hochsommer die Fortsetzung des mit so glänzendem Erfolge begonnenen Feldzugs gänzlich auf. Indem er sein Heer entliess, verpflichtete er dasselbe freilich, im nächsten Frühling zu neuem Kampfe mit den Christen zusammenzutreten. Er selber aber ging nach Damaskus, wo er den Herbst und Winter verweilen wollte, und fiel hier nach wenigen Tagen, am 12. September, durch Mörderhand. Die Franken wurden durch seinen Tod von ihrem mächtigsten und thätigsten Gegner, der sie von Jahr zu Jahr ernstlicher bedroht hatte, sehr zu rechter Zeit befreit.

Über diesen letzten Krieg Maududs sind wir von christlicher wie muhammedanischer Seite gut unterrichtet. Die ausführlichste, aber diesmal nicht tadelfreieste Erzählung giebt der Lothringer (Alb. Aq. XII, 9—12, 15, 16, 18). In den Hauptsachen bis zum Abzuge Maududs aus dem Jordanthal stimmt dieselbe zwar mit den Schilderungen Fulchers, Ibn Alatyrs und anderer Chronisten überein; auch enthält sie allein manch glaubwürdiges Detail, z. B. einen Sieg Balduins über tyrische Truppen kurz vor dem Zusammentreffen mit Maudud und die Namen der vornehmsten, in der Niederlage des 28. Juni gefallenen Ritter. Aber sie ist chronologisch ungenau, und wenn sich hier allenfalls durch eine naheliegende Konjektur helfen liesse, so macht doch das geographische und strategische Bild, welches der Katastrophe des 28. Juni zugrunde

liegt, den Eindruck unklarer Überlieferung. Dazu kommt noch, dass an die eigentliche Geschichte des Krieges ein seltsamer Anhang gemacht ist. Die Pilgerscharen nämlich, die im Jahre 1113 das heilige Land besucht haben, sollen bei ihrer teils über Cypern, teils über die griechischen Gebiete Kleinasiens gelenkten Rückkehr durch elementare Ereignisse wie durch muhammedanische Angriffe in grosse Not gebracht sein, wogegen an sich ja nichts einzuwenden wäre. Indessen die auf kleinasiatischem Boden erfolgenden Angriffe sollen von Maududs Heer, welches sich vom Krieg mit den Franken zum Kampf mit den Griechen gewendet habe, ausgegangen sein, und Maudud selber soll erst nach der Rückkehr aus Kleinasien, in einem späteren Jahr als 1113, und auf ganz andere Weise, als die übrigen Quellen erzählen, in Damaskus ermordet worden sein. Kurz hier liegt klar zutage, dass unser sonst so trefflicher Gewährsmann seine guten Mitteilungen durch Aufnahme wirrer Gerüchte verunstaltet hat, und allem Anschein nach ist er dazu gekommen, weil er die letzten Abschnitte seines Werkes erst ziemlich spät niedergeschrieben hat.

Im Sommer 1113, als noch die Christen und Muhammedaner bei Tiberias einander gegenüberstanden, segelte eine kleine, aber glänzend ausgerüstete und reich beladene italienische Flotte nach Syrien. Auf derselben befand sich die Herzogin Adelaide von Sicilien, Witwe Rogers, des Bruders Robert Guiskards. König Balduin hatte nämlich jene armenische Prinzessin, die er als Graf von Edessa geheiratet, einige Jahre zuvor in ein Kloster geschickt und darnach die reiche Adelaide, vermutlich um deren Geld und Dienstleute für sich zu gewinnen, zur Gattin erbeten. Seine Berechnung schlug insofern nicht fehl, als die Herzogin von Sicilien ausser einer Schar tapferer Krieger soviel Geld, Waffen und Lebensmittel nach Syrien brachte, dass die Jerusalemiten dadurch in die freudigste Stimmung versetzt wurden.

Von der Landung Adelaides und ihrer Vermählung mit Balduin sprechen mehrere Chronisten, keiner ausführlicher und anschaulicher als der Lothringer (Alb. Aq. XII, 13, 14). Sein Bericht soll freilich sagenhaft ausgeschmückt sein. Brauchen wir aber schweren Anstoss daran zu nehmen, dass an den zwei Hauptschiffen der Herzogin sich befanden cornua, auro et argento fabrili opere vestita, und dass auf dem einen dieser Schiffe, auf dem sie selber während der Überfahrt verweilte, sich erhob malus, auro purissimo tectus? Üppige Pracht in der Ausrüstung der Flotten war damals nichts Seltenes, nnd es ist ja nach den zuletzt angeführten Worten nicht notwendig, dass man sich den betreffenden Mastbaum als von oben bis unten vergoldet vorstelle. Im Übrigen empfiehlt sich der Bericht durch eine Reihe zweifellos auf schlichter Sachkunde ruhender, nüchterner Einzelnheiten und enthält nur den einen augenfälligen Irrtum, dass der verstorbene Gemahl Adelaidens frater Boemundi genannt wird.

Die Schätze, welche die neue Köuigin mitbrachte und mit freigebiger Hand verteilte, waren den syrischen Franken mehr als willkommen. Der letzte Krieg mit Maudud hatte an Menschen und Geld, an Gebäuden und Geräten, an Tieren und Feldfrüchten Unermessliches verschlungen. Harte Arbeit war nötig, um die Blüte des Landes einigermassen wiederherzustellen, um so härtere, als während des Jahres 1114 im Reich Jerusalem Heuschreckenschwärme und in Nordsyrien Erdbeben argen Schaden anrichteten. Aber diese Arbeit wurde so gründlich geleistet, dass die Spuren der Verwüstnng überraschend schnell verschwanden. Nach allgemeiner Annahme gehört hierbei ein grosser Teil des Verdienstes dem König Baldnin, und so dürfen wir uns denselben von 1113—1115 ausschliesslich mit den inneren Angelegenheiten seines Landes beschäftigt denken. Von anderer Thätigkeit, von Kriegsunternehmungen ist uns für diese Zeit wenigstens nichts überliefert.

Erst im Sommer 1115 wurde der König veranlasst, sich wieder zum Kampfe zu rüsten. Ein mächtiger Fürst, Bursuk von Hamadan, hatte vom Sultan den Befehl erhalten, einige rebellische Emire Syriens, besonders Toghtekin von Damaskus zu züchtigen und überdies, dem Beispiel Maududs folgend, die Franken aufs Nachdrücklichste zu bekriegen. Bursuk überschritt im Frühling des genannten Jahres den Eufrat und wendete sich bald darauf gegen das damascenische Gebiet. Toghtekin rief die Christen zu Hilfe und nahm mit dem schnell herbeikommenden Roger von Antiochien eine Verteidigungsstellung bei Apamea ein. Bursuk lagerte sich unfern davon, bei Scheizar, und suchte von hier aus die Verbündeten zum Kampfe zu reizen. Diese aber, in Erwartung König Balduins, verweigerten die Schlacht, die dann überhaupt nicht stattfand, weil Bursuk, sobald er von dem Nahen Balduins sichere Kunde erhalten hatte, sein Lager verliess und das Weite suchte. Der König bedauerte lebhaft, mit den Feinden nicht mehr handgemein werden zu können, und kehrte, ebenso wie Roger und Toghtekin, da nichts anderes übrig zu bleiben schien, in die Heimat zurück. Auf die Nachricht von der Trennung der Verbündeten kehrte jedoch auch Bursuk um und warf sich mit aller Macht auf die antiochenischen Gebiete östlich vom Orontes, zwischen Apamea und Haleb. Zum Schutz seines Landes eilte Roger sofort wieder herbei, erspähte glücklich eine Gelegenheit zu jähem Überfall und brachte, am 14. September, dem völlig überraschten Heere Bursuks eine schwere Niederlage bei, durch welche nicht bloss für diesmal sondern auch für die nächste Zukunft die grosse Gefahr beseitigt wurde, die den Franken seit Jahren von den Truppenmassen Mesopotamiens und Irans gedroht hatte.

Bei diesem Feldzuge fand also Balduin keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen und sein Ansehen oder seine Macht zu erweitern. Ihm dies zum Vorwurf zu machen, seine

übergrosse Vorsicht, seine Langsamkeit anzuklagen, wie dies von Sybel (bei Schmidt l. c. p. 73) und noch schärfer von Wollf (l. c. p. 66 seq.) geschehen ist, liegt jedoch kein genügender Grund vor. Denn falls wirklich „fast drei Monate" zwischen der Absendung einer Hilfsbitte an ihn und seinem Eintreffen im Lager bei Apamea vergangen sind, so kann der König doch durch sehr dringende Geschäfte genötigt worden sein, den Marsch gen Norden zu verzögern. Unsere Chronisten sind für diese Zeit viel zu fragmentarisch, um erkennen zu lassen, wie die Unternehmungen Balduins in einander gegriffen haben, und ob derselbe wegen des unbefriedigenden Ganges des Orontesfeldzuges anzuklagen oder zu entschuldigen ist. Auch ist sehr zu beachten, dass keiner dieser Chronisten dem König jenes Zögern als Schuld zur Last legt: der Kriegsberichterstatter des Fürsten Roger spricht sogar in lobenden Worten von dem stets kampfbereiten Herrscher (Gauterii cancellarii bella antiochena, ed. Prutz, Quellenbeiträge, I, 10 seq.: Rex itaque probitati semper intentus haud segniter agens etc.).

Unter allen Umständen schiesst das Urteil, welches Wollf bei dieser Gelegenheit ausspricht, weit über das Ziel hinaus: „Balduin war kein Feldherr." Das entgegengesetzte Urteil dürfte der Wahrheit näher kommen, obgleich von der Feldherrnbegabung mittelalterlicher Helden zu reden nach dem Zustand unserer Quellen stets eine missliche Sache ist. Balduin, der als Graf von Edessa wie als König von Jerusalem so viele gewagte Märsche glücklich durchgeführt, so viele Siege errungen, so viele Ortschaften erobert hat, dessen Person bei der Leitung der Unternehmungen nicht selten deutlich in den Vordergrund tritt, war zuverlässig mehr als ein grimmer Recke. Die Fehler seiner Kriegsführung sind uns längst bekannt: rücksichtslose Verwegenheit und Verachtung der Feinde, d. h. Fehler, die ein tapferer Mann an der Spitze des Häufleins

von Kreuzfahrern im Kampfe mit den Myriaden des Morgenlandes kaum vermeiden konnte. Daher kam der König manchmal dazu, Unternehmungen zu wagen, denen selbst seine und der Seinigen Eisenkraft nicht gewachsen war. Andere Fehler sind nicht nachweisbar, und so darf man Balduin, in demselben Sinne wie Gottfried und Boemund, einen guten Feldherrn nennen.

Der Bericht, den der Lothringer von diesem Orontesfeldzuge giebt, steht auf derselben Stufe wie jene Erzählung vom letzten Kriege mit Maudud (Alb. Aq. XII, 19, 20). Denn er stimmt in vielen Haupt- und Nebensachen mit den Darstellungen der andern Chronisten überein, bereichert dieselben auch durch mehrere glaubwürdig erscheinende Einzelnheiten und bildet trotzdem nur den Niederschlag einer, ohne Zweifel im Lauf etlicher Jahre unsicher gewordenen Überlieferung. An der Seite Bursuks erscheint noch Ridhwan von Haleb, der schon Ende 1113 gestorben war; Bursuk zieht sich vor den Verbündeten nordwärts gen Malatia zurück und wird dennoch von Roger in der Gegend von Scheizar, wo er in Wahrheit vor seinem Rückzug gestanden, aufs Haupt geschlagen; die Niederlage endlich, die er erleidet, wird ihm zwar in erster Linie von den Antiochenern beigebracht, aber ein Teil seiner Leute fällt auch, wovon sonst nichts überliefert ist, den Damascenern in die Hände. Ein weiterer Fehler im heute vorliegenden Texte unserer Chronik dürfte derselben dagegen nicht eigentlich angehören. Scheizar wird Caesarea Stratonis genannt, also mit dem zwischen Arsuf und Haifa gelegenen Cäsarea verwechselt. Prüfen wir nun alle Stellen der Chronik, in denen irgend ein Cäsarea genannt ist, so finden wir, dass unser Autor überall dort, wo er wirklich von Caesarea Stratonis spricht, vollkommen sachgemäss sich ausdrückt, und dasselbe ist hinsichtlich der Erwähnung von Caesarea Philippi und in Wahrheit auch von Caesarea super Orontem zu sagen. Denn in den

beiden Fällen, in denen er das Letztgenannte berührt (Alb. Aq. XI, 39; XII 20), fügt er einige, die Lage des Ortes genauer bezeichnende Worte hinzu, welche die Möglichkeit einer Verwechselung mit Caesarea Philippi oder Stratonis für ihn geradezu ausschliessen. Für den ersten der beiden Fälle habe ich deshalb schon oben (S. 386) die Vermutung ausgeprochen, dass der Zusatz Philippi aus der Feder Alberts von Aachen herrühre, und auch in dem nun ins Auge gefassten zweiten Falle dürfte die einfachste Erklärung dahin gehen, dass Albert von Aachen, der von Scheizar wahrscheinlich nichts wusste, oder vielleicht auch ein anderer, ebenso kenntnisloser Abschreiber das Wort Stratonis in den Text einfügte.

Während König Balduin durch den Orontesfeldzug eine zeitlang von seinem Lande ferngehalten wurde, gingen wieder einmal die Besatzung von Askalon und eine ägyptische Flotte zum Kampfe vor und griffen wiederholt, aber erfolglos Joppe an. Diese Kriegsszenen hat der Lothringer zu behandeln versäumt, dagegen berichtet er ausführlich von glücklichen Gefechten, die jerusalemitische Schiffe mit einer von Tyrus nach Afrika zurückkehrenden ägyptischen Flotte im Spätsommer 1115 bestanden (Alb. Aq. XII, 17). Seine ägyptische Flotte ist offenbar dieselbe, die Joppe angegriffen und, nachdem sie von dort abgewiesen war, sich nach Tyrus begeben hatte (Fulch. p. 430).

Aus dem Jahr 1115 wissen wir sonst nur noch, dass Balduin weit südlich vom toten Meere, um gegen Ägypten und Arabien eine festere Stellung zu gewinnen und die dortigen Handelsstrassen unter seine Herrschaft zu bringen, die Burg Montroyal erbaute. Wahrscheinlich begann er das wichtige Werk ziemlich spät im Jahre, nach dem Orontesfeldzuge; doch glückte es ihm, da er die Arbeiten mit grosser Rührigkeit betrieb, den Platz noch bei guter Zeit, tempore autumpni, in verteidigungsfähigen Zustand zu bringen (Fulch. p. 431. Alb. Aq. XII, 21). Der Loth-

ringer erwähnt den Bau der Burg erst zum Jahre 1116, er ist aber nur dadurch zu diesem Irrtum gekommen, dass er Balduins Rückkehr nach Montroyal mit der im Jahr vorher vollzogenen Erbauung der Burg zusammenwarf. Im Jahre 1116 ritt nämlich der König abermals gen Süden, besuchte seine neue Festung und ging von dort aus sogar bis zum roten Meere vor — eine etwas abenteuerliche Reise, zum Teil erzeugt von phantastischer Wanderlust, im übrigen aber auf gesunder Grundlage ruhend, da eine Recognoscierung in den ägyptisch-arabischen Grenzgebieten selbstverständlich von politischem wie militärischem Werte war. Balduin wäre gern noch auf den Sinai gestiegen, die dort hausenden christlichen Mönche zu besuchen. Doch durfte er nicht allzulange im feindlichen Lande verweilen, die Keckheit des Unternehmens — er war nur von einer kleinen Kriegerschar begleitet — nicht ins Unsinnige steigern, und so kehrte er nach kurzer Rast und Erholung an den Ufern des roten Meeres in schnellem Ritt, unterwegs noch Beute sammelnd, nach Jerusalem zurück. Der Bericht des Lothringers über diese Episode (Alb. Aq. XII, 21, 22) ist gut.

Im Frühling 1117 erkrankte der König so schwer, dass er selber sein Ende für nahe bevorstehend hielt. Er befahl deshalb, seine Gläubiger sogleich zu befriedigen und von seinem Hab und Gut seinen Rittern und Knechten, den Armen, Witwen und Waisen reiche Geschenke zu machen. Doch genas er precibus et lacrimis pupillorum et viduarum noch einmal. Der Bericht des Lothringers (Alb. Aq. XII, 23) stammt sichtlich aus der Feder eines Augen- und Ohrenzeugen.

Kaum war Balduin genesen, so trennte er sich von seiner Gattin Adelaide von Sicilien. Als Gründe dieses auffallenden Schrittes werden angegeben, dass König und Königin zu nahe miteinander verwandt und ihre Ehe überdies noch unerlaubt und ungültig gewesen sei, weil sie dieselbe bei Lebzeiten jener armenischen Gattin Balduins

geschlossen hätten. Diese Scheidungsgründe können, da man jahrelang kein Gewicht auf sie gelegt hatte, nicht die wahren gewesen sein. Kirchenpolitische Gründe können auch nicht wohl eingewirkt haben, obgleich die Auflösung der Ehe ex ammonitione et jussione ipsius Apostoli erfolgt sein soll (Alb. Aq. XII, 24). Denn die Verstossung Adelaides erbitterte die sicilischen Normannen, deren gute Gesinnung in jenen Jahren für den Papst von höchstem Werte war. Die wahren Gründe lassen sich deshalb nur in den Angelegenheiten des jerusalemitischen Reiches suchen, aber, wie es scheint, auch finden. Die Ehe nämlich war kinderlos, und nach dem Ehevertrag sollte beim Mangel an Leibeserben dem König Balduin Adelaides Sohn aus erster Ehe, Roger, der spätere König von Sicilien, auf dem jerusalemitischen Throne folgen (Will. Tyr. XI, 21). Den weltlichen wie kirchlichen Grossen des heiligen Landes mochte nun die Aussicht sehr unerfreulich sein, demnächst unter die Herrschaft des sicilischen Normannen zu kommen, da die Vereinigung ihres Staates mit dem italienischen Normannenreiche dem ersteren zwar vielleicht neue Kräfte zugeführt, seine Selbständigkeit aber jedenfalls vernichtet haben würde. Die Todesmahnung, welche Balduin durch seine Krankheit empfangen, wurde daher benutzt, um ihn zu schleuniger Lösung der Ehe zu bewegen. Noch im Frühling 1117 erfolgte die Scheidung durch Verfügung eines jerusalemitischen Konzils, und Adelaide kehrte, wenn auch trauernd und grollend, so doch dem Spruche des geistlichen Gerichtes gehorsam, nach Sicilien zurück.

Die Hauptrolle in diesem Drama soll Arnulf, der frühere Kanzler, der aber schon seit einigen Jahren Patriarch von Jerusalem war, gespielt haben. Im Jahre 1112 war Arnulf dem gestorbenen Patriarchen Gibelin in dessen Würde gefolgt, nicht jedoch ohne dabei von einer ihm feindlichen Partei, wie es scheint unter der Führung des

einstigen Patriarchen Ebremar, angefochten zu sein. Der päpstliche Legat Berengar von Orange, der im Jahre 1115 nach Jerusalem gekommen war und der Gegenpartei sein Ohr geliehen hatte, hatte ihn deshalb abgesetzt. Arnulf aber war im Sommer 1116 nach Rom gegangen, hatte den Papst überzeugt, dass sein Anhang im heiligen Lande der weit überwiegende sei, und war als neu bestätigter Oberhirt Jerusalems dorthin zurückgekehrt. Der eingreifendste Gebrauch, den er von seinem nunmehr völlig gesicherten Ansehn machte, bestand in dem Drängen nach Auflösung der königlichen Ehe, welches trotz dem Zorn, den Adelaides Verstossung am sicilischen Hofe erregte, kaum zu tadeln sein dürfte.

Über alles dieses sind wir vornehmlich durch den Lothringer und durch Papst Paschalis unterrichtet (Alb. Aq. XII, 24. Privilegium Pascalis pape, Rozière, Cartulaire de l'église du saint sépulcre de Jérusalem, p. 11). Der Bericht des Lothringers ist gut. Nur muss man beachten, dass hier Arnulfs Schicksale von 1112—1116 zwischen die Krankheit des Königs und die Verstossung Adelaides eingeschoben und an die erstere, der bekannten Redeweise unseres Autors gemäss, so angeschlossen sind, als ob sie sich nach derselben ereignet hätten. Wir brauchen selbstverständlich nicht anzunehmen, dass der Lothringer gemeint habe, Gibelins Tod, Arnulfs Wahl, Absetzung und Wiedereinsetzung seien im Zeitraum weniger Tage oder Wochen vor sich gegangen. Das Privilegium des Papstes ist nach Rozière ausgestellt „Priverni, XIV kalendas augusti, indictione IX, incarnationis dominice anno MCXVII." Dies ist bisher zumeist auf den 19. Juli 1117 gedeutet worden, aber sowohl indictione IX wie Priverni passen nur auf das Jahr 1116.

Im Jahr 1117 unternahm Balduin keinen Kriegszug, erwarb sich aber in anderer Weise ein Verdienst um sein Land, indem er, unfern von Tyrus und um diese Stadt

unter dem Drucke steter Angriffsdrohung zu halten, die starke Burg Skandelion erbaute.

Im Anfang des Jahres 1118 versammelte der König ein kleines Heer und zog mit demselben in Eilmärschen gen Süden, um Ägypten, das Hauptland des Fatimidenreiches, anzugreifen. Dieses Unternehmen könnte noch abenteuerlicher erscheinen als jener Recognoscierungsritt zum roten Meere, indessen Balduin wurde hierbei durch ganz verständige Erwägungen geleitet. Sein eigentliches Kampfobjekt war nicht Ägypten sondern Askalon. Nur weil er dieser Stadt direkt nicht beizukommen wusste, hatte er beschlossen, die Ägypter durch plötzlichen Überfall zu erschrecken und zu schädigen, ihnen die Schärfe des Frankenschwertes so empfindlich fühlbar zu machen, dass sie auf die Unterstützung Askalons und damit auf die stete ernstliche Bedrohung Jerusalems fortan verzichteten. Der kecke Zug erreichte insofern sein Ziel, als die Christenschar bis zu der östlichen Nilmündung und der Stadt Faramia ohne Unfall vordrang und die letztere, deren Einwohner voll Entsetzen geflohen waren, von Grund aus zerstörte. Dann aber rächten sich die Marschbeschwerden oder die Hitze des Nildeltas an der seit langem tief erschütterten Gesundheit des Königs. Bei Faramia erkrankte Balduin so schwer, dass er sein baldiges Ableben bestimmt ins Auge fassen musste. Sofort ordnete er den Rückzug an, verpflichtete seine jammernden Genossen, seinen Leichnam, falls er unterwegs sterbe, nicht im feindlichen Lande zu verscharren, sondern trotz allen Hindernissen, die sich dem entgegenstellen möchten, nach Jerusalem zurückzubringen, und bezeichnete auch, auf den Wunsch der vornehmsten Ritter, als seine geeignetsten Nachfolger in erster Linie seinen Bruder Eustach, in zweiter Linie den Grafen Balduin von Edessa. In El-Arisch, auf der Grenze zwischen Syrien und Ägypten, gab er seinen Geist auf. Das Heer erfüllte seinen Wunsch und brachte den Leichnam nach Jerusalem

wo derselbe, sogleich nach der am 7. April 1118 erfolgten Ankunft, in der Vorhalle der Kirche des heiligen Grabes neben den Überresten Herzog Gottfrieds beigesetzt wurde.

Bei der Wiederbesetzung des Thrones fiel vor allem ins Gewicht, dass Graf Eustach fern im Abendlande verweilte, während Graf Balduin damals nicht bloss in dem verhältnismässig nahen Edessa, sondern zufällig in Jerusalem selber anwesend war. Durch die Erhebung des letzteren konnte also ein Interregnum, welches für die Wohlfahrt des Reiches jedenfalls bedrohlich gewesen wäre, gänzlich vermieden werden. Die Grossen Jerusalems vereinigten sich deshalb nach kurzen Beratungen dahin, dem Grafen von Edessa, dem Verwandten des toten Königs, die Krone anzutragen, und schon am Ostersonntag, dem 14. April, trat derselbe, nachdem er von Patriarch Arnulf feierlich gesalbt und geweiht worden, vor dem Volke der heiligen Stadt als gekrönter König Balduin II. auf. Der Patriarch aber folgte dem ersten Balduin, mit dem er so vieles gemeinsam gelitten und errungen, prae dolore mortis tanti regis et athletae Christi vehementi infirmitate (correptus), binnen wenigen Wochen im Tode nach. An seine Stelle trat Patriarch Germund.

Über alle diese Dinge unterrichtet uns weitaus am besten der Lothringer (Alb. Aq. XII, 25—30). Seine Erzählung macht durchweg den Eindruck, dass er viel einzelnes selber beobachtet, noch mehr durch fleissiges Fragen erkundet und alles bewegten Herzens und nach guter Erinnerung niedergeschrieben hat. — Der Armenier Matthäus (p. 119) macht den Zusatz, Graf Balduin habe eigentlich nur für die Zeit, bis Graf Eustach in Syrien eingetroffen sein werde, lieutenant général du royaume werden sollen; da ihm dies aber nicht genügt, so habe man sich dahin geeinigt, dass er die Regierung sogleich unter der Bedingung erhalten solle, sie endgültig erst dann zu besitzen, wenn Eustach binnen Jahresfrist nicht nach Syrien gekom-

men sei; dementsprechend habe man ihn gegen Ende dieser Frist gekrönt. Da aber weder unser Lothringer noch Fulcher (p. 441) von diesen Abmachungen etwas melden, so dürfte der armenische Bericht auf einem Irrtum beruhen, dessen Quelle überdies angedeutet werden kann. Graf Joscelin von Tell Baschir nämlich, der tapfere Kampfgenosse des Grafen Balduin war mit diesem einige Jahre zuvor in Streit geraten, aus Tell Baschir vertrieben worden, nach Jerusalem gegangen und hier von Balduin I. mit Tiberias belehnt worden. Nach dem Tode des letzteren versöhnte Balduin II. sich mit Joscelin und übergab ihm die ganze Grafschaft Edessa als Lehen. Es geschah dies aber nicht, wie bisher angenommen worden, 1118, sondern erst 1119 (Matth. p. 125), und diese späte Übertragung Edessas mag in Mesopotamien die Meinung erweckt haben, dass Balduin II. sich die Rückkehr in seine Grafschaft eine zeitlang vorbehalten, mithin anfangs nur bedingungsweise in Jerusalem geherrscht habe. — Wilhelm von Tyrus erzählt (XII, 3), nach dem Tode Balduins I. seien sogleich Boten an Graf Eustach gesendet worden und hätten denselben zur Abreise aus der Heimat bewogen. Unterwegs aber habe der Graf gehört, dass Balduin II. schon König geworden, und sei deshalb wieder nach Hause gegangen. Die Wahl Balduins II. sei vornehmlich durch Intriguen Joscelins, der dafür die Belehnung mit der Grafschaft Edessa erhofft und erhalten, und durch den Patriarchen Arnulf zustande gebracht worden. Inwieweit diese Mitteilungen begründet sind, ist schwer zu sagen. Die Vermutung liegt nahe, dass sie sämtlich in den Kreis von Legenden gehören, die der Feindschaft einer jerusalemitischen Partei gegen Arnulf ihr Leben verdanken. Am Unwahrscheinlichsten klingt die Nachricht von Intriguen Joscelins, der ja keineswegs sofort mit Edessa belohnt wurde, während recht wohl möglich ist, dass der Patriarch, obgleich schon erkrankt, durch Beförderung der Wahl Balduins II. zu schneller Wieder-

besetzung des Thrones und damit noch gleichsam auf dem Sterbebette zum Heil Jerusalems wirkte.

Von der Geschichte Balduins II. giebt der Lothringer noch ein paar kleine Episoden (Alb. Aq. XII, 31—33). Bei denselben ist bemerkt, dass sie sich in anno secundo regni Baldewini de Burg zugetragen haben, ein Zusatz, der zwar auch hier vermutlich aus der Feder Alberts von Aachen stammt, aber das richtige trifft. Denn nach der bedeutenderen dieser Episoden hat Graf Joscelin, als Herr von Tiberias, von dort aus einen sehr unglücklich endenden Beutezug ins Gebiet von Damaskus gemacht, ein Unternehmen, welches nach Ibn Alatyr dem Jahre 1119 angehört (p. 325). Joscelin war also auch hiernach in diesem Jahr, genauer um Ostern 1119, noch nicht Graf von Edessa (vergl. noch Ibn Alatyr p. 341).

Mit diesen Episoden enden die lothringische Chronik und das Werk Alberts von Aachen.

Fassen wir zusammen, was wir an Gutem und auch an minder Gutem in Balduin I. kennen gelernt haben, so dürfen wir bestimmt aussprechen: der König war der würdige Bruder und Nachfolger Herzog Gottfrieds: was dieser begonnen, führte er in vielfach bewundernswerter Weise fort und hielt der Frankenwelt bis an sein Lebensende trotz unsagbaren Schwierigkeiten die Möglichkeit offen, das schöne Syrien auf die Dauer für die christlich-abendländische Kultur wieder zu gewinnen.

Seine kriegerische Tüchtigkeit hervorzuheben, ist beinahe überflüssig. Der ritterliche Held, der Sieger so vieler Schlachten, der unzähmbare Mann, den die schwersten Niederlagen nicht beugten, gehört sicherlich zu den begabteren Heerführern des Mittelalters. Zu tadeln ist hier nur jenes Übermass von Verwegenheit, die, im übrigen dem grimmen Kampfeszorn Gottfrieds vergleichbar, durch die

eigentümliche Gestaltung seines Schicksals eine besondere Färbung erhielt. Er stand ja nicht in einem Einzelfall oder kurze zeitlang, sondern viele Jahre hindurch mit kleinen Kriegerhäuflein den Myriaden des Morgenlandes gegenüber. Seine Lage erinnert an die der Konquistadoren Mittelamerikas, nur mit dem Unterschiede, dass Hunderte von Spaniern dank ihrer überlegenen Bewaffnung viel leichter Tausende von Mexikanern zersprengen konnten, als es den Frankenrittern möglich war, die ihnen an militärischer Ausbildung und Ausrüstung mindestens ebenbürtigen muhammedanischen Streiter aus dem Felde zu schlagen. Balduin und die Seinen hätten nicht zehnfach stärkere, treffliche Feindesheere zu überwinden vermocht, wenn sie nicht bald von heisser religiöser Begeisterung, bald von trotzigem Vertrauen auf ihre reckenhafte, im Durchschnitt von den Orientalen zweifellos nicht ganz erreichte Leibeskraft und somit fast immer von stolzester Siegeszuversicht erfüllt gewesen wären. Diese Stimmung aber schloss, obgleich sie blendende Erfolge ohne Zahl vermittelte, schreckliche Niederlagen keineswegs aus. Die Gewöhnung an das kühnste Drauflosstürmen führte und musste gelegentlich führen zur Tolldreistigkeit und zu gänzlichem Unterliegen. Balduin hat schwer darunter gelitten, seinen Fehler jedoch stets mit zähem Mute wieder gut gemacht, und der militärische Nachruf, den er verdient, hat sich bei den Bewohnern des ägyptisch-syrischen Grenzgebietes sogar zu der Sage verdichtet, dass ein schrecklicher Riese dereinst in dieser Gegend gehaust habe.

Von dem Staatsmann Balduin ist neben anderm vornehmlich zu rühmen, dass er Macht und Ansehn der Krone Jerusalem vor inneren wie auswärtigen Feinden und Nebenbuhlern nicht bloss sicher beschirmt, sondern auf eine verhältnismässig recht hohe Stufe emporgehoben hat. In der inneren Politik wurde er aufs Beste von seinem energischen Parteigänger Arnulf unterstützt, der, wenn auch kein ganz fleckenloser Mensch, sich doch als Hort der jerusalemitischen

Königs- und Staatsgewalt grosse Verdienste erworben hat. Die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes dürfte erst jetzt, nachdem die Berichte Wilhelms von Tyrus als parteiisch und sagenhaft erkannt sind, in befriedigender Weise zu schreiben sein: der Beitrag, den Wollf (l. c. p. 68—76) für dieselbe liefert, ist übrigens teilweis brauchbar. In der auswärtigen oder, was im wesentlichen dasselbe besagt, in der Kriegs- und Eroberungspolitik leistete Balduin alles, was man billigerweise von ihm verlangen darf. Die Zweifel, welche Sybel (bei Schmidt, an mehreren Orten, besonders p. 74 seq.) und Wollf (l. c. p. 76, 79) hiergegen ausgesprochen haben, ruhen auf dem Grunde allzumoderner Anschauungen. Man darf nicht vergessen, dass der König vom Anfang bis zum Ende seiner Regierung sehr oft bitteren Mangel an Geld oder Truppen litt und politisch deshalb aus der Hand in den Mund zu leben genötigt war. Für grössere Unternehmungen musste er günstige Gelegenheiten zumeist geduldig abwarten: das Eintreten der letzteren zu beschleunigen, selber die Initiative zu ergreifen, nach weit ausschauendem Plane zu handeln, war ihm ungemein selten vergönnt. Aber wie gut hat er trotzdem fast alle Gelegenheiten, die sich ihm darboten, zu benutzen verstanden, wie glänzende Erfolge zum Entsetzen der Feinde erreicht! Sein eigenes Herrschaftsgebiet hat er durch wohl bedachte Anlegung von Burgen in bisher feindlichen Landschaften wie durch Eroberung einer langen Reihe von Städten verdoppelt oder verdreifacht. Den Provenzalen, Edessenern und Normannen ist er infolge jeder Aufforderung, die an ihn gerichtet wurde, bereitwillig zu Hilfe geeilt und hat dabei nicht bloss eine Bruderpflicht gegen schutzbedürftige Genossen erfüllt, sondern auch für Erhöhung der Königswürde in den Augen der syrischen Franken klug gesorgt. Dem lästigsten Gegner, der ihm zu bekämpfen übrig blieb, dem Befehlshaber von Askalon, hat er noch am Ende seiner Tage durch den kecken Streifzug an den Nil den

Rückhalt der ägyptischen Heeresmacht zu nehmen und ihn dadurch, was von sehr hohem Werte gewesen wäre, vollends unschädlich zu machen gesucht.

Bei alledem mag zweifelhaft erscheinen, ob man Balduin einen bedeutenden Staatsmann nennen darf. Seinen persönlichen Anteil an der Leitung der jerusalemitischen Politik können wir noch weniger genau bestimmen als den an der Führung der Schlachten. Aber diese Unsicherheit giebt uns natürlich kein Recht, seine staatsmännischen Gaben zu bestreiten, ihn unbedeutender erscheinen zu lassen, als er vielleicht und sogar vermutlich war. Denn bestehen bleibt, dass das Reich Jerusalem unter seiner Regierung die erfreulichsten Fortschritte machte, und dass dieselben, allem Anschein nach, schier unüberwindlichen Hindernissen zum Trotz durch ebenso umsichtiges wie kühnes Handeln erreicht wurden.

In dem hellen Bilde dieses Herrscherlebens fehlt es gleichwohl nicht an einigen dunkeln Flecken. Balduin war eine weniger reine, weniger grosssinnige Natur als Gottfried. Sein Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht gab zu übler Nachrede Anlass. Wo ihm ein Vorteil winkte, griff er mit heisser Leidenschaft zu, allzu unbekümmert, ob er dabei die Grenzen von Recht und Billigkeit einhielt. Es mag diese Sinnesrichtung zum Teil von Jugend auf in ihm gewesen, zum Teil auch erst unter dem Druck der furchtbaren Zwangslage, in der er jahrelang sich befand, zur Entwickelung gekommen sein. Zumeist setzte er zwar seinen Willen siegreich durch, gelegentlich traf ihn jedoch ein Rückschlag seines bedenklichen Verfahrens, wie dies namentlich im Jahre 1106 infolge des unsaubern Handelns mit den Sidoniern und jener nordischen Pilgerflotte geschehen zu sein scheint. Indessen die Mängel in Balduins Charakter machten in wilder Zeit geringen Eindruck, um so geringeren, als sie von den Tugenden des Herrschers weit überstrahlt wurden. Sein Äusseres (Will. Tyr. X, 2)

half ihm noch, die Herzen der Menschen zu gewinnen. Ein ungewöhnlich hochgewachsener Mann von würdevoller Haltung, mit einer Adlernase in dem blassen, von dunklem Haar umrahmten Antlitz, mit mächtiger, imponierender Gebärde — kein Wunder, dass ihn ein unparteiischer Zeitgenosse die Blume der Könige nannte.

Unter Balduin II., dem Neffen der grossen Lothringerfürsten, dehnte sich die Macht der syrischen Franken noch erheblich aus. Im Jahre 1119 ging zwar die Wehrkraft der antiochenischen Normannen in grauenvollem Blutbade fast ganz zugrunde, aber der König trat in die Bresche, sorgte unermüdlich sowohl für die Verteidigung Nordsyriens wie Palästinas und erfocht, wenn auch unter tausend Drangsalen, eine lange Reihe kleiner Vorteile. In der Mitte der zwanziger Jahre war Tyrus erobert und der Heerbann der Seldjuken wie der Fatimiden wiederholt und so gründlich besiegt, dass die Christen in den weiten Gebieten vom Norden Mesopotamiens bis zur Grenze Ägyptens fast überall nach ihrem Gutdünken zu schalten vermochten.

Aber hiermit waren auch die fernsten Punkte erreicht, bis zu welchen die Herrschaft der Kreuzfahrer sich jemals ausdehnen sollte. In den folgenden Zeiten wurden wohl noch manche kleineren Eroberungen gemacht, grosse Gebietserweiterungen dagegen nicht mehr gewonnen. Der ausgedehntesten Herrschaft in der Mitte der zwanziger Jahre fehlten überdies noch die damals zwar tief gedemütigten, aber nicht völlig unterworfenen Hauptorte des inneren Syriens, Haleb und Damaskus, und dies führte zu dem traurigen Ergebnis, dass die territoriale Stellung der Franken im Morgenlande eine zu eng umgrenzte war und blieb, eine unhaltbare Stellung, die bei dem ersten entschiedenen Aufraffen des Muhammedanismus in sich zusammenbrechen musste und in der That zusammengebrochen ist.

Die Hauptursache, weshalb die Kreuzfahrer trotz allem

Heldenmute nicht die genügenden territorialen Garantieen ihres Daseins erreichten, liegt darin, dass sie in den für die Ausweitung ihrer Herrschaft günstigen Jahrzehnten, den ersten nach dem grossen Kreuzzug von 1099, nicht den rechten Nachschub aus dem Abendlande erhielten und deshalb mit ihren Eroberungen nur allzu langsamen Schrittes vorwärts kommen konnten. Inwiefern aber der rechte Nachschub fehlte, mag aus folgender Erörterung deutlich werden.

Unsere Deutschen zeichneten sich, wie wir oben gesehen haben, auf dem Kreuzzuge wie in den ersten Zeiten des Reiches Jerusalem durch ein ungewöhnliches Mass von Reckenkraft und Unternehmungsgeist aus. Hierauf musste schon der Gerechtigkeit halber, um eine Lücke in unserem bisherigen Wissen auszufüllen, nachdrücklich hingewiesen werden. Im übrigen soll aber diese Bemerkung nicht etwa teutonischem Chauvinismus dienen, im Gegenteil sie führt uns auf einen weit höheren Standpunkt. Die Sonderart der Nationalitäten war damals noch nicht schroff ausgebildet: deutsches Wesen verschmolz mit dem benachbarten nordfranzösischen noch an vielen Punkten, Provenzalen und Italiener hatten unendlich viel Gemeinsames. Für den Kenner der Kreuzfahrerkultur tritt deutlich ans Licht, dass das Schicksal des christlichen Morgenlandes von den Stimmungen und Thaten zweier, in sich gleichsam geschlossenen Nationalitätengruppen abhing, von den Deutschen, Nordfranzosen, Normannen, zu denen auch die italienischen Normannen jener Tage zu rechnen sind, auf der einen Seite, und von den Bewohnern der Mittelmeerländer, den Provenzalen und Italienern, auf der andern. Eine Andeutung davon liegt in Raimunds Wort (p. 244): namque omnes de Burgundia et Alvernia et Gasconia, et Gothi, Provinciales appellantur, ceteri vero Francigenae. Diese Francigenae, die nordischen Recken, waren von einem kühneren Heldengeist erfüllt, der den Kampf um seiner selbst willen liebte,

der gern hohe Ziele ins Auge fasste und mit einer grossartigen Sorglosigkeit nach ihrer Erreichung strebte, unbekümmert auch um schwere Opfer, die dabei zu bringen sein mochten. Die Südländer dagegen, zugleich leidenschaftlich und berechnend, wünschten, soweit nur möglich, allein um sicheren Gewinnes willen zu kämpfen: mit unermüdlicher Ausdauer verfolgten sie freilich die Beute, die sie einmal ins Auge gefasst, aber nicht leicht richteten sie ihre Blicke dabei in die Ferne, benutzten vielmehr mit Vorliebe die nächsten Gelegenheiten, um Geld und Gut, Burgen und Städte sich anzueignen. Schon den Zeitgenossen der ersten Kreuzesfürsten fiel dieser Charakterunterschied auf. Radulf sagt völlig zutreffend (cap. 61): die Franzosen sind stolzen Auges und lebendigen Geistes, rasch liegt die Hand am Schwerte, übrigens lieben sie zu verschwenden und verstehen nicht zu erwerben; die Provenzalen dagegen, wie das Huhn neben der Ente, leben schlecht, erwerben eifrig, sind arbeitsam, aber weniger kriegerisch. Solche „Franzosen" waren Gottfried, Baldnin I., Balduin II., Boemund und selbst der abenteuerliche Rittersmann Tankred, in dessen Streben sich immerhin noch ein grandioserer Zug geltend macht als in den Thaten des Grafen Raimund. Und von ähnlicher Stimmung wie diese Anführer waren beseelt, soweit die Quellen dies irgend erkennen lassen, die schlachtenfrohen Ritter vom rechtsrheinischen Deutschland, von Lothringen, Flandern, Nordfrankreich und allen Normannengebieten. Als „Provenzalen" aber erscheinen uns vornehmlich die Grafen und Ritter von Südfrankreich und die Kapitäne und Mannschaften der italienischen Flotten. Im Zeitalter des ersten Kreuzzuges hatten die „Franzosen" die Oberhand unter den Kreuzfahrern. Ihr Wille entschied in erster Linie über den Gang der Kriegsunternehmungen und das Schicksal der eroberten Landschaften. Mit der Zeit wurde dies anders. Die Zahl der „Provenzalen" vermehrte sich weit schneller als die ihrer Nebenbuhler. Zum

Teil erklärt sich dies natürlich dadurch, dass Südfranzosen und Italiener, nur durch die See vom heiligen Lande getrennt, den stärksten Antrieb zur Pilgerfahrt und auch zur Übersiedelung nach Syrien empfanden. Daneben muss jedoch zugestanden werden, dass der Nachschub, den die Kreuzfahrer aus den Gebieten der „Franzosen" erhielten, auffallend schwach war, und der Grund hierfür ist ohne Zweifel in dem grossen Investiturstreit zu suchen, der mit den ihn begleitenden und ihm folgenden deutschen Bürgerkriegen das Interesse allzu zahlreicher nordischen Recken von der gewaltigsten Kolonisationsaufgabe der abendländischen Völker ablenkte. Was Nordfrankreich allein nach Syrien entsendete, konnte nicht verhindern, dass die Kreuzfahrerstaaten mehr und mehr zu einer Kolonie der Mittelmeerländer wurden.

Provenzalen und Italiener haben nun zwar in ihrer Weise den syrischen Franken viel genützt. Mit ihrer Hilfe wurden vor allem die mächtigen Seestädte erobert. Aber dies genügte dem nur auf den nächsten Erwerb gerichteten „provenzalischen" Geiste. In den Seestädten entwickelte sich sofort regster Handelsverkehr, der die Opfer, welche die Eroberung gekostet, hundertfältig vergütete. Bei harten Kämpfen im Binnenlande war solcher Lohn nicht leicht zu erreichen, und der provenzaliche Geist strebte deshalb in diesen wie in allen folgenden Jahren bis zum Schluss des Kreuzzugszeitalters vornehmlich nach Küstenherrschaften, d. h. nach territorialen Stellungen, aus denen sich zeitweise unerhörter Gewinn ziehen liess, die aber auf die Dauer völlig unhaltbar waren.

Schwerlich hätten die nordischen Recken sich solche Beschränkung gefallen lassen, wenn ihre Zahl nicht zu gering gewesen, nicht allzu schnell zusammengeschmolzen wäre. Ihr Sinn haftete nicht so gierig am Erwerb, ihr Thatendrang hätte vielleicht noch Haleb und Damaskus zu bemeistern vermocht und das christliche Syrien für alle

Zeiten gesichert. Mit ihrem Zurücktreten vom Schauplatz oder wenigstens von der Leitung der Dinge entschied sich im wesentlichen schon, dass Jerusalem in die Hände der Muhammedaner zurückfallen werde.

Schlussbetrachtungen.

An diese Stelle gelangt, muss ich zunächst aussprechen, dass mir nach dem Ergebnis der obigen Untersuchungen scheinbar nichts näher gelegen hätte, als mein Manuskript nicht zum Drucke zu geben und ein neues Werk zu schreiben, nämlich eine breit angelegte, nach Quellenkritik und Erzählung sauber gegliederte Geschichte Gottfrieds von Bouillon und seiner ersten Nachfolger auf dem Throne Jerusalems. Ohne nun in Abrede stellen zu wollen, dass ich mich vielleicht in Zukunft, falls mir nicht ein Fachgenosse hierin zuvorkommt, veranlasst sehen könnte, einen Versuch zur Lösung dieser lockenden Aufgabe zu machen, hege ich doch die Überzeugung, dass mir die Pflicht oblag, einstweilen meinen „Albert von Aachen" zu veröffentlichen. Die Zergliederung des unter Alberts Namen gehenden Geschichtswerkes ist eine so schwierige und eigenartige und regt so viele neue Fragen hinsichtlich der Kritik der übrigen Kreuzzugschroniken an, dass ein einzelner Forscher sich nicht vermessen darf, hier überall sofort das Richtige zu treffen. Es ist deshalb mein lebhafter Wunsch, dass recht viele Fachgenossen auf dem Wege, den ich zu bahnen versucht, mir nachfolgen, wo ich geirrt, mich verbessern, wo ich eine Lücke gelassen, diese ausfüllen, kurz behilflich sein mögen, den Grund zu legen, auf dem dann endlich die Geschichte jener grossen Lothringer aufgebaut werden kann.

Anziehend genug ist ja die Beschäftigung mit dem kritischen Material, welches hier in Rede steht. Die Geister der Epik umschweben den, der beim Studium des ersten Kreuzzuges von Schritt zu Schritt die chanson d'Antioche zur Prüfung selbst der besten historischen Quellen heranziehen muss. Wie Kopf und Herz der Pilger von einer Erregung ohne Gleichen ergriffen wurden, wie sie von den wundersamsten und ungeheuersten Ereignissen sofort zu sagen und singen versuchten, wie fast von der ersten Stunde an Wahrheit und Dichtung in der Überlieferung sich mischten, dies nach den Gesetzen der historischen Kritik zu untersuchen und in allen seinen Abwandlungen bei jedem Berichte Zeile für Zeile nachzuweisen, bildet wahrlich eine ungemein reizvolle Aufgabe. Für den deutschen Fachgenossen kommt noch hinzu, dass es heute gilt, die lange gering geachtete Beteiligung unserer Landsleute am ersten Kreuzzuge und an der Gründung des Reiches Jerusalem in ihrem wahren Werte festzustellen, ein vergessenes Blatt vaterländischen Ruhmes in die Geschichte unserer Vergangenheit einzufügen.

Indem ich nun andere zur Teilnahme an der Arbeit einlade, fühle ich mich aber auch genötigt, abzugrenzen, was ich selber geleistet zu haben hoffe und was noch zu leisten übrig bleibt.

Was mich betrifft, so habe ich mein Hauptziel schon erreicht, wenn mir der Beweis gelungen ist, dass das Werk Alberts von Aachen historiographisch weit wertvoller ist, als man bisher annahm. Ich bescheide mich dabei freilich nicht soweit, dass mir das Zugeständnis genügen könnte, in diesem Werk befinde sich allerdings, wie man nun sehe, eine recht grosse Zahl glaubwürdiger Einzelnheiten. Denn nicht um wenige oder viele Einzelnheiten, die Albert hier oder da mit glücklicher Hand aufgegriffen haben könnte, handelt es sich, sondern um breite Massen einer höchst reichhaltigen, anschaulichen, wohlgeordneten Erzählung, die

nimmermehr von dem Aachener Historiker verfasst sein kann. Geist und Gaben eines mittelalterlichen Berichterstatters, der den Ereignissen in Raum und Zeit so fern stand wie Albert, reichten zur Schöpfung dieses Werkes nicht hin. Ebensogut dürfte man den Dichtern und Denkern des 12. Jahrhunderts zutrauen, dass sie imstande gewesen wären, den „Faust" und die „Kritik der reinen Vernunft" zu schreiben, oder die Dampfmaschine und den elektrischen Telegraphen zu erfinden.

Giebt man dies zu, so ist, wie gesagt, das Hauptziel meiner Arbeit schon erreicht, weil alsdann neuer, fruchtbarer Forschung nach allen Seiten die Thür geöffnet ist. Doch möchte ich noch einen Schritt weiter gehen und wenn auch nicht mit ganz, so doch beinahe demselben Grade von Sicherheit an folgendem festhalten. Die grosse Berichtsmasse, die in Alberts Werk als glaubwürdig erscheint, ist allem Anschein nach von einer Feder geschrieben, wofür sowohl äussere wie innere Anzeichen sprechen. Die reflexionslose und sachliche, zugleich von nüchternem Kopf und warmem Herzen diktierte Erzählung zeigt überall den gleichen Charakter. Die Parteistellung in den Händeln der Kreuzfahrer und die religiöse Haltung sind immer ein und dieselbe, die eigentümlich lothringische. Auffallende Eigenheiten des Stils finden sich durch das ganze Werk verbreitet, wofür ich beispielsweise nur an den Gebrauch der Formel magni et parvi (oben S. 28) und an jene wunderlichen, aber wie nach feststehendem Paradigma gearbeiteten chronologischen Anknüpfungen erinnere, die den Forschern bisher so viele Mühe gemacht haben.

Diejenige Feder, die diese Berichtsmasse niederschrieb, dürfte unter den Kreuzfahrern selber zu suchen sein. Denn das Werk zwingt an sehr vielen Stellen beinahe dazu, Autopsie und persönliche Teilnahme des Verfassers an den Ereignissen vorauszusetzen. Selbstverständlich haben wir als Verfasser einen Lothringer, einen lothringischen Geist-

lichen, jedoch wohl kaum einen Kaplan Gottfrieds, sondern, weil die Berichterstattung über diplomatische Angelegenheiten nicht gerade die starke Seite des Werkes ist, etwa den Kaplan eines der grösseren lothringischen Vasallen zu vermuten. Derselbe muss nicht bloss den Kreuzzug mitgemacht, sondern nach demselben seinen Wohnsitz im Reich Jerusalem, wahrscheinlich in der Hauptstadt selber genommen haben. Weiteres zur Feststellung seiner Persönlichkeit vermag ich nicht beizubringen. Dieselbe dürfte uns im übrigen ebenso unbekannt bleiben wie die des Verfassers der Gesten.

Für die Abfassungszeit des Werkes haben wir bei den obigen Untersuchungen nur wenige Spuren gefunden. Indessen dieselben deuteten doch stark darauf hin, dass der Verfasser seine Aufzeichnungen möglichst gleichzeitig mit den Ereignissen gemacht, wenigstens grosse Abschnitte des Werkes bald nach dem Abschluss bedeutender Ereignisgruppen niedergeschrieben hat. Nur an einer Stelle, beim Jahre 1111, fanden wir den Hinweis auf eine erheblich spätere Abfassungszeit. Der Schluss des Werkes zeigte, dem entsprechend, einen auffallend fragmentarischen Charakter und auch, obschon nur bei der Erzählung von ein paar, in weite Ferne sich erstreckenden Feldzügen, eine unsicher gewordene Überlieferung.

Hinsichtlich der Vorzüge wie der Mängel der lothringischen Chronik, die uns in alledem entgegentritt, möchte ich in erster Linie nochmals darauf aufmerksam machen, dass dieselbe einen hohen Rang unter unsern Quellenschriften einnimmt. Die Fülle der Nachrichten, die der Verfasser gesammelt, die Weite des Gesichtskreises, den er im Auge behalten, die verständige Gliederung des Stoffes, der schlichte, aber gerade deshalb lehrreiche Vortrag verdienen um so wärmeres Lob, als überdies das Gemüt des Schreibers an vielen Stellen in ansprechender Weise zum Ausdruck kommt. An Mängeln fehlt es gleichwohl nicht.

Hier und da hat der Verfasser einfach geirrt, hier und da auch wichtigere Dinge übersehen. Ein Hauptmangel ist, dass der Sinn für sorgfältige und genaue chronologische Feststellung der Ereignisse in ihm nicht entwickelt war. Aber die wüste chronologische Verwirrung, die man in seinen Berichten hat finden wollen, ist trotzdem keineswegs vorhanden. Ein grosser Teil der bisher bemerkten chronologischen Widersprüche fällt bei der Loslösung der lothringischen Chronik von den Zuthaten Alberts von Aachen ohne weiteres fort. Von dem Rest derselben finden die schlimmsten durch die Beachtung jenes eigentümlichen Verfahrens bei chronologischen Anknüpfungen eine völlig hinreichende Erklärung. Was darnach noch in chronologischer Beziehung zu tadeln bleibt, fällt teils nicht schwer ins Gewicht, teils darf es auf die Rechnung ungeschickter Abschreiber, besonders Alberts von Aachen, gesetzt werden, wobei ich jedoch die Hoffnung ausspreche, dass man mir zugeben wird, von der Abwälzung der Fehler auf die Hand der Abschreiber, wozu doch Anlass genug vorliegt, sparsamen Gebrauch gemacht zu haben.

Alles in allem ist die lothringische Chronik, verglichen mit ähnlichen Schriften des Mittelalters, besonders der Kreuzzugszeit, keineswegs fehlerreich, vielmehr weniger fehlerhaft als die meisten gleichzeitigen Werke und dank ihren sonstigen Vorzügen eine ausserordentlich wertvolle Quelle. Ihr Verhältnis schliesslich zu Albert von Aachen dürfte genau dasselbe sein, wie das der Gesten zu ihren Kopisten, vornehmlich zu Robert dem Mönch. In beiden Fällen besitzen wir, den Hauptsachen nach, glaubwürdige Überlieferung, von den Kopisten durch bunte Phantastik bereichert, oder richtiger arg verunstaltet.

Indessen ob ich nun bei meiner Herausschälung der othringischen Chronik aus Alberts Werk vollständig im Rechte bin oder nicht, jedenfalls bietet meine Arbeit nicht nur nicht abschliessende Untersuchungen, sondern enthält

und soll allein enthalten Erörterungen, die zu regem Weiterforschen anzuspornen wünschen. An der Deutung der grossen Chroniken des deutschen Mittelalters haben fast alle Koryphäen unserer Wissenschaft und zahllose Schüler derselben gearbeitet und erst nach langen Mühen vollbegründete Ansichten über Entstehungsart und Wert dieser Schriftwerke ans Licht gebracht. Mit Albert von Aachen hat sich ausser Sybel und mir noch niemand ernstlich beschäftigt. Ich darf deshalb nicht erwarten, völlig irrtumsfreie Ergebnisse vorgetragen zu haben. Meine Nachfolger werden vermutlich manches klarer erkennen, als ich es vermochte, und zwar um so mehr, als die Richtung, die ich eingeschlagen, nicht bloss eine Neuprüfung Alberts, sondern auch der andern Chroniken vom Zeitalter des ersten Kreuzzuges, ja der Geschichte dieses Zeitalters selber erfordert. Was hier nun zu thun ist, dürfte sowohl älteren Fachgenossen, als auch — nach dem heutigen Betriebe unserer Wissenschaft — tüchtigen Schülern historischer Seminarien willkommene Aufgaben darbieten, von denen ich einige hier noch erwähnen möchte.

Freilich kann ich dabei den Wunsch nicht unterdrücken, dass ich mir hierdurch nicht Gegner erwecke, wie jenen Hans von Kap-Herr, sondern Kritiker, die wissenschaftliche Polemik mit Anstand und Besonnenheit zu handhaben wissen. Auf den zweiten leidenschaftlichen Angriff Kap-Herrs (in den Gött. gel. Anz. Nr. 22 vom 10. Novbr. 1884) habe ich, was vielleicht nicht jedem Fachgenossen bekannt geworden, mit einer kurzen, aber den Sachverhalt zur Genüge richtig stellenden Erklärung (in der Deutschen Litteraturztg. Nr. 50 vom 13. Dez. 1884) geantwortet.

Die nächstliegenden Aufgaben bestehen in kritischer Behandlung des ganzen Albert von Aachen oder einzelner Abschnitte des gewaltigen Werkes. Ein gut besetztes historisches Seminar könnte die Bücher Alberts unter sich verteilen, in dieser Weise am leichtesten meine Resultate nach-

prüfen und dieselben durch neues Beweismaterial sei's vollends sicher stellen, sei's umgestalten und weiterbilden.

Sodann verdienen sämtliche Kreuzzugslieder, vornehmlich die chanson d'Antioche, eine gründliche Durchforschung, deren Zweck wäre, die Entstehung der Lieder klar darzulegen, die ältesten Teile derselben nachzuweisen und den, wenn auch geringen, so doch zur Vermehrung unserer Kenntnisse schliesslich unentbehrlichen, historisch brauchbaren Inhalt herauszuschälen. Die Liederkritik, welche Sybel in der zweiten Auflage seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges S. 76—96 gegeben hat, liefert hierfür eine gut Vorarbeit. Für deutsche Forscher wird das Verständnis der Lieder überdies wesentlich erleichtert durch die Übersetzung der chanson d'Antioche, welche die Marquise de Sainte-Aulaire angefertigt und in Paris, 1862, veröffentlicht hat.

Ferner sind die Gesten und deren Kopisten auf ihre Entstehungsart und Glaubwürdigkeit zu prüfen. Die Gesten sind eine vorzügliche Quelle, wenn auch mit mehr Fehlern und Seltsamkeiten behaftet, als Sybel annahm. Der Grad ihrer Glaubwürdigkeit wird gemäss der Bedeutung, welche die lothringische Chronik gewonnen hat, ein wenig herabzusetzen sein. Die Lieder haben in zweierlei Weise auf die Gesten eingewirkt, einmal durch die, sozusagen, harmloseren Gesänge, die gleich nach den Ereignissen, und ohne dieselben wesentlich zu verdrehen, im Pilgerlager ertönten; dann aber auch durch die wilde Phantastik, die sich an die Person der alten Kalabre, der Mutter Kerboghas knüpft. Es wäre zu erforschen, wie dieser, aus dem Rahmen der übrigen Erzählung herausfallende Abschnitt in die Gesten hinein kommen konnte. Ebenso wäre genau festzustellen, welche Zusätze bei den Kopisten derselben Phantastik oder, wie zum Teil der Fall, glaubwürdiger Überlieferung angehören.

Einfacher, jedoch ebenfalls erwünscht ist eine selb-

ständige Untersuchung de fide Raimundi. Die Glaubwürdigkeit des provenzalischen Klerikers dürfte durch die Nebenstellung der lothringischen Chronik auch um ein kleines sinken. Von der Liedereinwirkung ist Raimund nicht ganz frei, jedoch nur wenig berührt; denn, charakteristisch genug, wurde die Phantasie dieses religiösen Fanatikers fast ausschliesslich von den Zeichen und Wundern des Zeitalters in Anspruch genommen.

Radulf und Fulcher verdienen die gleiche Durchforschung. Von Radulf meint Sybel, dass dessen Angaben schlechthin glaubwürdig seien, soweit sie sich unmittelbar auf Tankred, auf dessen persönliches Sein und Handeln beziehen. Es dürfte sich herausstellen, dass in diesen Angaben neben glaubwürdigen Mitteilungen auch gröbliche Verdrehungen des Thatbestandes, Anekdoten und Lieder stecken, die man in Antiochien sang und sagte.

Eine eingehende Untersuchung verdient auch das von zwei Dichtern, Fulco und Gilo, verfasste, lateinisch geschriebene Epos vom ersten Kreuzzuge. Als Geschichtsquelle hat dasselbe zwar geringen Wert, umsomehr Interesse bietet dagegen die Frage, nach welchen Vorlagen jene beiden Autoren gearbeitet haben mögen. Sybel meint (Gesch. des ersten Kreuzz. S. 39 ff.), dass sie sich nur auf die Gesten und auf umfangreiche, aber sehr unbrauchbare mündliche Mitteilungen gestützt haben. Hagenmeyer vermutet, wie er mir auszusprechen die Güte gehabt hat, dass in erster Linie nicht die Gesten sondern Robert, den Sybel aus dem Epos schöpfen lässt, und ausserdem vornehmlich Fulcher und Albert von Aachen von den Dichtern benutzt worden sind, wonach für etwaige mündliche Mitteilungen ein weit geringerer Raum übrig bleibt. Indem ich mich Hagenmeyers Ansicht, besonders hinsichtlich Alberts von Aachen, anschliesse; habe ich noch zu beantworten, ob nun vielleicht gar die lothringische Chronik, an Stelle Alberts, eine Quelle des Epos bilde. Beim ersten Teil des-

selben, der von Fulco herrührt und bis zum Anmarsch der Kreuzfahrer auf Nicäa reicht, könnte dies leicht der Fall sein, weil der Autor die von Albert hinzugefügte Geschichte der Visiou Peters am heiligen Grabe nicht verwertet hat; sein Fortsetzer Gilo bringt dagegen, wie sogleich die Geschichte der Belagerung Nicäas zeigt, allerhand Mitteilungen, die mit den Zusätzen Alberts zur lothringischen Chronik nahe Verwandtschaft haben, so dass den Dichtern wahrscheinlich Alberts Werk vorgelegen hat.

Über Wilhelm von Tyrus hat Prutz (Neues Archiv, VIII, 93—132) eine schätzenswerte Studie veröffentlicht. Eine, vielleicht nicht unerhebliche Nachlese zu derselben ist insofern erforderlich, als durch das Hervortreten der lothringischen Chronik auf die Art, wie Wilhelm sein Quelleumaterial behandelte, ein neues Licht fällt.

Gehen wir von diesen rein kritischen zu mehr historiographischen Aufgaben über, so ist hier in erster Linie zu nennen eine Geschichte der Bauernkreuzzüge. Der Hauptabschnitt dieser Geschichte ist zwar von Hagenmeyer in dem Buche über Peter von Amiens schon sehr ausführlich behandelt. Da aber Hagenmeyer die Bedeutung Alberts von Aachen, der wichtigsten Quelle für die Geschichte Peters, nicht ganz erkannt hat und auf die Thaten und Leiden der Schicksalsgenossen Peters, der Gottschalk, Emicho, Volkmar u. s. w. nicht näher eingegangen ist, so würde eine, alles hierher gehörige zusammenfassende und dennoch, weil häufig auf das Buch des fleissigen Hagenmeyer verwiesen werden könnte, nur eine mässige Bogenzahl füllende Geschichte der Bauernkreuzzüge eine Lücke in unserer Literatur ausfüllen.

Sodann die Anfänge Gottfrieds, sein Aufbruch zum Kreuzzuge, sein Marsch durch Griechenland. Die lothringische Chronik bietet, wie wir gesehen haben, sowohl für die Vorgeschichte Gottfrieds wie vor allem für den Zug durch Griechenland bisher nicht genügend gewürdigtes

Material. Anzuschliessen wäre eine Revision der Angaben über den Zug der übrigen Kreuzesfürsten durch Griechenland und ihre Beziehungen zu Kaiser Alexius.

Die Kreuzfahrer in Kleinasien, d. h. Belagerung von Nicäa, Schlacht bei Droyläum, Marsch des grossen Heeres durch Kleinasien bis zur Ankunft vor Antiochien, alles Dinge, die eine neue Darstellung verdienen.

Graf Balduin I. von Edessa. Diese Arbeit sollte umfassen alles, was man über die Vorgeschichte des merkwürdigen Mannes irgend zusammenbringen kann, darnach die von der Sage so eigentümlich bevorzugten cilicischen Ereignisse des Herbstes 1097, endlich die Geschichte der Grafschaft Edessa bis ins Jahr 1100, bis zur Berufung Balduins auf den Thron von Jerusalem. Diese Geschichte der Grafschaft Edessa hat seit Wilken niemand eingehend behandelt.

Die Kämpfe um Antiochien, die von mir oben allerdings schon detailliert besprochen sind, aber recht wohl noch einmal kritisch und historiographisch behandelt werden könnten. In letzterer Beziehung ist diese Aufgabe die lockendste von allen. Denn über zahllose Einzelnheiten der Ereignisse wie über die Seelenregungen der handelnden Personen sind wir vielleicht in keiner andern Episode der Geschichte des Mittelalters so genau unterrichtet, wie bei den Kämpfen um Antiochien. Die gute Lösung der Aufgabe setzt aber einen begabten Schüler voraus.

Zug nach Jerusalem, Eroberung der heiligen Stadt, Gründung des dortigen Reiches bis zu Gottfrieds Tod. Von dieser Aufgabe gilt grossenteils dasselbe wie von der vorhergehenden.

Geschichte des Kreuzzuges von 1101, ein nicht gerade erhebliche Schwierigkeiten bietendes Thema für eine Dissertation von nur einigen Bogen.

König Balduin I. von Jerusalem, eine ziemlich umfangreiche Aufgabe, wenn bei ihr behandelt werden die

Kriege Balduins, seine innere, kirchliche und weltliche Politik und, was eigentlich noch dazu gehört, die gleichzeitigen Schicksale der nordsyrischen Frankenstaaten. Wollf hat, wie wir aus dem Obigen wissen, für diese Aufgabe eine nicht unbrauchbare Vorarbeit gemacht, doch ist er an wenigen Punkten zu abschliessenden Resultaten gekommen, weil auch ihm die Bedeutung Alberts von Aachen nicht klar geworden ist. — Da die Aufgabe gross ist, so könnte sie auch in einzelne Stücke zerlegt und besonders die Geschichte des Patriarchen Arnulf selbständig behandelt werden. Hierbei freilich würde sich empfehlen, die gesamte Geschichte des Patriarchates Jerusalem in allen ihren Verzweigungen ins Auge zu fassen, auch das wenige, was wir vom Patriarchat Antiochien wissen, mit hinzuzunehmen, und zuverlässig liesse sich die Arbeit mit grossem Vorteil über die ersten Zeiten der syrischen Frankenstaaten hinaus, zunächst etwa bis zur Einnahme Jerusalems durch Saladin fortführen.

Für die Geschichte König Balduins II. ist eine gründliche Revision aller vorhandenen Nachrichten ebenso erwünscht wie für die Balduins I.

Die Zahlenangaben der mittelalterlichen Geschichtsquellen sind meines Wissens noch niemals in umfangreicheren Untersuchungen auf den Grad ihrer Glaubwürdigkeit geprüft worden. Dass solche Untersuchungen angestellt werden müssen, dürfte keinem Zweifel mehr unterliegen. Eine mühsame, aber gewiss lohnende Arbeit wäre die Zusammenstellung und umsichtige Würdigung aller Zahlen, die in den Chroniken und Briefen der Kreuzfahrer vorkommen.

Endlich möchte ich daran erinnern, dass ein volles Verständnis der Geschichte der Kreuzzüge unerreichbar bleibt ohne klare Kenntnis der gleichzeitigen byzantinischen Geschichte. Wir bedürfen, worauf ich schon früher aufmerksam gemacht habe, genaue Analysen der grossen

komnenischen Historiographen und gute Darstellungen der Geschichte der komnenischen Kaiser. Kap-Herr hat in seinem Buch über Kaiser Manuels abendländische Politik hierzu eine grossenteils brauchbare Vorarbeit geliefert, es bleibt aber noch viel zu thun übrig, in erster Linie eine Untersuchung des Geschichtswerkes der Anna Komnena und der Geschichte des Kaisers Alexius I., wobei unter anderm Sybels und meine, weit von einander abweichenden Ansichten über die Kreuzfahrerpolitik dieses Kaisers zu beachten wären.

Nach alledem aber bleibt noch eins, was nur schwerlich von einem jüngeren Fachgenossen in Angriff genommen werden kann, dringend zu wünschen übrig, nämlich eine neue Ausgabe Alberts von Aachen. Die Pariser Ausgabe bezeichnet zwar einen grossen, erfreulichen Fortschritt über die alte, gar nicht mehr brauchbare Ausgabe von Bongars, doch reicht sie bei weitem nicht hin, indem bei ihr so manche wichtige Abschrift Alberts unberücksichtigt geblieben ist. Bisher war es sehr erklärlich, wenn die Fachgenossen sich scheuten, das ebenso umfangreiche wie historiographisch scheinbar unnütze Werk Alberts neu zu veröffentlichen, weshalb denn auch Prutz seine löbliche Absicht solcher Veröffentlichung aufgegeben zu haben scheint. So wie wir aber heute stehen, nachdem neun Zehntel des Albert'schen Werkes sich als vortreffliches Material erwiesen haben und noch dazu als ein Material, welches für die Geschichte deutscher Männer, der grossen Lothringer, der deutschen Anführer im Kreuzzuge von 1101 u. s. w. unentbehrlich ist, dürfte sich im Gegenteil die Frage erheben, ob Albert von Aachen nicht in die Monumenta Germaniae historica aufgenommen werden muss. Findet sich doch im 26. Bande der Monumenta der grösste Teil des Büchleins Odos von Deuil wegen der Nachrichten, die es über den Kreuzzug König Konrads III. enthält. Sollte, wie fast zu vermuten, die Aufnahme des ganzen Albert von Aachen in

die Monumenta auf unüberwindliche Schwierigkeiten stossen, so würde, da Auszüge das Bedürfnis nach einer vollendet guten Ausgabe nicht genügend befriedigen können, derjenige Fachgenosse, der das wichtige Werk selbständig ediert, sich ein grosses Verdienst erwerben.

* * *

Nachdem ich das vorliegende Buch vollendet, erschien der zweite Band der Archives de l'Orient latin. In demselben, S. 467—509, befindet sich ein interessantes Fragment d'une chanson d'Antioche en Provençal. Für die Würdigung der lothringischen Chronik bietet dieser Text zwar, soweit ich sehe, kein neues Material; für die Liederkritik dagegen ist er sicher nicht ohne Wert. Hierbei will ich nicht unterlassen, die erfreuliche Mitteilung zu machen, dass der Recueil des historiens des croisades, wie mir zuletzt noch bekannt geworden, auch die Kreuzfahrerlieder, die grossen Gesänge von Antiochien und Jerusalem nebst kleineren, bisher ungedruckten Stücken umfassen wird, und dass diese Edition in nicht ferner Frist zu erwarten ist. Umfassendere Untersuchungen über Entstehung und Wert der Lieder, sowie über ihr Zusammenwachsen zu den heute vorliegenden Texten bleiben natürlich am besten solange verschoben, bis der betreffende Band des Recueil gedruckt und ausgegeben ist.

Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Specimina selecta

Chartarum Pontificum Romanorum

Edidit

Julius von Pflugk-Harttung

Professor an der Universität Tübingen, Ritter etc.

Pars Prima. — Preis 50 Mark.

Dieses grosse Tafelwerk, mit Unterstützung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben, wird circa 100 Tafeln à 1 Mark enthalten. Der Zweck des Werkes ist: durch genaue Facsimiles die Entwickelung des gesamten päpstlichen Urkundenwesens von seiner frühesten Zeit an bis zur Höhe und zum Niedergange darzuthun; es ist bis zum Jahre 1200, bis auf Papst Innocenz III. Dazu dienen Abbildungen von ganzen Urkunden, von grösseren und kleineren Stücken aus solchen, von Monogrammen, Bleisiegeln etc. Den Schluss werden Facsimiles von gefälschten Urkunden bilden. Siebenjährige Vorarbeiten und mehr als tausend Pausen setzen den Verfasser in den Stand, eine sorgfältige und zugleich erschöpfende Auswahl zu treffen. Probeblätter stehen zur Verfügung.

ITER ITALICUM

Unternommen mit Unterstützung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin

von

Dr. Julius von Pflugk-Harttung

Professor an der Universität Tübingen, Ritter etc.

I. Abtheilung Preis 9 Mark. — II. Abtheilung Preis 16 Mark.

Es ist ein sehr verdienstvolles Werk ernstesten Fleisses, das vor uns liegt, denn es wird in demselben über circa 250 Bibliotheken und Archive Bericht erstattet. Der Verfasser hat überall, zum Theil mit Ueberwindung grosser Schwierigkeiten, die Archive durchforscht und dabei Stätten betreten, in denen noch nie der Fuss eines europäischen Gelehrten stand, so der Lateran in Rom etc.

ACTA PONTIFICUM ROMANORUM

Inedita

Urkunden der Päpste

I. Band:	II. Band:
vom Jahre 748 bis zum Jahre 1198	vom Jahre c. 97 bis zum Jahre 1197
Preis 20 Mark	**Preis 18 Mark.**

von **Dr. Julius von Pflugk-Harttung**

Professor an der Universität Tübingen, Ritter etc.

Das Werk, welches als notwendige Ergänzung des „Iter Italicum" anzusehen ist, ist eines der universalsten seiner Art. Das darin veröffentlichte Material ist auf mehreren Reisen gesammelt, zumal auf einer solchen, die mit Unterstützung der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin nach Italien unternommen wurde; es bezieht sich auf Italien, Deutschland, Österreich, Frankreich, Spanien, Palästina und England, in überwiegender Mehrzahl auf das zuerst genannte Land.

Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Perikles als Feldherr.

Von

Dr. Julius von Pflugk-Harttung

Professor an der Universität Tübingen, Ritter etc.

Preis 2 Mark 60 Pf.

DREI YASHT

aus dem

ZENDAVESTA

übersetzt und erklärt von

Karl F. Geldner.

Preis 5 Mark.

AVESTA

die

heiligen Bücher der Parsen.

Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien

herausgegeben von

Karl F. Geldner.

I. YASNA. — 1. Lieferung.

Preis 8 Mark.

AVESTA

the

sacred Books of the Parsis

edited by

Karl F. Geldner

Published under the Patronage of the Secretary of State for India in Council.

I YASNA. — Fasciculus 1.

Preis 12 Mark 50 Pf.

Sittliche Fragen.

Ethisches und Apologetisches

über

Freiheit, Gewissen und Sittengesetz.

Von **Dr. R. Kittel,**

Professor am Karlsgymnasium in Stuttgart.

Preis 4 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google